Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire,

Voltaire's sämmtliche Romane und Erzählungen

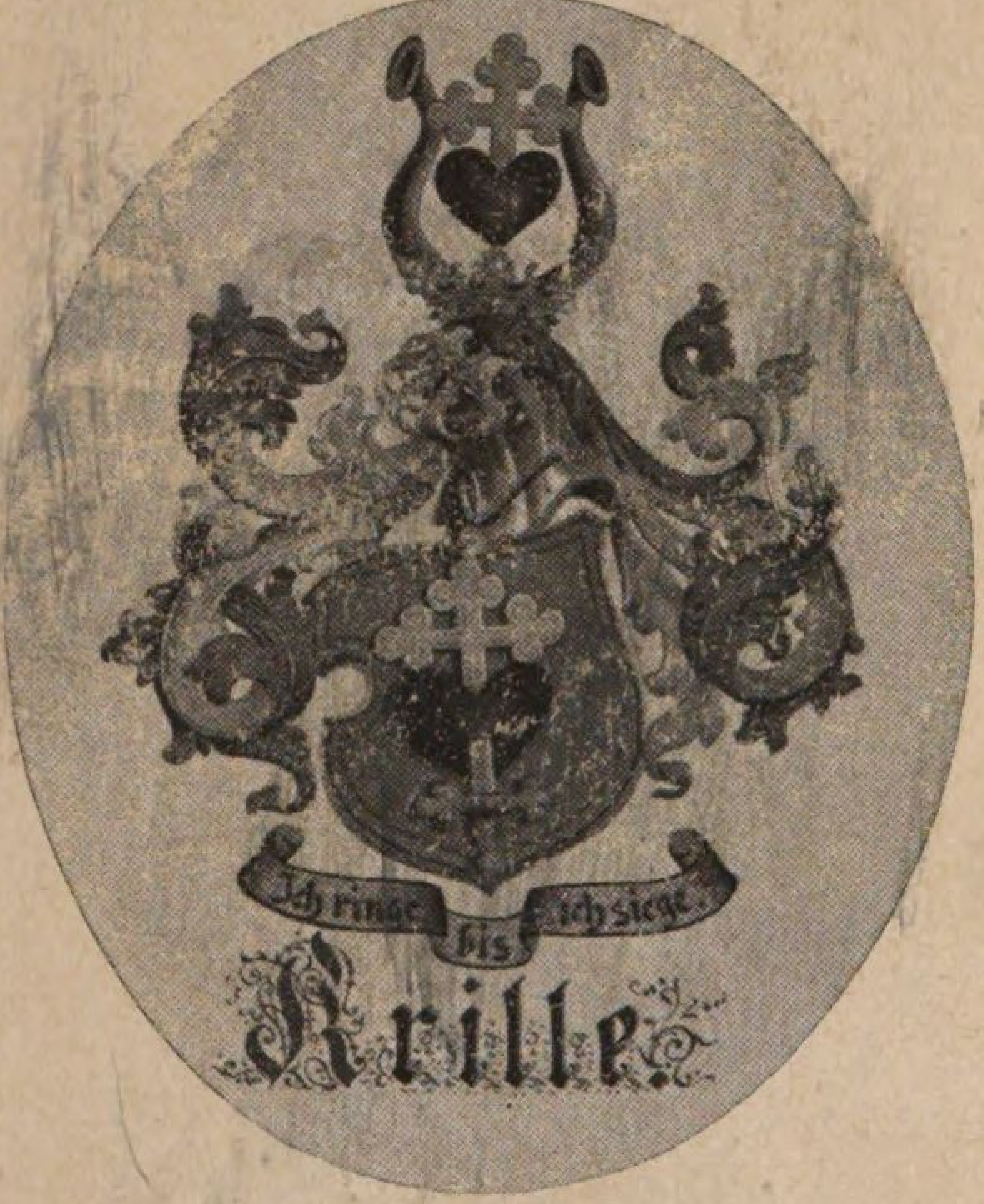
Bd.: 2. Die beiden Getrösteten. Geschichte eines braven Braminen. Der Natur mensch. Die Prinzessin von Bab

Quedlinburg u.a. 1828

40.7073-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702526-1

40
7073
-2-

40. 7073 (2



B.S.B.
MÜNCHEN

<36601479510013
<36601479510013
Bayer. Staatsbibliothek

40.7073 C

Voltaire's
sämmtliche
Romane und Erzählungen.

Neu übersetzt

von

Dr. F. H. Ungewitter.

C. Camproux

Zweiter Band.

Die beiden Getrösteten. — Geschichte eines braven Braminen. — Der Naturmensch. — Die Prinzessin von Babylon. — Jeannot und Colin. — Der weiße Stier.

Quedlinburg und Leipzig.

Verlag von Gottfr. Basse.

1828.

785

Gr. 14428

40.7073/2

Bayerische
Staatsbibliothek
München

784

Die beiden Getrösteten.

Bayerische
Staatsbibliothek

Der große Philosoph Kitophilus sprach eines Tages zu einer schmerzlich betrübten Frau, und die gerechte Ursache hatte, es zu seyn: »Madame, die Königin von England, die Tochter des großen Heinrichs des Vierten, ist eben so unglücklich gewesen, wie Sie; man jagte sie aus ihren Königreichen; sie war nahe daran, auf dem Ocean bei einem Sturme ums Leben zu kommen; sie sah ihren königlichen Gemahl auf dem Schafote sterben.« — »Ich beklage sie,« erwiederte die Dame; und sie weinte über ihr eigenes Unglück.

»Aber,« sprach Kitophilus, »denken Sie an Maria Stuart: sie liebte auf eine sehr anständige Weise einen braven Sänger, der einen sehr schönen tiefen Tenor hatte. Ihr Gemahl tödtete ihren Sänger vor ihren Augen; und darauf ließ ihr ihre gute Verwandtin und Freundin, die Königin Elisabeth, welche sich Jungfrau nannte, auf einem schwarz ausgeschlagenen Schafote den Kopf abschlagen, nachdem sie sie achtzehn Jahre lang in Gefangenschaft gehalten hatte.« — »Dies ist sehr grausam,« entgegnete die Dame; und sie versank aufs Neue in ihre Schwermuth.

»Haben Sie nicht vielleicht von der schönen Johanna von Neapel reden hören,« sagte der Trosteinsprecher, »welche eingekerkert und erdrosselt wurde?« — »Ich erinnere mich dessen dunkel,« sprach die Betrübte.

»Ich muß Ihnen,« fuhr der Andere fort, »eine Begebenheit aus dem Leben einer Fürstin erzählen, die zu meiner Zeit nach dem Abendessen entthront wurde, und auf einer wüsten Insel gestorben ist.« — »Ich kenne diese ganze Geschichte,« gab die Dame zur Antwort.

»So will ich Ihnen doch wenigstens das mittheilen, was einer andern großen Prinzessin begegnet ist, der ich die Philosophie gelehrt habe. Sie hatte einen Geliebten, wie dies bei allen großen und schönen Prinzessinnen der Fall ist. Ihr Vater trat in ihr Zimmer, und überraschte den Liebhaber, dessen ganzes Gesicht glühte und dessen Auge wie ein Karfunkel leuchtete; dabei schien die Dame sehr erhitzt zu seyn. Das Gesicht des jungen Mannes mißfiel dem Vater dergestalt, daß er ihm die furchtbarste Ohrfeige reichte, die jemals in seinem Lande ertheilt worden ist. Der Liebhaber ergriff eine Feuerzange und schlug den Schwiegervater damit auf den Kopf, der kaum wieder hergestellt wurde, und noch die Narbe dieser Wunde trägt. Die bestürzte Geliebte sprang zum Fenster hinaus und setzte sich den Fuß aus; so daß sie bis auf den heutigen Tag augenscheinlich hinkt, wenn sie gleich außerdem den herrlichsten Wuchs hat. Der Liebhaber wurde zum Tode verurtheilt, weil er einen großen Fürsten auf den Kopf geschlagen hatte. Stellen Sie sich die Lage der Prinzessin vor, als man den Geliebten aufknüpfte. Ich habe sie, während sie im Gefängnisse war, oft gesehen; sie sprach stets mit mir über ihr Unglück.«

»Warum wollen Sie denn nicht, daß ich an das meinige denke?« versetzte die Dame. — »Weil,« entgegnete der Philosoph, »man daran nicht denken muß, und

weil, während so viele große Damen so höchst unglücklich gewesen sind, es Ihnen schlecht ansteht, in Verzweiflung zu gerathen. Denken Sie an Hekuba, denken Sie an Niobe.« — »Ach!« sprach die Dame, »wenn ich zu deren Zeit oder zu der der vielen schönen Prinzessinnen gelebt hätte, und Sie, um sie zu trösten, ihnen mein Unglück erzählt haben würden, glauben Sie, sie würden sie angehört haben?«

Am folgenden Tage verlor der Philosoph seinen einzigen Sohn, und war vor Schmerz dem Tode nahe. Die Dame ließ eine Liste aller Könige verfertigen, welche ihre Kinder verloren hatten, und brachte sie dem Philosophen; er las sie, fand sie sehr richtig, und weinte nichts desto weniger. Drei Monate darauf sahen sie sich wieder, und waren erstaunt, sich so voll munterer Laune wiederzufinden. Sie ließen der Zeit eine schöne Bildsäule errichten, mit folgender Inschrift:

D e r T r o s t r e i c h e n.

weil, während so viele große Damen so höchst unglücklich gewesen sind, es Ihnen schlecht ansteht, in Verzweiflung zu gerathen. Denken Sie an Jephtha, denken Sie an Niobe.« — »Ach!« sprach die Dame, »wenn ich zu deren Zeit oder zu der der vielen schönen Prinzessinnen gelebt hätte, und Sie, um sie zu trösten, ihnen mein Unglück erzählt haben würden, glauben Sie, so würden sie angehört haben?«

Am folgenden Tage verlor der Philosoph seinen einzigen Sohn, und war vor Schmerz dem Tode nahe. Die Dame ließ eine Liste aller Könige verfertigen, welche ihre Kinder verloren hatten, und brachte sie dem Philosophen; er las sie, fand sie sehr richtig, und weinte nichts desto weniger. Drei Monate darauf sahen sie sich wieder, und waren erstaunt, sich so voll munterer Laune wiederzufinden. Sie ließen der Zeit eine schöne Bildsäule errichten, mit folgender Inschrift:

D e r T r o s t r e i c h e n.

Mikromegas,

eine philosophische Erzählung.

Nachricht an den Leser,

von den Herausgebern der Kehler Edition.

Dieser Roman kann als ein Seitenstück zu Gullivers Reisen betrachtet werden. Er enthält mehrere Anspielungen. Der Zwerg von Saturn ist Herr von Fontenelle. Ungeachtet seiner Sanftmuth, seiner Behutsamkeit und seiner Philosophie, der zufolge die von Voltaire ihm zusagen mußte, hatte er sich mit den Feinden dieses großen Mannes verbunden, und den Anschein angenommen, als theile er, wo nicht ihren Haß, doch wenigstens ihre Vorurtheile. Er fühlte sich durch die Rolle, die er in diesem Romane spielte, tief gekränkt, und vielleicht um so mehr, als die Kritik gerecht, wenn gleich scharf war, und das eingemischte Lob derselben ein um so größeres Gewicht verlieh. Die Worte, womit das Werk endigt, linderte die Wunde nicht, und das Gute, welches von dem Secretair der Akademie von Paris gesagt wird, konnte Herrn von Fontenelle nicht über die scherzhaften Aeußerungen zufrieden stellen, die man sich über den der Akademie vom Saturn erlaubt.

Erstes Kapitel.

Reise des Bewohners eines Sirius-Planeten nach dem Planeten Saturn.

Auf einem jener Planeten, welche sich um den Stern, Sirius genannt, wälzen, lebte ein junger Mann von vielem Geiste, den ich bei seiner letzten Reise nach unserem kleinen Ameisenhaufen die Ehre hatte kennen zu lernen; er nannte sich Mikromegas, ein Name, der auf alle Großen trefflich paßt *). Seine Höhe betrug acht Meilen **); ich verstehe unter acht Meilen vier und zwanzigtausend geometrische Schritte, jeder zu fünf Fuß gerechnet.

Verschiedene, dem Publikum stets nützliche Algebraisten werden auf der Stelle die Feder ergreifen, und ausrechnen, daß in Betracht, daß Herr Mikromegas, Bewohner des Sirius-Landes, vom Kopfe bis zu den Füßen vier und zwanzigtausend Schritte zählt, welche hundertzwanzigtausend zwölfzöllige Fuß ausmachen, in Betracht, daß wir Bewohner der Erde nur fünf Fuß hoch sind, und daß unsere Erdkugel neuntausend Meilen im Umfange hat; sie werden, sage ich, ausrechnen, daß der Himmelskörper, welcher

*) Mikromegas bedeutet nämlich einen Kleingroß oder Gerngroß, einen kleinen Menschen, der gern für groß gehalten seyn will.
Anmerkung des Uebersetzers.

**) Hier werden darunter immer französische Meilen verstanden.
Anmerkung des Uebersetzers.

ihn hervorgebracht hat, durchaus gerade einen einundzwanzig Millionen sechs Mal hunderttausend Mal größern Umfang haben muß, wie unsere kleine Erde. Nichts ist einfacher und gewöhnlicher in der Natur. Die Staaten einiger Fürsten Deutschlands oder Italiens, die man in einer halben Stunde durchreisen kann, mit dem türkischen, moscowitischen und chinesischen Reiche vergleichen, bieten nur ein sehr schwaches Bild von den unermeßlichen Verschiedenheiten dar, welche die Natur in alle Wesen gebracht.

Da der Wuchs seiner Excellenz von der genannten Höhe war, so werden alle unsere Bildhauer und alle unsere Maler eingestehen müssen, daß der Umfang der Mitte seines Körpers funfzigtausend zwölfzöllige Fuß betragen haben kann; woraus sich eine ganz treffliche Proportion ergibt.

Was seinen Verstand betraf, so war dieser einer der ausgebildetsten, den wir besitzen; er wußte viele Dinge, er hatte einige sogar erfunden; er war noch keine zweihundert funfzig Jahre alt, und studirte, dem Herkommen gemäß, im Jesuiter-Collegium seines Planeten, als er schon durch die Kraft seines Geistes über funfzig Sätze des Euclid von selbst erforschte. Dies sind achtzehn mehr, als die zwei und dreißig, welche Blaise Pascal, wie seine Schwester behauptet, spielend errieth, und dann ein sehr mittelmäßiger Mathematiker *) und ein sehr schlechter Meta-

---

*) Pascal wurde ein sehr großer Mathematiker, und wenn er auch nicht zu denen gehörte, welche durch große Entdeckungen, wie Descartes und Newton, die Wissenschaften haben weiter bringen helfen, so gehörte er doch zu den Mathematikern, welche durch ihre Werke ein Genie des ersten Ranges gezeigt haben.

Anmerkung der Herausgeber der Kehler Edition.

physiker wurde. Im Alter von vierhundert und funfzig Jahren, als er die Kinderschuhe abgelegt hatte, zergliederte er vielfach jene kleinen Insekten, die nur hundert Fuß im Durchmesser haben, und sich den gewöhnlichen Vergrößerungsgläsern entziehen; er schrieb darüber ein sehr merkwürdiges Buch, welches ihn aber in einige Unannehmlichkeiten verwickelte. Der Mufti seines Landes, ein großer und sehr einfältiger Kleinigkeitskrämer, fand in seinem Buche verdächtige, übel klingende, verwegene, ketzerische, nach Ketzerei schmeckende Sätze, und verfolgte ihn aufs heftigste; es handelte sich darum, zu wissen, ob die substantielle Form der Flöhe des Sirius von derselben Art sey, wie die der Schnecken. Mikromegas vertheidigte sich mit Geist; er brachte die Frauen auf seine Seite; der Proceß dauerte zweihundertzwanzig Jahre. Endlich ließ der Mufti das Buch durch Rechtsgelehrte verdammen, welche es nicht gelesen hatten, und der Verfasser erhielt den Befehl, in achthundert Jahren nicht wieder am Hofe zu erscheinen *).

Er machte sich im Grunde wenig daraus, von einem Hofe verbannt zu werden, an dem nur Klatschereien und Kleinlichkeiten herrschten. Er verfertigte ein sehr komisches Gedicht gegen den Mufti, welches dieser sich nicht weiter zu Herzen nahm; und er reisete jetzt von Planet zu Planet, um, wie man es nennt, die Bildung des Geistes und des Herzens zu vollenden. Diejenigen, wel-

*) Voltaire war von dem Theatiner Boyer verfolgt worden, weil er in seinen philosophischen Briefen gesagt hatte, daß sich die Fähigkeiten unserer Seele in demselben Maße, wie unsere Organe und auf dieselbe Weise, wie die Fähigkeiten der Seele der Thiere entwickelten. Anmerk. der Herausg. der Kehl. Edition.

che nur in Postwagen oder Chaisen reisen, werden sich ohne Zweifel über das Fuhrwerk da oben wundern; denn wir Übrigen auf unserm kleinen Dreckhaufen begreifen nichts, was über unser Herkommen hinaus geht. Unser Reisender kannte auf eine bewunderungswürdige Weise die Gesetze der Schwere, und alle anziehenden und zurückstoßenden Kräfte. Er wußte davon einen so geschickten Gebrauch zu machen, daß er und die Seinigen bald durch Hülfe eines Sonnenstrahls, bald durch die Fuhrgelegenheit eines Kometen von einem Himmelskörper zum andern reiseten, wie ein Vogel von Zweig zu Zweig flattert. Er durcheilte in kurzer Zeit die Milchstraße; und ich sehe mich zu gestehen genöthigt, daß er niemals durch die Sterne, womit sie besäet ist, jenen schönen Feuerhimmel erblickte, den der berühmte Vicarius Derham *) sich am Ende seines Fernrohrs gesehen zu haben gerühmt hat. Ich will damit nicht behaupten, als habe Herr Derham falsch gesehen; dies wolle Gott verhüten! Ich bemerke bloß, daß Mikromegas an Ort und Stelle und ein guter Beobachter war, und ich will Keinem widersprechen. Mikromegas kam, nachdem er sich vielfach umgesehen, auf dem Planeten Sa-

*) Ein englischer Gelehrter, Verfasser der astronomischen Theologie und einiger anderer Werke, die den Beweis des Daseyns Gottes durch die genaue Entwicklung der Wunder der Natur zum Gegenstande haben. Indessen täuschten sich er und seine Nachahmer häufig bei der Darstellung dieser Wunder, sie geriethen in Begeisterung über die Weisheit, welche in der Ordnung einer Naturerscheinung hervortritt, und es ergab sich, daß diese Naturerscheinung ganz verschieden von dem, welches sie vorausgesetzt, sey; alsdann schien ihnen diese neue Ordnung ein Meisterwerk der Weisheit. Dieser Fehler, der allen den Werken dieser Art gemeinschaftlich war, schadete ihnen. Man weiß nur zu sehr im Voraus, von welcher Art die Dinge sind, welche der Verfasser am Ende bewundern wird. Anmerk. der Herausg. der Kehler Edition.

turn an. So sehr er auch gewohnt war, neue Dinge zu sehen, so konnte er sich doch anfangs, als er die Kleinheit des Planeten und seiner Bewohner wahrnahm, des auf Ueberlegenheit beruhenden Lächelns nicht enthalten, welches bisweilen die Weisesten ergreift. Denn der Saturn ist auch nur neunhundert Mal größer, wie die Erde, und die Bewohner dieses Landes sind nur Zwerge von etwa tausend Klaftern Höhe. Er trieb darüber mit seinen Leuten anfangs seinen Spott, etwa wie ein italienischer Componist über Lulli's Musik an zu lachen fängt, wenn er nach Frankreich kommt. Aber da der Siriusbewohner einen gesunden Verstand hatte, so sah er sehr bald ein, daß ein denkendes Wesen durchaus nicht lächerlich deswegen zu seyn braucht, weil es nur sechstausend Fuß hoch ist. Er wurde mit den Saturnsbewohnern vertraut, nachdem er sie in Erstaunen gesetzt hatte. Er knüpfte ein enges Freundschaftsband mit dem Secretair der Akademie des Saturns, einem Manne von vielem Geiste, der freilich nichts selbst erfunden hatte, aber doch sehr gut Rechenschaft von den Erfindungen Anderer ablegte, und recht artige kleine Verse und große Berechnungen zu machen verstand. Ich führe hier zur Befriedigung der Leser eine merkwürdige Unterredung an, die Mikromegas eines Tages mit dem Herrn Secretair hatte.

Zweites Kapitel.

Unterredung des Bewohners des Sirius mit dem des Saturns.

Nachdem Seine Excellenz sich niedergelegt, und der Se-

cretair sich zu seinem Haupte niedergesetzt hatte, bemerkte Mikromegas, man müsse gestehen, daß die Natur sehr verschiedenartig sey. »Ja,« entgegnete der Saturnsbewohner, »die Natur ist wie ein Beet, dessen Blumen ....« — »Ach!« versetzte der Andere, »lassen Sie Ihr Blumenbeet. Sie ist,« fuhr der Secretair fort, »wie eine Gesellschaft von Blondinen und Brünetten, deren Putz ....« — »Was habe ich mit Ihren Brünetten zu schaffen?« sagte der Andere. — »So ist sie wie eine Gemäldegallerie, wo die Umrisse ....« — »Auch nicht,« sprach der Reisende, »noch einmal, die Natur ist wie die Natur. Warum sie mit andern Dingen vergleichen wollen?« — »Um Ihnen zu gefallen,« erwiederte der Secretair.« — »Ich will gar nicht, daß man mir zu gefallen suche,« versetzte der Reisende, »ich will belehrt seyn; machen Sie vorläufig damit den Anfang, mir zu sagen, wie viele Sinne die Menschen auf Ihrem Planeten haben.« — »Wir haben deren zwei und siebzig,« antwortete der Akademiker; »und wir beklagen uns täglich über die geringe Zahl. Unsere Einbildungskraft geht über unsere Bedürfnisse hinaus; wir finden, daß wir mit unseren zwei und siebzig Sinnen unserm Ringe, unseren fünf Monden *) zu sehr beschränkt sind; und trotz aller unserer Neugierde und der sehr großen Zahl von Leidenschaften, die aus unsern zwei und siebzig Sinnen entspringen, haben wir stets Zeit zu langer Weile.« — »Ich glaube

---

*) Zu Voltaire's Zeit waren erst fünf Satelliten oder Monde des Saturns entdeckt; nach den späteren Entdeckungen hat er bekanntlich sieben.

Anm. d. Uebers.

es wohl,« sagte Mikromegas; »denn auf unserem Himmelskörper haben wir nahe an tausend Sinne; und es quält uns noch, ich weiß nicht, welcher vage Wunsch, ich weiß nicht, welche Unruhe, wodurch wir stets belehrt werden, daß es nicht viel mit uns auf sich hat, und daß es noch weit vollkommenere Wesen gibt. Ich bin etwas gereis't; ich habe Sterbliche gesehen, die weit unter uns standen; Andere, die uns bei weitem überlegen waren; aber ich habe keine gesehen, die nicht hätten mehr Wünsche, als Bedürfnisse, und mehr Bedürfnisse haben, als sich befriedigt fühlen sollen. Ich werde vielleicht einst nach einem Lande kommen, wo es an nichts mangelt; aber bis jetzt hat mir Niemand von einem solchen Lande bestimmte Kunde zu geben gewußt.« Der Bewohner des Saturns und der des Sirius erschöpften sich darauf in Muthmaßungen; aber nach mannichfachen, sehr sinnreichen und sehr unsicheren Raisonnements mußte man zu den Thatsachen zurückkehren. »Wie lange ist die Dauer Ihres Lebens?« fragte Mikromegas. — »Ach! sie ist sehr kurz,« erwiederte der kleine Mann vom Saturn. — »Dasselbe ist bei uns der Fall,« sprach der Siriusbewohner; »wir beklagen uns stets über die kurze Lebenszeit. Dies muß ein allgemeines Naturgesetz seyn.« — »Leider!« fuhr der Saturnsbewohner fort, »erleben wir nur fünfhundert große Sonnenrevolutionen. (Dieser Zeitraum kommt, nach unserer Art zu rechnen, dem von funfzehntausend Jahren mehr oder weniger gleich.) Sie sehen wohl, daß dies so viel heißt, als fast in demselben Augenblicke sterben, wo man geboren wird; unser Daseyn ist ein Punkt, unsere Dauer ein Augenblick, unser Planet

ein Atom. Kaum hat man angefangen, sich einige Kenntnisse anzueignen, als auch schon der Tod herannaht, ehe man Erfahrung gesammelt hat. Was mich betrifft, so wage ich keine Entwürfe zu machen; ich befinde mich wie ein Wassertropfen in einem unermeßlichen Meere. Insbesondere schäme ich mich Ihnen gegenüber der lächerlichen Figur, die ich in dieser Welt mache.«

Mikromegas entgegnete ihm: »Wären Sie nicht Philosoph, so würde ich fürchten müssen, Sie zu betrüben, wenn ich Ihnen sage, daß unser Leben von siebenhundertmal längerer Dauer ist, als das Ihrige; aber Sie wissen recht gut, daß wenn man seinen Körper den Elementen wiedergeben, und die Natur unter einer andern Form wieder beleben, mit andern Worten, sterben muß; daß wenn dieser Augenblick der Verwandlung gekommen ist, es durchaus einerlei ist, ob man eine Ewigkeit oder einen Tag gelebt hat. Ich bin in Ländern gewesen, wo man tausendmal länger lebt, wie bei uns, und ich habe gefunden, daß man auch hier murrte. Aber überall gibt es Leute von gesundem Verstande, die folgerecht in ihrer Denk- und Handlungsweise sind, und dem Schöpfer der Natur sich dankbar bezeigen. Ueberall hat er im Weltall eine Unermeßlichkeit von Verschiedenheiten, neben einer bewundrungswürdigen Art von Gleichförmigkeit hervortreten lassen. Zum Beispiel, alle denkende Wesen sind verschieden, und ihrer Eigenthümlichkeit nach gleichen sie sich alle unter einander, vermöge des Geschenkes, des Denkvermögens und der Wünsche. Der Urstoff ist überall verbreitet; aber er hat auf jeder Himmelskugel verschiedene Eigenthümlichkeiten. Wie viele Eigenthümlichkeiten des

Grundstoffes treten bei Ihrem Planeten hervor?« — »Wenn Sie von den Eigenthümlichkeiten sprechen,« versetzte der Secretair, »ohne welche nach unserm Dafürhalten unser Planet nicht in der Art, wie er ist, bestehen könnte, so zählen wir deren dreihundert, als die Ausdehnung, die Undurchdringlichkeit, die Beweglichkeit, die Schwerkraft, die Theilbarkeit, und das Uebrige.« — »Vermuthlich war diese kleine Zahl,« entgegnete der Reisende, »zu den Absichten genügend, die der Schöpfer mit Ihrem kleinen Wohnplatze hegte. Ich bewundere in allen Dingen seine Weisheit; ich erblicke überall Verschiedenheiten, aber auch überall ein richtiges Verhältniß. Ihr Planet ist klein, eben so sind es dessen Bewohner; Sie haben wenige Sinne; Ihr Grundstoff hat wenige Eigenthümlichkeiten; alles dieses ist das Werk der Vorsehung. Von welcher Farbe ist, genau betrachtet, Ihre Sonne?« — »Von weißer, sehr in's Gelbliche fallenden Farbe,« versetzte der Saturnsbewohner; »und wenn wir einen ihrer Strahlen zergliedern, so finden wir, daß er sieben Farben enthält.« — »Unsere Sonne fällt in's Röthliche,« sprach der Siriusbewohner, »und wir haben neun und dreißig Haupt-Farben. Es gibt unter den Sonnen, denen ich nahe gekommen bin, keine, die einander gleichen, gleich wie es bei Ihnen kein Gesicht gibt, welches nicht verschieden von allen übrigen wäre.«

Nach verschiedenen Fragen dieser Art, erkundigte er sich, wie viel essentiell unter sich verschiedene Wesen man auf dem Saturn zähle. Er erfuhr, daß man nur dreißig zähle, als Gott, Raum, Grundstoff, die ausgedehnten empfindenden, die ausgedehnten empfindenden und denken-

den, die denkenden Wesen, welche keine Ausdehnung haben, die sich durchdringenden, die sich nicht durchdringenden Wesen und das Uebrige. Der Bewohner des Sirius, wo man dreihundert zählte, hatte außerdem auf seinen Reisen dreitausend andere entdeckt, und setzte auf's Höchste den Philosophen des Saturns in Erstaunen. Endlich, nachdem sie sich gegenseitig das Wenige, was sie wußten, so wie Vieles, was sie nicht wußten, mitgetheilt; nachdem sie während der Dauer einer Sonnenrevolution ihre Meinungen ausgetauscht hatten, entschlossen sie sich, zusammen eine kleine philosophische Reise zu unternehmen.

Drittes Kapitel.

Reise der beiden Bewohner des Sirius und des Saturns.

Unsere beiden Philosophen hatten sich angeschickt, um sich mit einem allerliebsten Vorrath von mathematischen Instrumenten in der Atmosphäre des Saturns einzuschiffen, als die Geliebte des Akademikers, die davon Kenntniß erhalten hatte, mit thränenden Augen Vorstellungen dagegen machte. Es war eine niedliche kleine Brünette, die freilich nur sechshundert sechzig Klafter hoch war, aber ihre geringe Größe durch mannichfache Vorzüge ersetzte. »O Du Grausamer!« rief sie aus, »nachdem ich Dir funfzehnhundert Jahre widerstanden habe, endlich anfing, mich Dir zu ergeben, und kaum hundert Jahre in Deinen Armen geruht, willst Du mich verlassen, um mit einem Riesen aus einer andern Welt zu reisen; geh', Du

bist nur ein Neugieriger, Du hast nie wahre Liebe empfunden; wärest Du ein echter Saturnsbewohner, so wärest Du treu. Wohin willst Du laufen? Was willst Du? Unsere fünf Monde sind weniger unstät, unser Ring ist weniger veränderlich, wie Du. Ich bin fest entschlossen, ich werde Keinen je wieder lieben.« Der Philosoph umarmte sie, weinte mit ihr, so sehr er auch Philosoph war; und die Dame suchte sich, nachdem sie sich von ihrer Ohnmacht erholt hatte, Trost bei einem Stutzer des Landes.

Unterdessen reis'ten unsere beiden Neugierigen ab; sie sprangen anfangs auf den Ring, den sie, wie dies sehr richtig ein berühmter Bewohner unserer kleinen Erde errathen hat, sehr flach fanden; von da reis'ten sie von Mond zu Mond. Ein Komet kam gerade bei dem äußersten Trabanten vorbei; sie stürzten sich mit ihrer Dienerschaft und ihren Instrumenten auf ihn. Nachdem sie etwa hundert funfzig Millionen Meilen zurückgelegt hatten, langten sie bei den Satelliten des Jupiters an. Sie begaben sich auf den Jupiter selbst, und verweilten hier ein ganzes Jahr, während welcher Zeit sie sehr schöne Geheimnisse erfuhren, die gegenwärtig durch den Druck bekannt gemacht werden würden, hätten dies die Herren Inquisitoren nicht verhindert, die einige Aeußerungen und Behauptungen ein wenig beleidigend fanden. Jedoch habe ich das Manuscript in der Bibliothek des berühmten Erzbischofs von ...., der mir seine Bücher mit jener nicht genug zu preisenden Großmuth und Güte gezeigt hat, gefunden und eingesehen.

Aber kehren wir zu unseren Reisenden zurück. Nach-

dem sie den Jupiter verlassen hatten, durcheilten sie einen Raum von etwa hundert Millionen Meilen, und kamen beim Planeten Mars vorbei, der bekanntlich fünf Mal kleiner, wie unsere kleine Erdkugel ist; sie sahen zwei Monde, die sich um diesen Planeten drehen, und die den Blicken unserer Astronomen entgangen sind. Ich weiß recht gut, daß der Pater Castel ein großes und zwar sehr kurzweiliges Geschrei gegen das Daseyn dieser beiden Monde erheben wird; aber ich berufe mich deshalb auf diejenigen, welche nach Analogie schließen. Diese guten Philosophen wissen, wie schwierig es seyn würde, wenn der so weit von der Sonne entfernte Mars sich mit weniger als zwei Monden begnügen sollte. Wie dem auch seyn mag, unsere Reisende fanden hier Alles so klein, daß sie fürchteten, nicht einmal einen Platz, um sich niederzulegen, finden zu können, und sie setzten ihren Weg weiter fort, wie wenn man eine Dorfschenke verschmäht, und nach der nächsten Stadt forteilt. Aber der Siriusbewohner und sein Gefährte bereueten dies bald. Sie irrten lange Zeit umher, und fanden nichts. Endlich nahmen sie einen matten Schimmer wahr, es war die Erde; sie erregte das Mitleiden bei den von dem Jupiter kommenden Leuten. Indessen entschlossen sie sich, aus Furcht, ein zweites Mal angeführt zu werden, zu landen. Sie begaben sich auf den Schweif des Kometen, und da sie ein Nordlicht antrafen, setzten sie sich hinein, und langten am fünften Juli Eintausend siebenhundert sieben und dreißig neuen Styls auf der Nordküste des baltischen Meeres auf der Erde an.

Viertes Kapitel.

Was ihnen auf der Erdkugel begegnet.

Nachdem sie sich eine Weile ausgeruht, verzehrten sie zu ihrem Frühstücke zwei Berge, welche ihnen ihre Leute sehr schmackhaft zubereitet hatten. Darauf wollten sie das kleine Land, wo sie sich befanden, genauer untersuchen. Sie gingen Anfangs vom Norden nach dem Süden. Der gewöhnliche Schritt des Siriusbewohners und seiner Leute betrug ungefähr dreißigtausend zwölfzöllige Fuß; der Zwerg vom Saturn folgte keuchend von fern: da nun er etwa zwölf Schritte machen mußte, wenn der Andere einen einzigen machte, so mag das Verhältniß (wenn es erlaubt ist, solche Vergleichungen anzustellen) dasselbe gewesen seyn, als wenn ein kleines Bologneserhündchen neben einem preußischen Gardehauptmann anläuft.

Da diese Fremdlinge sehr rasch gingen, so hatten sie die Reise um die Erde in sechs und dreißig Stunden zurückgelegt; freilich gebraucht dazu die Sonne, oder vielmehr die Erde, nur einen Tag; aber man muß bedenken, daß es sich bequemer gehen läßt, wenn man sich um seine Achse dreht, als wenn man sich seiner Füße bedienen muß. Sie befanden sich nun wieder auf demselben Punkte, von dem sie ausgegangen waren, nachdem sie jene für sie fast nicht merkbare Pfütze, die man das mittelländische Meer nennt, und jenen andern kleinen Teich, der unter dem Namen des großen Oceans den Maulwurfshügel umgibt, gesehen hatten. Der Zwerg war nie bis über die Knie hineingekommen, und dem Andern kaum die Ferse benetzt worden. Sie stellten beim Gehen

und Kommen oben und unten alle möglichen Versuche an, um zu erfahren, ob diese Erdkugel bewohnt sey oder nicht. Sie bückten sich, sie legten sich nieder, sie fühlten überall nach; aber da ihre Augen und Hände zu den kleinen Wesen, welche hier umherkriechen, in keinem Verhältnisse standen, so konnten sie nicht das Mindeste entdecken, wodurch sie hätten auf den Gedanken kommen können, daß wir und mehrere Mitbrüder, die übrigen Bewohner dieser Erde die Ehre haben, vorhanden zu seyn.

Der Zwerg, welcher bisweilen etwas voreilige Schlüsse machte, meinte Anfangs, es befände sich kein Mensch auf der Erde. Sein Hauptgrund war, daß er Niemand gesehen habe. Mikromegas machte ihn auf eine höfliche Weise darauf aufmerksam, daß dies ein sehr schlechter Beweis sey; »denn,« sagte er, »Sie sehen mit Ihren kleinen Augen gewisse Sterne fünfter Größe nicht, die ich sehr deutlich wahrnehme; wollten Sie nun hiernach schließen, daß diese Sterne nicht vorhanden seyen?« — »Aber,« sprach der Zwerg, »ich habe überall nachgefühlt.« — »Aber,« erwiederte der Andere, »Sie haben schlecht nachgefühlt.« — »Aber,« versetzte der Zwerg, »diese Erdkugel hat eine so üble Gestalt, sie ist so unregelmäßig und von einer, wie mich dünkt, lächerlichen Form! Alles scheint hier im Chaos zu seyn. Sehen Sie nur jene kleinen Flüsse an, von denen keiner eine gerade Richtung hat, jene Teiche, die weder rund, noch viereckig, noch oval sind, noch irgend eine andere regelmäßige Form haben, alle jene kleinen spitzigen Körner, die auf der Erde borstenartig emporstehen, und die mir die Füße geritzt haben. (Er wollte von den Bergen sprechen.) Betrachten Sie

die Form der ganzen Erdkugel, wie sie an den Polen abgeplattet ist, wie sie sich auf eine linkische Weise um die Sonne wälzt, dergestalt, daß die Polargegenden unbebauet seyn müssen. In Wahrheit, der Umstand, daß es mir scheint, als ob Menschen von gesundem Verstande hier nicht ausdauern könnten, hat mich zu dem Gedanken veranlaßt, daß sich Niemand hier findet.« — »Es mag immerhin möglich seyn,« versetzte Mikromegas, »daß keine Menschen von gesundem Verstande hier wohnen. Aber bei dem allen hat es doch einigen Anschein, als ob dieses alles nicht umsonst da wäre. Alles scheint Ihnen so unregelmäßig zu seyn, sagen Sie; indessen Sie legen dabei den Maßstab vom Saturn und Jupiter an, wo alles nach der Schnur gezogen ist. Nun herrscht vielleicht gerade aus dieser Ursache hier etwas Verworrenheit. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich auf meinen Reisen stets Verschiedenheiten wahrgenommen habe?« Der Saturnsbewohner erwiederte auf alle diese Einwürfe. Der Streit würde nie ein Ende genommen haben, wenn nicht zum Glück Mikromegas in der Hitze des Gesprächs sein diamantenes Halsband durchgerissen hätte. Die Diamanten fielen zu Boden; es waren allerliebste kleine, sehr verschiedenartige Karaten, wovon die größten vierhundert Pfund und die kleinsten funfzig wogen. Der Zwerg las einige derselben auf; er bemerkte, indem er sie dem Auge nahe brachte, daß diese Diamanten, vermöge der Art, wie sie geschliffen waren, zu trefflichen Vergrößerungsgläsern dienen konnten. Er hielt also ein kleines Vergrößerungsglas von einem Durchmesser von hundert sechzig Fuß an seinen Augapfel, und Mikromegas erwählte sich ein ande-

res, dessen Diameter zweitausend fünfhundert Fuß betrug. Die Mikroskope waren vortrefflich; aber trotz dem konnte man mit ihnen anfangs nichts sehen; man mußte es auf alle Art versuchen. Endlich nahm der Bewohner des Saturns ein fast unmerkbares Ding wahr, welches auf der Oberfläche des baltischen Meeres zum Vorschein kam und sich fortbewegte; es war ein Wallfisch. Er faßte ihn mit dem kleinen Finger sehr geschickt, und nachdem er ihn auf den Nagel seines Daumens gesetzt hatte, zeigte er ihn dem Siriusbewohner, der zum zweiten Male über die ausnehmende Kleinheit der Bewohner dieser Erde lachen mußte. Der Zwerg vom Saturn, der jetzt von dem Bewohntseyn unserer Kugel überzeugt war, faßte die sehr übereilte Meinung, sie sey nur von Wallfischen bewohnt; und da er gleich mit Vernunftschlüssen bei der Hand war, so wollte er genau angeben können, woher der kleine Atom seine Bewegung habe, ob er Ideen, einen Willen und Willensfreiheit besitze. Mikromegas wurde dadurch sehr in Verlegenheit gesetzt; er untersuchte das Thier mit vieler Geduld, und das Resultat dieser Untersuchung war, daß kein Grund vorhanden sey, anzunehmen, daß eine Seele darin wohne. Die beiden Reisenden waren demnach geneigt, zu glauben, daß auf unserer Erde kein geistiges Wesen vorhanden seyn, als sie durch Hülfe des Mikroskopes etwas noch Größeres als ein Wallfisch entdeckten, welches auf dem baltischen Meere schwamm. Bekanntlich kehrte gerade damals ein Philosophenschwarm von dem Polarkreise zurück, wo diese Herren Beobachtungen gemacht hatten, worauf bisher Niemand gedacht. Nach den öffentlichen Blättern scheiterte ihr Schiff im bottnischen Meerbusen, und nur mit

genauer Noth konnten sie sich retten; aber in dieser Welt kennt man nie die unterste Karte. Ich werde die Sache aufrichtig so angeben, wie sie sich zugetragen hat, und nicht das Mindeste von eigenen Ideen einmischen, welches einem Geschichtsschreiber nicht geringe Mühe kostet.

Fünftes Kapitel.

Die Erfahrungen und Betrachtungen der beiden Reisenden.

Mikromegas streckte ganz behutsam die Hand nach dem Orte aus, wo sich der Gegenstand zeigte, und indem er mit zwei Fingern zugriff und aus Furcht, einen Fehlgriff zu thun, sie zurückzog, sie dann wieder öffnete und sie zusammendrückte, bekam er sehr geschickt das diese Herren tragende Schiff zu fassen, und setzte es, ohne es zu sehr zu drücken, damit es nicht zerbreche, auf seinen Nagel. »Dies ist ein Thier, welches sehr verschieden von dem ersten ist,« sagte der Zwerg von Saturn; der Bewohner des Sirius setzte das vermeintliche Thier in die Höhlung der Hand. Die Passagiere und die Matrosen auf dem Schiffe, die sich durch einen Orcan aufgehoben, und sich auf eine Art Felsen versetzt glaubten, kamen alle in Bewegung, die Matrosen ergriffen Weinfässer, warfen sie Mikromegas auf die Hand und stürzten sich ihnen nach. Die Mathematiker ergriffen ihre Quadranten, ihre Sextanten und lappländische Mädchen, und stiegen auf die Finger des Siriusbewohners hinab. Sie trieben ihr Wesen so stark, daß er endlich etwas sich bewegen fühlte, welches ihm die Finger kitzelte; es war ein mit Eisen be-

schlagener Stock, den man ihm in den Zeigefinger stieß; er schloß aus diesem Prickeln, daß irgend etwas aus dem kleinen Thiere, welches er in seiner Hand hatte, hervorgekommen seyn müsse; aber weiter vermuthete er anfangs nichts. Das Mikroskop, welches kaum einen Wallfisch und ein Schiff unterscheiden ließ, war gar nicht geeignet, um ein so unscheinbares Wesen, wie ein Mensch ist, wahrzunehmen. Ich will hier durchaus nicht die Eitelkeit von irgend Jemand beleidigen, aber ich bin genöthigt, diejenigen, welche am meisten Gewicht haben, zu bitten, mit mir eine kleine Bemerkung zu machen. Nämlich, wenn wir die Höhe eines Menschen ungefähr zu fünf Fuß annehmen, so spielen wir auf der Erde keine größere Figur, wie auf einer Kugel von einem Umfange von zehn Fuß ein Thier, dessen Höhe etwa den sechshunderttausendsten Theil eines Zolls beträgt. Man stelle sich nun ein Wesen vor, welches die Erde in seiner Hand halten könnte und Organe besäße, die wie die unsrigen in einem gleichen Verhältnisse zu einander ständen — und es kann sehr wohl der Fall seyn, daß es solche Wesen in großer Menge gibt —; so wird man leicht ermessen können, was es von jenen Schlachten halten möchte, die wegen zwei zurückverlangter Dörfer geschlagen werden.

Ich zweifele keineswegs, daß, wenn irgend ein Hauptmann der großen Grenadiere dieses Werk je lesen sollte, die Mützen seiner Soldaten nicht wenigstens zwei Fuß höher machen lassen wird; aber im Voraus muß ich ihm sagen, daß demungeachtet er und die Seinigen stets nur unendlich kleine Wesen seyn werden.

Welche bewunderungswürdige Geschicklichkeit mußte dem-

nach wohl nicht unser Philosoph vom Sirius anwenden, um die Atomen, wovon eben die Rede war, wahrzunehmen! Als Leuwenhöck und Hartsoëker zuerst das Saamenkorn sahen oder zu sehen glaubten, aus welchem wir gebildet sind, machten sie fast keine so erstaunenswürdige Entdeckung. Welches Vergnügen empfand nicht Mikromegas, als er diese kleinen Maschinen sich bewegen sah, alle ihre Wendungen und Bewegungen beobachtete, und allen ihren Verrichtungen folgte! wie er seiner Bewunderung durch Worte Luft zu machen suchte! wie er freudig eins seiner Mikroskope seinem Reisegefährten in die Hände gab! »Ich sehe sie,« sprachen sie Beide auf einmal; »sehen Sie nur, wie sie Lasten tragen, wie sie sich bücken, wie sie sich wieder aufrichten!« Während dessen zitterten ihnen die Hände vor Freude, so neue Gegenstände zu sehen, und vor Furcht, sie zu verlieren. Der Saturnsbewohner, der von dem Extrem des Mißtrauens zum Extrem der Leichtgläubigkeit überging, glaubte wahrzunehmen, daß sie an der Fortpflanzung arbeiteten. »Ah!« sprach er, »ich habe die Natur auf der That ertappt *).« Aber er ließ sich durch den Schein irre leiten; welches nur zu häufig der Fall ist, man mag sich der Vergrößerungsgläser bedienen oder nicht.

---

*) Glücklicher und komischer Ausdruck Fontenelle's bei der Berichterstattung über einige in die Naturgeschichte einschlagende Beobachtungen.

Anmerk. der Herausg. der Kehler Edition.

Sechstes Kapitel.

Was ihnen mit den Menschen begegnet.

Mikromegas, ein besserer Beobachter, wie sein Zwerg, sah deutlich, daß die Atomen mit einander redeten; er machte seinen Gefährten darauf aufmerksam, der, beschämt, sich rücksichtlich des Artikels der Zeugung geirrt zu haben, nicht glauben wollte, daß derartige Wesen sich Ideen mittheilen könnten. Ihm war wie dem Siriusbewohner die Gabe verliehen, verschiedene Sprachen zu reden; er hörte unsere Atomen nicht sprechen und zog daraus den Schluß, daß sie nicht sprechen könnten; überdies, wie sollten diese unmerkbaren Wesen Sprachorgane besitzen, und was sollten sie zu sprechen haben können? Um zu reden, muß man denken oder zu irgend etwas Ähnlichem im Stande seyn; aber, wenn sie das Denkvermögen besäßen, so würden sie doch das Äquivalent einer Seele haben; solchen Wesen aber das Äquivalent einer Seele beizulegen, würde in der That eine Ungereimtheit seyn. »Aber,« sprach der Siriusbewohner, »noch in diesem Augenblicke meinten Sie, daß sie der Liebe nachgingen; glauben Sie nun aber wohl, daß man seine Liebe zu erkennen geben könne, ohne zu denken und ohne irgend ein Wort hervorzubringen oder ohne sich wenigstens hören zu lassen? Glauben Sie überdies, daß es schwieriger sey, ein Argument wie ein Kind zu machen?« — »Meines Theils scheint mir beides ein großes Geheimniß zu seyn; ich wage weder zu glauben noch zu läugnen,« sprach der Zwerg; »ich hege keine Meinung mehr; lassen Sie uns versuchen, diese Insekten genauer zu betrachten, dann können wir weiter darüber sprechen.«

— »Trefflich gesprochen,« entgegnete Mikromegas; und sofort zog er eine Scheere hervor, womit er sich die Nägel beschnitt, und dann aus einem Abschnitzel des Nagels seines Daumens auf der Stelle eine Art Sprachrohr, wie ein Trichter gestaltet, machte, wovon er das Mundstück an sein Ohr hielt. Der Trichter war von dem Umfange, daß er das Schiff wie die ganze Mannschaft umschloß. Der schwächste Laut drang in das innere Gewinde des Rohrs; so daß der Philosoph von oben, Dank sey es seiner Erfindungskraft, das Sumsen unserer Insekten hier unten vollkommen hörte. In wenigen Stunden gelang es ihm, die Worte zu unterscheiden, und endlich das Französische zu verstehen. Dem Zwerge gelang es ebenfalls, jedoch mit mehr Mühe. Das Erstaunen der Reisenden verdoppelte sich mit jedem Augenblicke. Sie hörten, wie Milben ganz verständige Dinge redeten; diese sonderbare Einrichtung der Natur schien ihnen unerklärbar. Man wird sich leicht vorstellen können, daß der Bewohner des Sirius und sein Zwerg vor Begierde brannten, ein Gespräch mit den Atomen anzuknüpfen; der Zwerg fürchtete nur, daß seine Donnerstimme und die des Mikromegas die Milben taub machen würde, ohne ihnen verständlich zu seyn. Man mußte die Kraft mildern. Sie steckten sich in den Mund kleine, Zahnstochern ähnliche Hölzer, deren sehr zugespitztes Ende das Schiff berührte. Darauf setzte Mikromegas den Zwerg auf seine Knie, und das Schiff mit der ganzen Mannschaft auf einen seiner Nägel, beugte den Kopf nieder, und sprach so leise er konnte. Nachdem nun alle diese und noch manche andere Vorkehrungen getroffen waren, begann er seine Rede folgendermaßen:

»Unsichtbare Insekten, welche die Hand des Schöpfers nach seinem Willen in dem Abgrunde des unendlich Kleinen hat entstehen lassen, ich danke ihm, daß er mich gewürdigt und in den Stand gesetzt hat, undurchdringliche Geheimnisse aufzudecken. Vielleicht würde man Euch an meinem Hofe des Blickes nicht werth halten; aber ich verachte Niemand, und verspreche Euch meinen Schutz.«

Gerieth jemals ein Mensch in Erstaunen, so waren es die Leute, die sich von diesen Worten angeredet werden hörten. Sie konnten nicht begreifen, wo sie herkämen. Der Almosenier des Schiffes begann Beschwörungsformeln herzusagen, die Matrosen fluchten, und die Philosophen des Schiffs stellten ein System auf; aber welches System sie auch aufstellen mochten, so konnten sie doch nicht errathen, wer mit ihnen spräche. Der Zwerg vom Saturn, der eine sanftere Stimme, wie Mikromegas hatte, sagte ihnen darauf mit wenigen Worten, mit welcher Art Wesen sie es zu thun hätten. Er setzte sie von der Reise vom Saturn und von der Beschaffenheit des Mikromegas in Kenntniß; und nachdem er sie bedauert hatte, daß sie so klein seyen, fragte er sie, ob sie sich stets in diesem elenden, an die Vernichtung gränzenden Zustande befunden hätten, was sie auf einer Erdkugel vornähmen, welche den Wallfischen zu gehören schiene, ob sie glücklich seyen, ob sie sich vermehrten, ob sie eine Seele hätten, und that überhaupt hundert andere Fragen.

Ein Räsonneur des Haufens, kühner wie die Übrigen, und entrüstet, daß man seine Seele in Zweifel ziehe, beobachtete den Redenden durch die Dioptern eines Quadran-

ten, maß auf zwei verschiedenen Standpunkten, und sprach auf dem dritten also: »Sie glauben also, mein Herr, daß, weil Sie vom Kopfe bis zu den Füßen tausend Toisen messen, Sie . . . .« — »Tausend Toisen!« rief der Zwerg aus; »gerechter Himmel! woher kann man meine Höhe wissen? Tausend Toisen, er irrt sich nicht um einen Zoll; was! dieser Atom hat mich gemessen! es ist ein Mathematiker, er kennt meine Größe; und ich, der ich ihn nur durch ein Mikroskop sehen kann, ich kenne die seinige noch nicht einmal!« — »Ja, ich habe Sie gemessen,« sprach der Mathematiker, »und ich werde eben so gut auch Ihren großen Gefährten messen.« Der Vorschlag wurde angenommen; Seine Excellenz streckte sich der Länge nach hin; denn wenn er aufrecht stehen geblieben wäre, so würde sein Kopf zu sehr über die Wolken hinausgereicht haben. Unsere Philosophen errichteten auf ihm einen großen Baum an einem Orte, den der Doctor Swift nennen würde, wovor ich mich aber wohl aus Achtung gegen die Damen hüten werde. Darauf brachten sie durch eine Reihe von Triangeln heraus, daß das, was sie sähen, in der That ein junger Mensch von hundertzwanzigtausend Fuß Höhe sey.

Mikromegas brach in die Worte aus: »Ich sehe mehr wie je ein, daß man über nichts nach seinem äußern Anscheine urtheilen darf. O Gott! der Du Wesen mit Verstand begabt hast, die so verächtlich scheinen; die Erschaffung des unendlich Kleinen kostet Dir eben so wenig Mühe, wie die des unendlich Großen; und wenn es möglich ist, daß es noch kleinere Wesen wie diese gibt, so können sie gar einen Verstand besitzen, der dem jener herr-

lichen Thiere überlegen ist, die ich im Himmel gesehen habe, und wovon ein einziger Fuß die Erde bedecken würde, zu der ich herabgekommen bin.«

Einer der Philosophen erwiederte ihm, er könne sich mit voller Gewißheit überzeugt halten, daß es wirklich noch verständige Wesen gebe, die bei weitem kleiner wie die Menschen seyen. Er theilte ihm nicht, was Virgil Fabelhaftes über die Bienen gesagt, aber dagegen alles mit, was Swammerdam entdeckt, und Reaumur durch Zergliederungen herausgebracht hat. Er lehrte ihn endlich, daß es Thiere gebe, die in demselben Verhältnisse zu den Bienen ständen, wie die Bienen zu den Menschen, wie selbst der Siriusbewohner zu den großen eben genannten Thieren, und diese so unermeßlichen Thiere zu anderen Wesen, gegen die sie nur als Atomen erschienen. Nach und nach wurde das Gespräch interessant, und Mikromegas ließ sich folgendermaßen aus:

Siebentes Kapitel.

Gespräch mit den Menschen.

»O Ihr verständigen Atomen! bei denen es dem ewigen Wesen gefallen hat, seine Bildungskraft und seine Stärke an den Tag zu legen, Ihr müßt sonder Zweifel sehr reiner Freuden auf Eurer Erdkugel genießen; denn da Ihr so wenig Materialität besitzet und bloß Geist zu seyn scheint, so muß Euer Leben unter Lieben und Denken verfließen; dies ist das eigentliche Leben der Geister. Nirgends habe ich die wahrhafte Glückseligkeit gefunden, aber,

gewiß, hier wird sie herrschen.« Bei diesen Worten schüttelten alle Philosophen die Köpfe; und einer von ihnen, freimüthiger wie die übrigen, gestand ihm offenherzig, daß mit Ausnahme einiger weniger, fast gar nicht in Betracht kommender Menschen, alle anderen eine Gesellschaft von Narren, Schurken und Unglücklichen bildeten. »Wir besitzen mehr Materialität, als nöthig ist,« fuhr er fort, »um viel Böses zu thun, wenn das Böse aus der Körperlichkeit entspringt. Wissen Sie wohl, daß z. B. vielleicht in diesem Augenblicke, wo ich mit Ihnen spreche, hunderttausend mit Hüten bedeckte Narren unseres Geschlechtes hunderttausend andere, mit einem Turban bedeckte Thiere tödten oder von ihnen getödtet werden, und daß man fast auf der ganzen Erde seit undenklicher Zeit so verfahren hat?« Dem Siriusbewohner überfiel ein Schauder, und er fragte, welches wohl die Veranlassung zu solchen schrecklichen Kämpfen unter so nichtswürdigen Thieren geben könnte. — »Es handelt sich,« erwiederte der Philosoph, »um einige Dreckhaufen von der Größe Ihrer Ferse. Nicht als ob einer dieser Millionen Menschen, die sich erwürgen lassen, einen Strohhalm von diesen Dreckhaufen verlange. Nien, es handelt sich bloß darum, ob sie einem gewissen Manne, den man Sultan nennt, oder einem andern, der, ich weiß nicht weswegen, Kaiser oder Cäsar genannt wird, gehören sollen. Keiner von Beiden hat jemals den in Frage stehenden kleinen Winkel der Erde gesehen oder wird ihn jemals sehen; und eben so wenig hat fast keins von jenen Thieren, die sich gegenseitig erwürgen, das Thier gesehen, für das es sich todt schlagen läßt.«

»O Ihr Unglücklichen!« rief Mikromegas voll Unwillen aus, »kann man dieses Übermaß von rasender Wuth begreifen! Es kommt die Lust mir an, drei Schritte zu thun, und mit drei Fußtritten diesen ganzen Ameisenschwarm von lächerlichen Mördern zu zertreten.« — »Geben Sie sich nicht die Mühe,« entgegnete man ihm; »sie selbst arbeiten genug auf ihre Vernichtung hin. Seyn Sie überzeugt, daß nach Verlauf von zehn Jahren nicht der hundertste Theil dieser Elenden übrig ist; seyn Sie überzeugt, daß ohne auch den Degen gezogen zu haben, doch Hunger, Ermattung oder Unmäßigkeit hinlänglich unter ihnen aufräumen werden. Überdies sind sie nicht zu bestrafen, sondern jene sich nicht von der Stelle rührenden Barbaren, die aus dem Dunkel ihres Cabinettes zur Zeit ihrer Verdauung das Gemetzel einer Million Menschen anbefehlen, und dann feierliche Dankgebete zum Himmel anstellen lassen.« Der Reisende fühlte sich vom Mitleiden gegen das kleine menschliche Geschlecht ergriffen, bei dem er so erstaunenswürdige Contraste entdeckte. »Da Ihr zu der kleinen Zahl der Weisen gehört,« sagte er zu diesen Herren, »und wahrscheinlich Niemand des Geldes wegen tödtet, so bitte ich, saget mir, womit Ihr Euch beschäftigt?« — »Wir zergliedern Fliegen,« erwiederte der Philosoph, »wir messen Linien, wir häufen Zahlen, wir sind über zwei oder drei Punkte, die wir verstehen, einig, und wir streiten uns über zwei oder dreitausend, die wir nicht verstehen.« Mikromegas und seinem Gefährten wandelte die Lust an, diese denkenden Atomen zu examiniren, um die Dinge zu erfahren, welche sie begriffen und worüber sie einig seyen. »Wie weit rechnet man,« fragte der Saturns-

bewohner, »vom Hundsstern bis zum Pollux *)?« Sie antworteten alle einstimmig: »Zwei und dreißig und einen halben Grad.« — »Wie weit rechnet man von hier nach dem Monde?« — »In runden Zahlen sechzig Halbmesser der Erde.« — »Wie groß ist das Gewicht Eurer Luft?« Jetzt glaubte er sie zu fangen, aber die einhellige Antwort war, daß ein Cubikfuß Luft etwa neunhundert Mal weniger wiege, wie ein Cubikfuß des leichtesten Wassers, und neunzehntausend Mal weniger, wie ein Cubikfuß Ducatengold. Der kleine Zwerg vom Saturn, im höchsten Grade über ihre Antworten erstaunt, gerieth in Versuchung, eben dieselben Leute, denen er noch vor einer Viertelstunde eine Seele abgesprochen hatte, für Zauberer zu halten.

Endlich wandte sich Mikromegas an sie mit den Worten: »Da Ihr so gut alles wisset, was außer Euch ist, so werdet Ihr ohne Zweifel noch besser kennen, was in Euch ist. Saget mir nun also, was ist Eure Seele, und wie bildet Ihr Eure Ideen?« Die Philosophen sprachen alle zu gleicher Zeit, wie zuvor; allein jetzt waren sie alle verschiedener Meinung. Der älteste unter ihnen citirte Aristoteles, ein anderer sprach den Namen Descartes aus, jener den von Mallebranche, dieser den von Leibnitz, wiederum ein anderer den von Locke. Ein alter Peripatetiker endlich sprach ganz laut und mit stolzer Zuversicht seine Meinung aus. »Die Seele ist,« sagte er, »eine Entelechie **), und ein Princip, kraft dessen sie die

---

*) Im Sternbilde der Zwillinge. Anm. des Uebers.

**) Ein philosophischer Ausdruck, der so viel wie Unermüdlichkeit, ununterbrochene Thätigkeit besonders des Geistes, und auch Wirklichkeit bedeutet. Anmerkung des Uebersetzers.

Macht hat, zu seyn, was sie ist. Ausdrücklich erklärt dies Aristoteles, Seite 633, der Edition des Louvre's.« Ἐντελεχεία ἐστι, u. s. w.

»Ich verstehe das Griechische nicht zum Besten,« sprach der Riese. — »Ich eben so wenig versetzte die philosophische Milbe. — »Weswegen,« fragte Mikromegas, »citirst Du denn einen gewissen Aristoteles griechisch?« — »Weil man,« entgegnete der Gelehrte, »allerdings dasjenige, was man durchaus nicht versteht, in der Sprache anführen muß, die man am wenigsten kennt.«

Der Cartesianer *) nahm das Wort und sprach: »Die Seele ist ein rein geistiges Wesen, welches im Mutterleibe alle metaphysischen Ideen erhalten hat, und nach dem Austritt aus demselben genöthigt ist, in die Schule zu gehen, und alles aufs Neue zu lernen, was es vollkommen gewußt hat, und nie wieder lernen wird.« — »Auf diese Weise lohnt es sich ja gar nicht der Mühe,« sprach das Thier von acht Meilen Höhe, »daß Deine Seele im Mutterleibe so gelehrt ist, wenn Du so unwissend bist, sobald Du Haare am Kinne hast. Aber was verstehst Du unter Geist?« — »Was fragen Sie mich da?« sprach der Räsonneur; »ich habe davon keine Idee; man sagt, daß er kein materielles Wesen ist.« — »Aber weißt Du denn wenigstens, was Materialität ist?« — »Sehr gut,« erwiederte der Philosoph. »Zum Beispiel, dieser Stein ist grau, und hat diese Form; er hat seine drei Arten der Ausdehnung, er hat Gewicht und ist theilbar.« — »Nun wohl,« versetzte der Siriusbewohner,

*) Anhänger von Descartes. Anmerkung des Uebersetzers.

»dieses Ding scheint Dir theilbar, schwer und grau zu seyn, kannst Du nun aber auch sagen, was es ist? Du siehst einige Eigenschaften; aber kennst Du das Wesen, den Grund der Sache?« — »Nein,« sprach der Andere. — »Nun, so weißt Du auch nicht, was Materialität ist.«

Darauf richtete Herr Mikromegas das Wort an einen andern Weisen, der sich auf seinem Daumen befand, und fragte ihn, was seine Seele und was deren Verrichtungen seyen? »Die Seele thut nichts,« erwiederte der Anhänger Mallebranche's; »es ist Gott, der Alles für mich thut; ich sehe Alles durch ihn; ich thue Alles durch ihn; er thut Alles, ohne daß ich mich darein mische.« — »Wozu möchte wohl dann das Daseyn nützen?« versetzte der Weise vom Sirius. »Und Du, mein Freund,« sagte er zum Leibnitzianer, der gegenwärtig war, »was hältst Du von Deiner Seele?« — »Sie ist,« entgegnete der Leibnitzianer, »ein Zeiger, welcher, indem mein Körper die Glocke anschlägt, die Stunden angibt; oder wenn Sie wollen, sie ist es vielmehr, welche die Glocke anschlägt, während mein Körper die Stunden angibt; oder noch besser, sie ist der Spiegel des Weltalls, und mein Körper ist der Spiegelrahmen; dies ist am deutlichsten ausgedrückt.«

Ein kleiner Anhänger von Locke stand in der Nähe, und als man an ihn das Wort richtete, antwortete er: »Ich weiß nicht, wie ich denke, aber ich weiß, daß ich stets nur auf Veranlassung meiner Sinne gedacht habe. Daß es unkörperliche und verständige Wesen gibt, dies ist bei mir keinem Zweifel unterworfen; sehr aber muß ich es bezweifeln, daß es Gott unmöglich sey, die Materie denkend zu machen. Ich verehre die ewige Allmacht; es

kommt mir nicht zu, ihr Schranken zu setzen; ich bejahe nichts; ich begnüge mich damit, zu glauben, daß es mehr mögliche Dinge gibt, als man glaubt.«

Das Thier vom Sirius lächelte; er fand, daß dieser Letztere nicht am wenigsten weise sey; und der Zwerg vom Saturn würde den Anhänger Locke's umarmt haben, wenn es das außerordentliche Mißverhältniß zugelassen hätte. Aber zum Unglück war ein kleines Infusions-Thierchen mit eckiger Mütze da, welches allen philosophischen Infusions-Thierchen den Mund verschloß; es sagte, es sey im Besitz des ganzen Geheimnisses, dasselbe sey in der Summa des heiligen Thomas *) enthalten; es betrachtete von oben bis unten die beiden himmlischen Bewohner; es behauptete gegen sie, daß sie, ihre Welten, ihre Sonnen, ihre Sterne,

---

*) Nämlich des heilig gesprochenen Thomas von Aquino. Er stammte aus dem gräflichen Geschlechte von Aquino im Neapolitanischen, wurde 1224 geboren und starb 1274. Seine überwiegende Neigung zu den philosophischen Wissenschaften bestimmte ihn, 1243 in den Dominikanerorden zu treten. In dem Dominikanerkloster zu Köln genoß er des Unterrichts des berühmten Scholastikers Albertus des Großen, und trat nach wenigen Jahren, völlig eingeweiht in die scholastische Dialektik und aristotelische Philosophie, nach wenigen Jahren als Lehrer derselben zu Paris auf. Sinnreich wandte er diese Philosophie auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Theologie an, und erhielt 1257 die theologische Doctorwürde. Er hatte einen ungemeinen Einfluß auf mehrere Hauptlehren der katholischen Kirche, z. B. auf die vom Schatze der Kirche an moralischem Ueberverdienst, und die von der zur Anbetung der Hostie führenden Transsubstantiation; und Pius der Fünfte — der Urheber der Bulle In coena Domini, und von 1566 bis 1572 regierend — setzte ihn den größten Lehrern der Kirche an die Seite. Zu seinen sehr bändereichen Werken gehört ein theologisches, Summa theologiae, und eine philosophische Schrift, Summa catholicae fidei contra gentiler, eine Vertheidigung des katholischen Glaubens gegen die Heiden, worauf oben gezielt wird.

Anmerkung des Uebersetzers.

sämmtliche Dinge einzig und allein nur für den Menschen da seyen. Bei diesen Worten fielen unsere beiden Reisenden an einander, indem sie fast erstickten vor jenem unvertilgbaren Lachen, welches dem Homer zufolge den Göttern eigen ist; ihre Schultern und Bäuche hoben und senkten sich, und unter diesen Convulsionen fiel das Schiff, welches Mikromegas auf seinem Nagel hielt, in die Hosentasche des Saturnsbewohners. Die beiden guten Leute suchten es lange Zeit; endlich fanden sie es wieder, und brachten alles wieder in Ordnung. Der Siriusbewohner nahm die Milben wieder auf, und unterhielt sich in einem sehr gütigen Tone mit ihnen, obgleich es ihn im Innern seines Herzens ein wenig verdroß, sehen zu müssen, wie diese unendlich kleinen Geschöpfe einen fast in die Unendlichkeit gehenden Stolz besaßen. Er versprach ihnen, ein schönes philosophisches Buch für sie zu schreiben, die Schrift würde zu ihrem Gebrauche sehr klein seyn, und sie würden darin den Zweck aller Dinge finden. In der That übergab er ihnen dieses Buch vor seiner Abreise; man brachte es nach Paris zur Akademie der Wissenschaften; aber als der Secretair es öffnete, fand er nichts wie leere Blätter. »In der That,« sprach er, »dies hätte ich mir durchaus nicht vorgestellt.«

Geschichte

eines

braven Braminen.

Ich traf auf meinen Reisen einen alten Braminen, einen sehr weisen Mann, voll Geist und sehr gelehrt, an; überdies war er reich, und folglich aus diesem Grunde noch weiser; denn da es ihm an nichts mangelte, so hatte er nicht nöthig, Jemand zu betrügen. Seine Familie stand unter der sehr guten Aufsicht dreier schöner Frauen, die sich beeiferten, ihm zu gefallen; und wenn er sich mit seinen Weibern nicht die Zeit vertrieb, so beschäftigte er sich mit dem Philosophiren.

In der Nähe seines schönen, prachtvoll verzierten, und mit herrlichen Gärten umgebenen Hauses, wohnte eine alte, frömmelnde, einfältige, und sehr arme Indierin.

Der Bramin sprach zu mir eines Tages: »Ich wollte, ich wäre nie geboren.« Ich fragte, »weswegen?« Er antwortete mir: »Ich liege seit vierzig Jahren den Wissenschaften ob, diese vierzig Jahre sind verloren; ich lehre Andere, und ich weiß nichts; dies demüthigt meine Seele in dem Grade, und flößt ihr einen solchen Ueberdruß ein, daß das Leben mir unerträglich ist; ich bin geboren, ich lebe in der Zeit, und ich weiß nicht, was Zeit ist; ich befinde mich in einem Punkte zwischen zwei Ewigkeiten, wie unsere Weisen sagen, und ich habe keine Idee von der Ewigkeit; ich bin aus Körperlichkeit zusammengesetzt; mich dünkt, ich habe nie mich darüber in's Klare

setzen können, was der Gedanke erzeugt; ich weiß nicht, ob meine Denkkraft in mir ein einfaches natürliches Vermögen, wie das zu gehen, zu verdauen ist, und ob ich mit meinem Kopfe denke, wie ich mit meinen Händen greife. Nicht allein mein Denkprincip ist mir unbekannt, sondern auch das Princip meiner Bewegungen ist mir verborgen; ich weiß nicht, warum ich da bin; und dabei richtet man täglich über alle diese Punkte Fragen an mich; ich muß darauf antworten; ich habe nichts Gutes zu sagen; ich spreche viel, und stets schäme ich mich über mich selbst, und fühle mich betreten, sobald ich gesprochen habe.«

»Noch weit schlimmer ist es, wenn man mich frägt, ob Brama vom Wischnu erzeugt ist, oder ob sie Beide von Ewigkeit her gewesen sind. Gott ist mein Zeuge, daß ich davon nicht ein Wort weiß, und dies leuchtet deutlich genug aus meinen Antworten hervor. Ach! mein ehrwürdiger Vater, spricht man zu mir, lehrt uns, wie das Böse die ganze Welt überschwemmt. Ich bin eben so sehr darüber in Sorge, wie diejenigen, welche diese Frage an mich richten; ich sage bisweilen zu ihnen, das Alles auf's Beste in der Welt ist; aber die, welche im Kriege zu Grunde gerichtet, oder verstümmelt sind, glauben eben so wenig, wie ich daran; ich ziehe mich, niedergedrückt von meiner Wißbegier und meiner Unwissenheit, in meine Behausung zurück. Ich lese unsere alten Bücher, und sie umhüllen meinen Geist nur noch mehr. Ich rede mit andern Braminen; einige geben mir zur Antwort, man müsse des Lebens genießen, und der Menschen spotten; Andere glauben etwas zu wissen, und ver-

lieren sich in überspannte Ideen; alles trägt dazu bei, das in mir wohnende, schmerzliche Gefühl zu vermehren. Oft stehe ich auf dem Punkte, in Verzweiflung zu gerathen, wenn ich bedenke, daß ich nach allen Forschungen nicht weiß, woher ich gekommen bin, was ich bin, wohin ich gehen werde, oder was aus mir werden wird.«

Der Zustand dieses guten Mannes ging mir sehr nahe; Niemand konnte vernünftiger, noch aufrichtiger seyn. Ich sah, daß je aufgeklärter sein Verstand, und je gefühlvoller sein Herz war, desto unglücklicher er sich fühlte.

Noch denselben Tag sah ich die alte Frau, welche in seiner Nachbarschaft wohnte. Ich fragte sie, ob sie niemals Kummer darüber empfunden habe, daß sie nicht wisse, wie ihre Seele gemacht sey? Sie begriff nicht einmal meine Frage: nicht einen einzigen Augenblick ihres Lebens hatte sie je über einen der Punkte nachgedacht, welche den Braminen quälten: sie glaubte von ganzem Herzen an die Verwandlungen Wischnu's; und so fern sie nur bisweilen Wasser aus dem Ganges hatte, um sich zu waschen, hielt sie sich für die glücklichste aller Frauen.

Betroffen von dem Glücke dieses armen Geschöpfes, kehrte ich zu meinem Philosophen zurück, und sprach zu ihm: »Schämt Ihr Euch nicht, Euch für unglücklich zu halten, während vor Eurer Thür sich ein altes Automat befindet, welches über nichts nachdenkt, und zufrieden lebt?« — »Ihr habt Recht,« erwiederte er mir; »hundertmal habe ich mir selbst gesagt, ich würde glücklicher seyn, wenn ich so einfältig, wie meine Nachbarin wäre; indessen mir zugleich gestanden, daß ich eines solchen Glükkes nicht theilhaftig seyn möchte.

Diese Antwort meines Braminen machte einen größern Eindruck auf mich, wie alles übrige; ich fragte mich selbst, und ich fand in der That, daß ich für den Preis der Einfalt nicht glücklich seyn möchte.

Ich legte die Sache mehrern Philosophen vor, und sie waren mit mir einer Meinung. Es herrscht doch in der That, sprach ich, ein toller Widerspruch in dieser Art zu denken; denn, genau betrachtet, wovon handelt es sich? glücklich zu seyn. Was liegt daran, ob man ein Weiser oder ein Einfaltspinsel ist. Noch mehr: diejenigen, die mit ihrem Daseyn zufrieden sind, sind dessen gewiß, zufrieden zu seyn; diejenigen, welche nachgrübeln, können sich nicht mit Gewißheit überzeugt halten, gesunde Schlüsse zu machen. Es ist also klar, sprach ich, daß man sich entschließen muß, sich des gesunden Menschenverstandes zu enthalten, sofern dieser gesunde Menschenverstand nur irgend zur Verminderung unseres Lebensglückes beiträgt. Jedermann war mit mir einverstanden, und doch fand ich keinen Menschen, der den Weg einschlagen wollte, einfältig zu werden, um zur Zufriedenheit zu gelangen. Hieraus schloß ich, daß wenn wir günstig von der Glückseligkeit denken, wir eine noch günstigere Meinung von dem Verstande hegen.

Aber dies in Betracht gezogen, scheint es, daß, wollte man den Verstand der Glückseligkeit vorziehen, man sehr thöricht handeln würde. Wie läßt sich dieser Widerspruch erklären? wie alle übrigen. Es läßt sich Vieles darüber sagen.

Der Naturmensch,

eine wahre Geschichte,

aus den Handschriften des Paters Quesnel entnommen.

Der Naturmensch,

eine wahre Geschichte,

aus den Handschriften des Paters Zucknel entnommen.

Erstes Kapitel.

Wie der Prior Unserer lieben Frau vom Berge und sein Fräulein Schwester einen Huronen antrafen.

Eines Tages reis'te der heilige Dunstan, der Geburt nach ein Irländer, und dem Stande nach ein Heiliger von Irland, auf einem kleinen Berge ab, der nach der französischen Küste schwamm, und so gelangte er mit diesem Fuhrwerke nach dem Meerbusen von St. Malo. Nachdem er an's Land gestiegen war, ertheilte er den Segen seinem Berge, der tiefe Verbeugungen gegen ihn machte, und nach Irland auf demselben Wege, den er gekommen war, zurückkehrte.

Dunstan stiftete in dieser Gegend eine Priorei, und gab ihr den Namen: Priorei vom Berge, den sie noch führt, wie Jedermann weiß.

Im Jahre 1689 am 15. Juli des Abends ging der Abbé von Kerkabon, Prior Unserer lieben Frau vom Berge, mit Fräulein von Kerkabon, seiner Schwester, am Ufer des Meeres spaziren, um der Kühle zu genießen. Der Prior, bereits ein wenig bei Jahren, war ein sehr guter Geistlicher, und von seinen Nachbaren geliebt, wie ihn früher seine Nachbarinnen geliebt hatten. Was insbesondere ein großes Ansehen ihm verliehen hatte, war, daß er der einzige Pfründner im Lande war, den man nicht in's Bett zu tragen brauchte, wenn er mit Andern seines Gleichen

zu Abend gegessen hatte. Er war sehr bewandert in der Theologie; und wenn ihm für den Augenblick die Lust vergangen, den heiligen Augustin zu lesen, so las er zu seiner Erholung den Rabelais; auch sprach Jedermann Gutes von ihm.

Fräulein von Kerkabon, die nie verheirathet gewesen war, obgleich stets dazu große Neigung gehabt hatte, sah noch in einem Alter von fünfundvierzig Jahren recht frisch und blühend aus; sie besaß ein gutes und gefühlvolles Herz; sie liebte die Vergnügungen und war eine Betschwester.

Der Prior sprach, die Blicke auf das Meer gerichtet, zu seiner Schwester: »Ach! hier war es, wo unser armer Bruder mit unserer theuren Schwiegerin, Frau von Kerkabon, seiner Gemahlin, auf der Fregatte Hirondelle im Jahre 1669 sich einschiffte, um in Canada in Dienste zu treten. Wäre er nicht getödtet worden, so würden wir hoffen dürfen, ihn noch einmal wieder zu sehen.«

»Glauben Sie,« sprach Fräulein von Kerkabon, »daß unsere Schwiegerin von den Irokesen gegessen ist, wie man uns gesagt hat? Gewiß ist, daß wenn sie nicht gegessen wäre, sie nach dem Vaterlande zurückgekehrt seyn würde. So lange ich lebe, werde ich sie beweinen; es war eine treffliche Frau; und unser Bruder, der viel Verstand besaß, würde sicher ein bedeutendes Glück gemacht haben.«

Indem sie durch dieses Gespräch in eine wehmüthige Stimmung versetzt worden, sahen sie mit der Fluth ein kleines Fahrzeug in den Meerbusen von Rence kommen; es waren Engländer, welche einige Producte ihres Landes

verkaufen wollten. Sie sprangen an's Land, ohne sowohl den Herrn Prior, wie sein Fräulein Schwester anzusehen, die sich durch die geringe Aufmerksamkeit, die man ihr bezeigte, sehr beleidigt fühlte.

Nicht so handelte ein junger, sehr gut gebildeter Mann, der mit einem Sprunge über die Köpfe seiner Begleiter setzte, und vor Fräulein von Kerkabon zu stehen kam. Er machte ihr ein Zeichen mit dem Kopfe, indem er den Gebrauch, eine Verbeugung zu machen, nicht kannte. Seine Gestalt und sein Anzug zogen die Blicke des Bruders und der Schwester auf sich. Sowohl sein Kopf, wie seine Beine, waren ohne Bedeckung, an seinen Füßen trug er statt der Schuhe kleine Sandalen, das Haupt war mit langen Flechten seiner Haare verziert, und ein kleines Wamms ließ einen schlanken und kräftigen Wuchs wahrnehmen; dabei hatte er ein kriegerisches Ansehen, doch leuchtete zugleich Sanftmuth aus seinen Blicken hervor. In der einen Hand trug er eine mit barbadischem Wasser *) gefüllte Flasche, und in der andern eine Art Beutel, worin ein Becher und sehr guter Schiffszwieback enthalten war. Er sprach das Französische sehr verständlich. Er bot von seinem barbadischen Wasser dem Fräulein von Kerkabon und ihrem Herrn Bruder dar; er trank davon mit ihnen; er ließ sie noch einmal trinken, und alles dieses auf eine so einfache und natürliche Weise, die den beiden Geschwistern ungemein gefiel. Sie boten ihm ihre Dienste an, und fragten ihn,

*) Eau des Barbades. Es ist ein sehr feiner Liqueur, den man in Frankreich häufig findet. Anm. d. Uebers.

wer er sey, und wohin er gehe. Der junge Mann erwiederte ihnen, daß er es nicht wisse, daß er neugierig sey, daß er habe sehen wollen, wie die Küsten Frankreichs aussähen, daß er deswegen hierher gekommen sey, und jetzt wieder zurückkehren wolle.

Der Herr Prior, der nach seiner Aussprache schloß, daß er kein Engländer sey, nahm sich die Freiheit, ihn zu fragen, aus welchem Lande er sey. »Ich bin ein Hurone,« erwiederte der junge Mann.

Fräulein von Kerkabon, die erstaunt und entzückt war, einen Huronen zu sehen, der ihr Artigkeiten bewiesen hatte, lud den jungen Mann zum Abendessen ein; er ließ sich nicht zweimal bitten, und alle Drei gingen in Gesellschaft mit einander nach der Priorei Unserer lieben Frau vom Berge.

Das kurze, runde Fräulein verschlang ihn fast mit ihren kleinen Augen, und sprach von Zeit zu Zeit zum Prior: »Dieser Jüngling hat eine Haut, die aus Lilien und Rosen zusammengesetzt ist! Wie schön sie ist für einen Huronen!« — »Sie haben Recht, liebe Schwester,« versetzte der Prior. Sie richtete in einem Athem hundert Fragen an ihn, und der Reisende beantwortete sie alle sehr passend.

Das Gerücht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, daß sich ein Hurone auf der Priorei befinde. Die Honoratioren der Umgegend beeilten sich, zum Abendessen dahin zu gehen. Der Abbé von St. Yves erschien mit seinem Fräulein Schwester, einer jungen, allerliebsten und sehr wohlerzogenen Niederbretagnerin. Der Amtmann, der Steuereinnehmer und ihre Frauen wohnten dem Abendessen bei.

Man wies dem Fremden seinen Platz zwischen Fräulein von Kerkabon und Fräulein von St. Yves an. Jedermann betrachtete ihn mit Bewunderung; Alles sprach mit ihm, und fragte ihn zu gleicher Zeit; der Hurone blieb dabei ganz unbefangen. Er schien den Wahlspruch des Lord Bolingbroke: Nihil admirari angenommen zu haben. Endlich aber riß ihm durch den vielen Lärm der Faden der Geduld ab, und er sprach zu ihnen in einem sehr sanften Tone: »Meine Herren, in meinem Geburtslande spricht man Einer nach dem Andern; wie soll ich schnell antworten können, wenn Sie es mir unmöglich machen, Sie zu verstehen? Die Vernunft gebietet allen Menschen, auf einige Augenblicke sich zu besinnen.« Es entstand ein tiefes Schweigen. Der Herr Amtmann, der in jedem Hause, wo er sich befand, stets die Fremden für sich in Anspruch nahm, und der der größte Ausfrager der Provinz war, sprach zu ihm, indem er den Mund einen halben Fuß öffnete: »Mein Herr, wie heißen Sie?« — »Man hat mich stets den Naturmenschen genannt,« erwiederte der Hurone, »und diesen Namen hat man mir in England bestätigt, weil ich stets offenherzig alles heraussage, was ich denke, und eben so freimüthig alles thue, was ich will.«

»Wie haben Sie, mein Herr, da Sie ein geborner Hurone sind, nach England kommen können?« — »Weil man mich dahin geführt hat; in einem Treffen bin ich von den Engländern gefangen genommen, nachdem ich mich aufs hartnäckigste vertheidigt hatte; und da die Engländer, welche die Tapferkeit lieben, weil sie selbst tapfer sind, und eben so rechtlich handeln, wie wir, es mir an-

boten, mich meinen Angehörigen zurückzugeben, oder mit ihnen nach England zu gehen, so wählte ich das Letztere, indem es mir angeboren ist, daß ich leidenschaftlich Länder zu sehen liebe.«

»Aber,« fuhr der Amtmann in seinem wichtigen Tone fort, »wie haben Sie Vater und Mutter so verlassen können?« — »Weil ich weder Vater noch Mutter gekannt habe,« versetzte der Fremde. Die Gesellschaft nahm innigen Theil daran, und Alles wiederholte: »weder Vater noch Mutter!« — »Wir werden die Stelle derselben bei ihm vertreten,« sprach die Herrin des Hauses zu ihrem Bruder, dem Prior; »wie liebenswürdig dieser Herr Hurone ist!« Der Naturmensch dankte ihr mit einer edlen und stolzen Herzlichkeit, und gab ihr zu verstehen, daß er nichts bedürfe.

»Ich bemerke, mein Herr Naturmensch,« sprach der würdevolle Amtmann, »daß Sie besser Französisch sprechen, als man dieses von einem Huronen erwarten sollte.« — »Ein Franzose,» entgegnete dieser, »den wir in meiner Kindheit im Huronenlande gefangen genommen hatten, und den ich sehr liebgewann, lehrte mich seine Sprache; ich lerne sehr schnell, was ich lernen will. Außerdem traf ich bei meiner Ankunft in Plymouth einen Ihrer ausgewanderten Franzosen an, welche Sie, ich weiß nicht weshalb, Hugenotten nennen; bei ihm habe ich einige Fortschritte in Ihrer Sprache gemacht; und sobald ich mich darin verständlich ausdrücken konnte, begab ich mich nach Ihrem Lande, weil ich die Franzosen sehr liebe, wenn sie nur nicht zu viele Fragen thun.«

Trotz dieser kleinen Bemerkung, fragte ihn der Abbé

von St. Yves, welche von den drei Sprachen ihm am besten gefalle, die huronische, die englische, oder die französische? »Die huronische, ohne Widerrede,« war die Antwort. — »Ist es möglich,« rief Fräulein von Kerkabon aus; »ich habe immer geglaubt, daß nach dem Niederbretagnischen die Französische die schönste aller Sprachen sey.«

Darauf fragte Jemand den Naturmenschen, »wie Tabak auf huronisch heiße;« er erwiederte »taya;« wie essen heiße: »essenten,« gab er zur Antwort. Fräulein von Kerkabon wollte durchaus wissen, wie man sich um Liebe bewerben nenne; er erwiederte ihr: »trovander« *); und zugleich behauptete er nicht ganz unrichtig, daß diese Wörter eben so viel werth seyen, wie die ihnen entsprechenden französischen oder englischen. Das Wort trovander fanden alle Gäste ganz allerliebst.

Der Herr Prior, der in seiner Bibliothek eine huronische Grammatik besaß, womit der ehrwürdige Pater Sagar Theodat, Recollecte und berühmter Missionär, ihm ein Geschenk gemacht hatte, stand einen Augenblick vom Tische auf, um darin nachzuschlagen. Er kehrte ganz außer Athem vor Freude und Zärtlichkeit zurück; er erkannte den Naturmenschen für einen ächten Huronen an. Man stritte etwas über die Mannichfaltigkeit der Sprachen, und man wurde endlich darüber einig, daß ohne das Ereigniß mit dem babylonischen Thurme Jedermann auf der Welt Französisch sprechen würde.

Der ausfragende Amtmann, der bis jetzt dem Huronen nicht recht getraut hatte, faßte jetzt hohe Achtung

*) Es sind alle diese Wörter ächt huronische.

für ihn; er sprach in einem höflicheren Tone, wie bisher mit ihm, worauf der Naturmensch nicht achtete.

Fräulein von St. Yves war sehr begierig, zu erfahren, auf welche Weise man im Lande der Huronen um Liebe werbe. »Dadurch, daß man gute Handlungen verrichtet,« erwiederte er, »um den Personen, die Ihnen gleichen, zu gefallen.« Alle Gäste bezeugten diesen Worten staunend ihren Beifall. Fräulein von St. Yves erröthete und wurde sehr munterer Laune. Fräulein von Kerkabon erröthete ebenfalls, obgleich sie nicht so vergnügt wurde; sie hatte sich ein wenig beleidigt gefühlt, daß die Artigkeit ihr nicht gesagt worden; allein sie war eine so gutmüthige Dame, daß ihre Neigung zu dem Huronen nicht im mindesten wankend gemacht wurde. In einem sehr gütigen Tone fragte sie ihn, »wie viele Geliebte er im Huronenlande gehabt habe.« — »Ich habe nur eine einzige gehabt,« versetzte der Naturmensch; »es war Fräulein Abacaba, die gute Freundin meiner theuren Amme; die Binsen können nicht schlanker, die Hermeline nicht weißer, die Hammel nicht sanfter, die Adler nicht stolzer, und die Hirsche nicht leichtfüßiger seyn, wie es Abacaba war. Sie verfolgte eines Tages in unserer Nachbarschaft, etwa funfzig Lieues von unserer Wohnung, einen Hasen; ein ungeschliffener Algonkine, der hundert Lieues weiter wohnte, hatte ihr ihren Hasen weggenommen; ich erfuhr es, ich eilte herbei, ich streckte den Algonkinen mit einem Keulenschlage zu Boden, und legte ihn an Händen und Füßen gebunden meiner Geliebten zu Füßen. Abacaba's Eltern wollten ihn essen, allein ich habe nie an dergleichen Gastmählern Geschmack gefunden; ich gab ihm die Freiheit

wieder, und machte ihn zu meinem Freunde. Abacaba wurde von meinem Verfahren so gerührt, daß sie mich allen ihren Geliebten vorzog. Sie würde mich noch lieben, wenn sie nicht von einem Bären gefressen wäre; ich bestrafte den Bären, ich trug lange Zeit sein Fell; allein dies vermochte mir keinen Trost zu gewähren.«

Fräulein von St. Yves empfand eine geheime Freude, als sie hörte, daß der Naturmensch nur eine Geliebte gehabt habe, und daß Abacaba nicht mehr lebe; jedoch wußte sie sich den Grund zu dieser Freude nicht anzugeben. Jedermann richtete die Augen auf den Naturmenschen; man lobte ihn sehr, weil er seine Landsleute verhindert habe, einen Algonkinen zu essen.

Der unerbittliche Amtmann, der seine Fragewuth nicht unterdrücken konnte, ging endlich in seiner Neugierde so weit, daß er sich erkundigte, welcher Religion der Herr Hurone zugethan sey; ob er die anglicanische, oder die gallicanische, oder die hugenottische erwählt habe. »Ich bekenne mich,« erwiederte der Naturmensch, »zu meiner Religion, wie Sie sich zu der Ihrigen bekennen.« — »Ach!« rief Fräulein von Kerkabon aus, »ich sehe wohl, daß den unglücklichen Engländern es nicht einmal eingefallen ist, ihn zu taufen.« — »Aber, mein Gott!« sprach Fräulein von St. Yves, »wie ist es möglich, daß die Huronen keine Katholiken sind? Haben die ehrwürdigen Väter Jesuiten sie nicht Alle bekehrt?« Der Naturmensch versicherte, daß man in seinem Lande Niemand bekehre; daß ein ächter Hurone niemals seine Meinung ändere, und daß selbst in seiner Sprache kein Ausdruck vorhanden sey, der **Unbeständigkeit** bedeute. Diese

letztere Aeußerung gefiel dem Fräulein von St. Yves ungemein.

»Wir werden ihn taufen, wir werden ihn taufen,« sprach Fräulein von Kerkabon zu dem Herrn Prior; »Ihnen wird diese Ehre zu Theil, mein lieber Bruder; ich muß durchaus seine Pathin seyn; der Herr Abbé von St. Yves wird ihn aus der Taufe heben. Dies wird eine sehr glänzende Feierlichkeit abgeben; in der ganzen Niederbretagne wird man davon reden, und dies wird uns zu einer unendlichen Ehre gereichen.« Alle Gäste stimmten der Dame des Hauses bei; Alle schrien: »Wir werden ihn taufen.« Der Naturmensch erwiederte, daß man in England die Leute ganz nach ihrem Gutdünken leben lasse. Er erklärte, daß der Vorschlag ihm durchaus nicht gefalle, und daß das Gesetz der Huronen wenigstens eben so viel gelte, wie das der Niederbretagnier; zugleich erklärte er, er werde morgen abreisen. Man trank noch erst seine Flasche mit barbadischem Wasser vollends aus, und begab sich Jeder zu Bette.

Nachdem man den Naturmenschen in sein Schlafzimmer geführt hatte, konnten sich Fräulein von Kerkabon und ihre Freundin, das Fräulein von St. Yves, nicht enthalten, durch ein großes Schlüsselloch zu blicken, um zu sehen, wie ein Hurone schlafe. Sie sahen, daß er die Bettdecke auf dem Fußboden ausgebreitet hatte, und daß er in der schönsten Lage von der Welt ruhte.

Zweites Kapitel.

Der Hurone, Naturmensch genannt, wird von seinen Verwandten erkannt.

Der Naturmensch erwachte, seiner Gewohnheit gemäß, mit der Sonne beim Hahnenrufe, den man in England, wie im Lande der Huronen, die Morgentrompete nennt. Er machte es nicht wie die vornehme Welt, welche sich träge im Bette herumwälzt, bis die Sonne zur Hälfte ihren Lauf vollendet hat, welche weder schlafen noch aufstehen kann, welche in diesem Mittelzustande zwischen Tod und Leben so viele kostbare Stunden verliert, und sich doch noch über die Kürze des Lebens beklagt.

Er hatte bereits zwei bis drei Stunden gewacht; er hatte dreißig Stück Wild bloß mit der Kugel erlegt, als er bei seiner Rückkehr den Herrn Prior Unserer lieben Frau vom Berge mit seiner züchtigen Schwester in der Nachtmütze in ihrem Garten spazirend antraf. Er übergab ihnen seine ganze Jagdbeute, und indem er eine Art Talisman hervorzog, den er stets auf der Brust unter dem Hemde trug, bat er sie, ihn als Erkenntlichkeit für ihre gute Aufnahme anzunehmen; »es ist das Kostbarste, was ich habe,« sprach er; »man hat mir versichert, daß ich, so lange ich diese Lumperei bei mir trüge, stets glücklich seyn würde, und ich gebe es Ihnen, damit Sie stets glücklich seyn mögen.«

Der Prior und das Fräulein lächelten zugleich gerührt über die Naivetät des Naturmenschen. Das Geschenk bestand in zwei schlecht gemachten Bildnissen, welche

vermittelst eines sehr dicken ledernen Riemens an einander geknüpft waren.

Fräulein von Kerkabon fragte ihn, »ob es im Huronenlande keine Maler gäbe?« — »Nein,« erwiederte der Naturmensch; »diese Seltenheit rührt von meiner Amme her; ihr Mann hatte sie erbeutet, indem er einige Franzosen aus Canada, die im Kriege gegen uns kämpften, geplündert hatte; dies ist alles, was ich darüber weiß.«

Der Prior betrachtete die Bildnisse mit großer Aufmerksamkeit; er veränderte die Gesichtsfarbe, er wurde bewegt, seine Hände zitterten: »Bei unserer lieben Frau vom Berge,« rief er aus, »ich glaube das Bildniß meines Bruders, des Hauptmanns, und das seiner Frau zu sehen!« Das Fräulein, welches sie mit derselben Bewegung betrachtet hatte, meinte dasselbe. Beide waren von Staunen und von einer mit Schmerz untermischten Freude ergriffen; Beide wurden gerührt; Beide weinten; ihr Herz klopfte; sie stießen einen Schrei des Staunens und der Verwunderung aus; sie entrissen sich gegenseitig die Bildnisse; Jeder von ihnen ergriff sie und gab sie zurück zwanzig Mal in einer Secunde; sie verschlangen mit ihren Blicken die Bildnisse und den Huronen; sie fragten ihn Einer nach dem Andern, und Beide auf einmal, an welchem Orte, zu welcher Zeit, und wie diese Portraits in die Hände seiner Amme gerathen seyen; sie verglichen, sie rechneten die seit der Abreise des Hauptmanns verflossene Zeit nach; sie erinnerten sich, Nachricht erhalten zu haben, daß er bis zum Lande der Huronen vorgedrungen sey, und daß sie seit dieser Zeit nichts weiter über ihn vernommen hatten.

Der Naturmensch hatte ihnen erzählt, daß er weder Vater noch Mutter gekannt habe. Der Prior, der ein kluger Mann war, bemerkte, daß der Naturmensch etwas Bart habe; er wußte sehr wohl, daß die Huronen unbärtig sind. »Sein Kinn ist wollig, folglich ist er der Sohn eines Europäers; mein Bruder und meine Schwiegerin ließen nach dem Zuge gegen die Huronen im Jahre 1669 nichts weiter von sich hören; mein Neffe mußte damals an der Brust seyn; die huronische Amme hat ihm das Leben gerettet und Mutterstelle bei ihm vertreten.« Endlich nach hundert Fragen und hundert Antworten glaubten der Prior und seine Schwester herausgebracht zu haben, daß der Hurone ihr wirklicher Neffe sey. Sie umarmten ihn unter vielen Thränen; und der Naturmensch lachte, indem er sich nicht vorstellen konnte, daß ein Hurone der Neffe eines niederbretagnischen Priors sey.

Jetzt kam die übrige Gesellschaft in den Garten. Herr von St. Yves, der ein großer Physiognom war, verglich die beiden Bildnisse mit den Gesichtszügen des Naturmenschen, und bewies dann sehr überzeugend, daß derselbe die Augen seiner Mutter, die Stirn und die Nase des verstorbenen Herrn Hauptmanns von Kerkabon und die Wangen von Beiden habe.

Fräulein von St. Yves, die weder den Vater noch die Mutter je gesehen hatte, versicherte, der Naturmensch sey ihnen vollkommen ähnlich. Sie bewunderten Alle die Wege der Vorsehung und die Verkettung der Umstände in dieser Welt. Endlich war man so vollkommen von der Herkunft des Naturmenschen überzeugt, daß er selbst einwilligte, der Neffe des Herrn Priors zu seyn, indem er

sagte, daß er ihn eben so gern wie einen Andern zum Oheim haben wolle.

Man brachte Gott seine Danksagungen in der Kirche Unserer lieben Frau vom Berge dar, während der Hurone mit gleichgültiger Miene sich zu Hause mit dem Trinken belustigte.

Die Engländer, die ihn mitgebracht hatten, und bereit waren, wieder abzusegeln, sagten ihm, es sey an der Zeit, sich wieder fortzubegeben. »Wahrscheinlich,« entgegnete er ihnen, »werdet Ihr keine Oheime und Tanten wiedergefunden haben; ich bleibe hier; kehrt immerhin nach Plymouth zurück, ich schenke Euch alle meine Koppelriemen, ich bedarf nichts mehr auf der Welt, da ich der Neffe eines Priors bin.« Die Engländer gingen unter Segel, und bekümmerten sich sehr wenig darum, ob der Naturmensch Verwandte in der Niederbretagne habe oder nicht.

Nachdem der Oheim, die Muhme und die übrige Gesellschaft ihr Te Deum gesungen hatten; nachdem der Amtmann den Naturmenschen aufs Neue mit Fragen belästigt; nachdem man alles erschöpft hatte, was nur Erstaunen, Freude und Zärtlichkeit immer hervorbringen können, waren der Prior vom Berge und der Abbé von St. Yves der Meinung, man müsse den Naturmenschen so schnell wie möglich taufen. Aber es war nicht mit einem erwachsenen Huronen von zwei und zwanzig Jahren, wie mit einem kleinen Kinde, welches man wiedergeboren werden läßt, ohne daß es das Geringste davon weiß. Man mußte ihn unterrichten, und dies schien mit vielen Schwierigkeiten verknüpft zu seyn; denn der Abbé von St. Yves setzte voraus, daß ein Mensch, der nicht

in Frankreich geboren sey, keinen gesunden Menschenverstand besitze.

Der Prior dagegen machte der Gesellschaft begreiflich, daß wenn freilich der Herr Naturmensch, sein Neffe, nicht das Glück gehabt habe, in der Niederbretagne geboren zu werden, er nichts desto weniger Verstand besitze; daß man dies aus allen seinen Antworten schließen könne, und daß zuversichtlich die Natur ihn sowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite sehr begünstigt habe.

Zuerst fragte man ihn, ob er niemals ein Buch gelesen habe. Er sagte, er habe den ins Englische übersetzten Rabelais und einige Stücke von Shakespeare gelesen, die er auswendig wisse; daß er diese Bücher bei dem Capitain, der ihn auf seinem Schiffe von Amerika nach Plymouth gebracht, vorgefunden habe, und daß er damit sehr zufrieden sey. Der Amtmann unterließ nicht, ihn über diese Werke zu befragen. »Ich gestehe Ihnen,« versetzte der Naturmensch, »daß ich darin Einiges errathen zu haben glaube, und daß ich das Übrige nicht verstanden habe.«

Der Abbé von St. Yves dachte bei diesen Worten darüber nach, wie er selbst stets so gelesen habe, und wie die meisten Menschen durchaus nicht anders lesen. »Sonder Zweifel haben Sie die Bibel gelesen?« sprach er zum Huronen.« — »Keineswegs, mein Herr Abbé; sie befand sich nicht unter den Büchern des Schiffscapitains; ich habe nie davon reden hören.« — »Was die verfluchten Engländer doch für einen Charakter besitzen!« rief Fräulein von Kerkebon aus, »sie sind mehr von einem Shakespearschen Stücke, von einem Plumpudding und einer

Flasche Rum eingenommen, als vom Pentateuch. Auch haben sie nie einen Menschen in Amerika bekehrt. Gewiß, sie sind von Gott verflucht; und wir werden ihnen Jamaica und Virginien nehmen, ehe die Zeit zu kurz seyn wird.«

Wie dem auch seyn mochte, man ließ den geschicktesten Schneider von St. Malo kommen, um den Naturmenschen vom Kopfe bis zu den Füßen zu kleiden. Die Gesellschaft trennte sich; der Amtmann quälte nun mit seinen Fragen andere Leute. Fräulein von St. Yves sah sich beim Fortgehen verschiedene Male nach dem Naturmenschen um, und verbeugte sich so tief gegen ihn, wie sie noch gegen keinen Menschen in ihrem Leben gethan hatte.

Der Amtmann stellte dem Fräulein von St. Yves, ehe er Abschied nahm, einen großen Einfaltspinsel von Sohn vor, der von der Schule kam; allein sie würdigte ihn kaum eines Blickes, so sehr war sie mit dem artigen Huronen beschäftigt.

Drittes Kapitel.

Der Hurone, Naturmensch genannt, wird bekehrt.

Da der Herr Prior sah, daß er ein wenig bei Jahren sey, und daß Gott ihm zu Troste einen Neffen gesandt habe, so fiel es ihm ein, daß er diesem seine Pfründe abtreten könne, sobald er ihn getauft, und ihn habe in den Orden treten lassen.

Der Naturmensch hatte ein treffliches Gedächtniß. Die durch das Clima von Canada vermehrte Tüchtigkeit

der Organe der Niederbretagne hatte seinen Kopf so stark gemacht, daß, wenn man daran schlug, er es kaum empfand; und was man hineingrub, nicht wieder verwischte; nie hatte er das Geringste vergessen. Sein Auffassen der Dinge war um so lebendiger und reiner, als dieselben vermöge dessen, daß seine Kindheit nicht mit unnützen und läppischen Dingen überladen worden, unumnebelt in sein Gehirn eindrangen. Der Prior entschloß sich endlich, ihn das neue Testament lesen zu lassen. Der Naturmensch verschlang es mit großem Vergnügen; aber da er weder wußte, zu welcher Zeit, noch in welchem Lande die in diesem Buche erzählten Begebenheiten sich zugetragen hatten, so zweifelte er nicht, daß der Schauplatz die Niederbretagne sey; und er schwor, er werde Caiphas sowohl wie Pilatus Nase und Ohren abschneiden, sollte er jemals diese Schurken antreffen.

Sein Oheim, über diese guten Vorsätze entzückt, klärte ihn bald darüber auf; er lobte seinen Eifer; aber er lehrte ihm, daß dieser Eifer unnütz sey, indem diese Leute bereits ungefähr vor sechzehnhundert neunzig Jahren gestorben seyen. Der Naturmensch wußte bald fast das ganze Buch auswendig. Er warf bisweilen Bedenklichkeiten auf, die den Prior nicht wenig in Verlegenheit setzten. Er sah sich oft genöthigt, den Abbé von St. Yves zu Rathe zu ziehen, der, da er nicht wußte, was er antworten sollte, einen niederbretagnischen Jesuiten kommen ließ, um das Werk der Bekehrung des Huronen zu vollenden.

Endlich drang das Gnadenlicht durch; der Naturmensch versprach, ein Christ zu werden; er zweifelte durch-

aus nicht, daß mit dem Beschneiden der Anfang gemacht werden müsse. »Denn,« sagte er, »in dem Buche, welches man mich hat lesen lassen, finde ich auch nicht einen einzigen Menschen, bei dem dies nicht geschehen wäre; es ist also unvermeidlich, daß ich meine Vorhaut zum Opfer darbringen muß, und dies je eher, je lieber.« Er bedachte sich nicht lange; er ließ den Wundarzt des Dorfes holen, und bat ihn, die Operation vorzunehmen, wobei er Fräulein von Kerkabon und die ganze Gesellschaft unendlich zu erfreuen hoffte, sobald einmal die Sache abgemacht sey. Der Barbiergeselle, der in seinem Leben eine solche Operation noch nicht verrichtet hatte, zeigte den Entschluß des Naturmenschen der Familie an, die ein lautes Geschrei erhob. Die gute Kerkabon zitterte aus Furcht, ihr Neffe, der entschlossen und rasch schien, möge die Operation sehr ungeschickter Weise selbst vornehmen, und es möchten dann traurige Folgen daraus entstehen, woran die Damen aus natürlicher Herzensgüte stets großen Theil nehmen.

Der Prior brachte den Huronen auf andere Gedanken; er stellte ihm vor, daß die Beschneidung außer Mode gekommen; daß die Taufe weit sanfter und heilsamer; daß das Gesetz der Gnade nicht wie das Gesetz der Strenge sey. Der Naturmensch, der vielen gesunden Menschenverstand und Scharfblick besaß, machte Einwendungen, aber erkannte seinen Irrthum an; was bei den Leuten in Europa, die disputiren, sehr selten ist; und endlich versprach er, sich taufen zu lassen, sobald man dieses wolle.

Aber vorher mußte er beichten, und dieses hielt sehr schwer. Der Naturmensch trug das Buch, welches sein Oheim ihm gegeben hatte, stets in der Tasche. Er fand

darin nicht einen einzigen Apostel, der gebeichtet hatte, und dies machte ihn sehr widerspenstig. Der Prior verschloß ihm den Mund dadurch, daß er ihm in der Epistel des heiligen Jacob die Worte zeigte, welche die Ketzer so sehr in Verlegenheit setzen: Bekenne einer dem andern seine Sünden *). Der Hurone schwieg, und beichtete einem Recollecten. Nachdem er fertig war, zog er den Recollecten vom Beichtstuhle herab, und indem er seinen Mann mit kräftigen Armen faßte, setzte er sich an seine Stelle, und zwang ihn, sich vor ihm auf die Knie niederzulassen. »Wohlan, mein Freund, es wird gesagt: bekenne einer dem andern; ich habe Dir meine Sünden bekannt, nun sollst Du mir nicht von der Stelle, bis Du mir die deinigen bekannt hast.« Bei diesen Worten drückte er sein Knie gegen die Brust seiner Gegenpartei. Der Recollecte stieß ein furchtbares Geheul aus, wovon die ganze Kirche ertönte. Man eilte beim Lärm herbei, und sah, wie der Katechumen im Namen des heiligen Jacob den Mönch mit Fäusten schlug. Die Freude, einen huronischen und englischen Niederbretagner zu taufen, war so groß, daß man diese Sonderbarkeiten unberücksichtigt ließ. Es gab selbst viele Theologen, welche der Meinung waren, daß die Beichte nicht nothwendig sey, weil die Taufe alles in allem ausmache.

Man ließ sich von dem Bischofe von St. Malo den ihm am gelegensten Tag bestimmen, und der Bischof, der, wie man sich leicht vorstellen kann, sich geschmeichelt fühlte, einen Huronen zu taufen, kam, begleitet von seiner

---

*) Jac. 5, 16. Anmerkung des Uebersetzers.

Geistlichkeit, in einer prachtvollen Equipage an. Fräulein von St. Yves, die Gott ihren Dank darbrachte, zog ihr schönstes Kleid an, und ließ von St. Malo einen Kopfputz kommen, um bei der Ceremonie zu glänzen. Der ausfragende Amtmann eilte mit der ganzen Umgegend herbei, die Kirche war prachtvoll verziert; aber als man den Huronen zum Taufbecken führen wollte, fand man ihn nicht.

Der Oheim und die Muhme suchten ihn überall. Man glaubte, er sey seiner Gewohnheit gemäß auf der Jagd. Alle zum Feste Eingeladenen durchstreiften die Gehölze und die benachbarten Dörfer; nirgends ließ sich der Hurone blicken.

Man begann zu fürchten, daß er nach England zurückgekehrt sey. Man erinnerte sich, von ihm gehört zu haben, daß er dieses Land sehr liebe. Der Herr Prior und seine Schwester waren überzeugt, daß man dort keinen Menschen taufe und zitterten für die Seele ihres Neffen. Der Bischof wurde bestürzt, und stand auf dem Punkte, sich wieder fortzubegeben; der Prior und der Abbé von St. Yves geriethen in Verzweiflung; der Amtmann fragte alle Vorübergehende in seinem gewöhnlichen wichtigen Tone aus; Fräulein von Kerkabon weinte, Fräulein von St. Yves weinte nicht, aber sie stieß tiefe Seufzer aus, die ihren Geschmack an dergleichen feierlichen Handlungen zu verrathen schienen. Traurig wandelten sie längs den Weiden und dem Schilfe hin, welches am Ufer des kleinen Flusses von Rence wächst, als sie mitten im Flusse eine große schneeweiße menschliche Figur erblickten, welche die Hände kreuzweise auf die Brust gelegt hatte. Sie erhoben ein lautes Geschrei und kehrten um. Allein da die Neu=

gierde jede Bedenklichkeit bald verschwinden ließ, so krochen sie unvermerkt in den Schilf, und sobald sie sicher waren, nicht gesehen zu werden, wollten sie sehen, warum es sich handle.

Viertes Kapitel.

Der Naturmensch wird getauft.

Der Prior und der Abbé, welche herbeigeeilt waren, fragten den Naturmenschen, was er hier mache. »Ei! was tausend! meine Herren, ich erwarte die Taufe; seit einer Stunde stehe ich bis zum Halse im Wasser, und es ist nicht artig, mich hier frieren zu lassen.«

»Mein lieber Neffe,« sprach zärtlich der Prior zu ihm, »so tauft man nicht in der Niederbretagne; ziehen Sie ihre Kleider wieder an und kommen sie mit uns. Fräulein von St. Yves, die dieses hörte, sagte ganz leise zu ihrer Begleiterin: »Mein Fräulein, glauben Sie, daß er bald seine Kleider wieder anziehen wird?«

Der Hurone entgegnete indessen dem Prior: »Diesmal sollen Sie mir nichts weiß machen, wie das letzte Mal; ich habe seit der Zeit genau nachgeforscht, und mich auf's vollkommenste überzeugt, daß man auf keine andere Weise tauft. Der Verschnittene der Königin Candaces wurde in einem Flusse getauft; ich fordere Sie auf, mir in dem Buche, welches sie mir gegeben haben, ein Beispiel anzugeben, wo man anders zu Werke gegangen wäre. Man taufe mich gar nicht, oder man taufe mich im

Flusse.« Man mochte ihm noch so sehr vorstellen, daß die Gebräuche sich geändert hätten; der Naturmensch war starrköpfig, denn er war ein Bretagner und Hurone. Er kam stets auf den Verschnittenen der Königin Candaces zurück; und wenn zwar sein Fräulein Tante und das Fräulein von St. Yves, die ihn aus dem Schilfe beobachtet hatten, mit Fug und Recht ihm sagen konnten, daß er sich durchaus nicht mit einem solchen Menschen vergleichen könne, so thaten sie — so groß war ihre Sittsamkeit — doch nichts der Art. Der Bischof kam herbei, um ihn auf andere Gedanken zu bringen; was in der That viel sagen wollte; allein er richtete nichts aus: der Hurone stritt gegen den Bischof.

»Weisen Sie mir,« sprach er zu ihm, »in dem Buche, welches mir mein Oheim gegeben hat, einen einzigen Menschen nach, der nicht in einem Flusse getauft ist, dann will ich alles thun, was Sie wünschen.«

Die in Verzweiflung gerathene Tante hatte bemerkt, daß das erste Mal, als er eine Verbeugung gemacht, er sie gegen Fräulein von St. Yves weit tiefer gemacht habe, wie gegen irgend Jemand anders aus der Gesellschaft, und daß er nicht einmal den Herrn Bischof mit der mit Herzlichkeit untermischten Ehrerbietung begrüßt, die er gegen das schöne Fräulein an den Tag gelegt. Sie wandte sich also in dieser großen Verlegenheit an dieselbe; sie bat sie, ihr Ansehen bei ihm in Anwendung zu bringen, um ihn zu vermögen, sich auf bretagnische Weise taufen zu lassen, indem sie glaubte, daß ihr Neffe niemals Christ werden könne, wenn er darauf bestände, im fließenden Wasser getauft zu werden.

Fräulein von St. Yves erröthete vor geheimer Freude, mit einer so wichtigen Sendung beauftragt zu werden. Sie näherte sich sittsam dem Naturmenschen, und indem sie ihm die Hand auf eine höchst liebenswürdige Art drückte, sprach sie zu ihm: »Würden Sie nicht wohl irgend etwas für mich thun?« und während sie diese Worte aussprach, schlug sie die Augen nieder, und blickte ihn dann mit zärtlicher Anmuth wieder an. »Ach! Alles, was Sie wollen, mein Fräulein, Alles, was Sie befehlen; Wassertaufe, Feuertaufe, Bluttaufe, nichts kann ich Ihnen abschlagen.« Fräulein von St. Yves genoß die Ehre, mit zwei Worten das zu Wege gebracht zu haben, was weder die dringenden Bitten des Priors, noch die wiederholten Fragen des Amtmanns, noch endlich die vernünftigen Vorstellungen und weisen Reden des Herrn Bischofs vermocht hatten. Sie fühlte ihren Triumph; aber sie fühlte ihn noch nicht in seinem ganzen Umfange.

Die Taufe wurde verrichtet und empfangen mit allem möglichen Anstande, mit allem möglichen Pompe, mit aller möglichen Annehmlichkeit. Der Oheim und die Tante überließen dem Herrn Abbé von St. Yves und seiner Schwester die Ehre, den Naturmenschen aus der Taufe zu heben. Fräulein von St. Yves strahlte vor Freude, daß sie Pathin geworden. Sie wußte nicht, woran sie dieser große Titel band; sie nahm diese Ehre an, ohne die traurigen Folgen derselben zu kennen.

Da es noch nie eine Ceremonie gegeben hat, worauf nicht ein großes Mittagsmahl gegeben wäre, so setzte man sich nach vollbrachter Taufe zu Tische. Die faden Witzlinge der Niederbretagne sagten, man müsse seinen Wein

nicht taufen. Der Herr Prior sagte, daß seit Salomo der Wein des Menschen Herz erfreue. Der Herr Bischof setzte hinzu, daß der Patriarch Judas seinen kleinen Esel an den Weinstock binden, und seinen Mantel in dem Blute der Reben baden mußte, und daß es ihm sehr Leid thue, daß man dieses nicht in der Niederbretagne thun könne, welcher Provinz Gott die Weinstöcke verweigert habe. Jeder suchte ein witziges Wort über die Taufe des Naturmenschen, und der Pathin Artigkeiten zu sagen. Der stets fragende Amtmann fragte den Huronen, ob er seinen Versprechungen treu bleiben werde. »Wie sollte ich meine Versprechungen aus den Augen setzen,« erwiederte der Hurone, »da ich sie dem Fräulein von St. Yves geleistet habe?«

Der Hurone wurde hitzig; er trank häufig auf die Gesundheit seiner Gevatterin. »Wäre ich von Ihrer Hand getauft worden,« sprach er, »so fühle ich, das kalte Wasser, welches man mir über den Nacken gegossen hat, würde mich verbrannt haben.« Der Amtmann fand dieses zu poetisch, weil er nicht wußte, wie sehr die allegorische Sprache in Canada zu Hause ist. Aber die Pathin war darüber sehr erfreut.

Man hatte dem Täufling den Namen Herkules gegeben. Der Bischof von St. Malo fragte in einem fort, wer dieser Schutzheilige sey, wovon er niemals habe reden hören. Der Jesuit, der sehr gelehrt war, sagte ihm, daß dies ein Heiliger gewesen, der zwölf Wunder verrichtet habe. Er hatte noch ein dreizehntes verrichtet, welches alle übrigen zwölf aufwog, wovon aber der Jesuit des Anstandes wegen nicht reden durfte; es war nämlich das,

daß er in einer Nacht funfzig Jungfrauen in Frauen verwandelt hatte. Ein Spaßmacher, der zugegen war, hob dieses Wunder mit Beredtsamkeit hervor. Alle Damen schlugen die Augen nieder, und schlossen nach dem Äußern des Naturmenschen, daß er des Heiligen, dessen Namen er führe, würdig sey.

Fünftes Kapitel.

Der Naturmensch verliebt sich.

Man muß gestehen, daß seit dieser Taufe und diesem Mittagsmahle Fräulein von St. Yves sehnlichst wünschte, daß der Herr Bischof sie mit dem Herrn Herkules, dem Naturmenschen, an irgend einem andern schönen Sakramente Theil nehmen lassen möge. Indessen, da sie wohl erzogen und sehr sittsam war, so wagte sie nicht, sich ihre zärtlichen Gefühle völlig einzuräumen; aber wenn ihr ein Blick, ein Wort, eine Gebehrde, ein Gedanke entschlüpfte, so umhüllte sie dieses Alles mit einem Schleier von unendlich liebenswürdiger Verschämtheit. Sie war zärtlich, lebhaft und weise.

Nachdem der Herr Bischof sich wieder fortbegeben hatte, begegneten sich der Naturmensch und Fräulein von St. Yves, ohne zu bemerken, daß sie sich aufsuchten. Sie sprachen mit einander, ohne recht zu wissen, was sie sich sagten. Der Naturmensch sagte ihr sofort, daß er sie von ganzem Herzen liebe, und daß die schöne Abacaba, worin er in seinem Vaterlande sterblich verliebt gewesen,

ihr nicht gleich gekommen sey. Das Fräulein erwiederte ihm mit ihrer gewöhnlichen Sittsamkeit, daß er auf das schnellste darüber mit dem Herrn Prior, seinem Oheim und seinem Fräulein Tante reden müsse, daß sie ihrerseits mit ein Paar Worten ihren Bruder, den Abbé von St. Yves, davon in Kenntniß setzen werde und sich mit der Hoffnung einer gemeinsamen Zustimmung schmeichle.

Der Naturmensch antwortete ihr, daß er der Zustimmung keines Menschen bedürfe, daß es ihm außerordentlich lächerlich schiene, von Andern das zu begehren, was man selbst thun wolle; daß, wenn zwei Personen einig seyen, man keine dritte nöthig habe, um sie in Übereinstimmung mit einander zu bringen. »Ich frage Niemand um Rath,« sprach er, »wenn ich Lust habe, zu frühstücken, oder auf die Jagd zu gehen, oder zu schlafen; ich weiß zwar, daß es bei Liebesangelegenheiten nicht übel ist, die Einwilligung der Person zu haben, die man liebt; aber da ich weder in meinen Onkel, noch in meine Tante verliebt bin, so habe ich mich auch bei dieser Sache an sie nicht zu wenden, und wenn Sie mir glauben wollen, so können Sie füglich die Zustimmung des Herrn Abbé von St. Yves entbehren.«

Man kann sich leicht vorstellen, daß die schöne Bretagnerin die ganze Zartheit ihres Geistes anwandte, um ihren Huronen auf die Ausdrücke der Schicklichkeit zurückzuführen. Sie wurde sogar unwillig, jedoch bald wieder besänftigt. Man weiß nicht, wie diese Unterhaltung noch geendigt haben würde, wenn nicht beim herannahenden Abend der Herr Abbé seine Schwester in seine Abtei zurückgeführt hätte. Der Naturmensch ließ seinen Oheim

und seine Tante, die von der Ceremonie und dem langen Mittagsessen etwas ermüdet waren, schlafen. Er brachte einen Theil der Nacht damit zu, in huronischer Sprache Verse auf seine Vielgeliebte zu machen; denn man muß wissen, daß es auf der Erde kein Land gibt, wo nicht die Liebe die Liebenden zu Dichtern hätte machen sollen.

Am folgenden Morgen sprach zu ihm sein Oheim in Gegenwart des Fräuleins von Kerkabon, die sehr gerührt war, also: »Dem Himmel sey Dank, daß Sie, mein lieber Neffe, die Ehre gehabt haben, ein Christ und Niederbretagner zu werden! aber dies genügt nicht; ich bin ein wenig bei Jahren; mein Bruder hat mir einen kleinen Flecken Landes hinterlassen, was nicht viel sagen will; ich besitze eine gute Priorei; wenn Sie, wie ich hoffe, sich nun bloß zum Subdiakonus machen lassen wollen, so werde ich zu Ihren Gunsten auf meine Priorei verzichten, und Sie werden sehr zufrieden leben, nachdem Sie mir ein Trost in meinem Alter gewesen sind.«

Der Naturmensch erwiederte: »Mein Herr Oheim, es geschehe Ihnen alles Gute! mögen Sie so lange leben, wie es nur möglich ist. Ich weiß weder, was es heißt, ein Subdiakonus zu seyn, noch was verzichten ist; aber ich bin mit allem zufrieden, vorausgesetzt, daß Fräulein von St. Yves zu meiner Verfügung gestellt werde.« — »Wie! mein Gott, mein Neffe, was sagen Sie da? Sie lieben also dieses Fräulein von St. Yves bis zur Raserei?« — »Ja, mein Oheim.« — »Ach! mein Neffe, es ist unmöglich, daß Sie sie heirathen.« — »Das ist sehr gut möglich, mein Oheim; denn sie hat mir nicht allein beim Abschiede die Hand gedrückt, sondern sie hat mir auch versprochen,

mich zur Ehe zu begehren; und gewiß, ich werde sie heirathen.« — »Das ist unmöglich, sage ich Ihnen, sie ist Ihre Gevatterin; eine Gevatterin begeht eine erschreckliche Sünde, wenn sie ihrem Täuflinge die Hand drückt; es ist durchaus nicht erlaubt, seine Gevatterin zu heirathen; es streitet sowohl mit den göttlichen wie mit den menschlichen Gesetzen.« — »Was Henker! mein Oheim, Sie treiben Ihren Scherz mit mir; weswegen sollte es verboten seyn, seine Gevatterin zu heirathen, wenn sie jung und hübsch ist? In dem Buche, welches Sie mir gegeben haben, finde ich gar nicht, daß es etwas Übles ist, Mädchen zu heirathen, die dazu beigetragen haben, daß man getauft worden ist. Ich lerne täglich einsehen, daß man hier eine unendliche Menge Dinge geschaffen hat, die nicht in Ihrem Buche stehen, und daß man dagegen nichts thut von dem, was darin enthalten ist; ich gestehe Ihnen, daß dies mich in Erstaunen setzt und mir Leid thut. Wenn man mir unter dem Vorwande der Taufe die schöne St. Yves raubt, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich sie entführe, und dem Taufbunde entsage.«

Der Prior wurde bestürzt, seine Schwester weinte. »Mein lieber Bruder,« sprach sie, »unser Neffe darf sich nicht selbst in die Verdammniß stoßen; unser heiliger Vater, der Papst, kann ihm Dispensation ertheilen, damit er alsdann nach christlicher Weise mit der, die er liebt, glücklich seyn möge.« Der Naturmensch umarmte seine Tante. »Wer ist denn,« fragte er, »dieser göttliche Mann, der mit so vieler Güte die Jünglinge und Mädchen bei ihrer Liebe begünstigt? Ich werde augenblicklich zu ihm gehen und mit ihm reden.«

Man erklärte ihm darauf, was ein Papst sey; und der Naturmensch gerieth in ein noch größeres Erstaunen wie zuvor. »Nicht ein Wort steht davon in Ihrer Bibel, mein lieber Oheim; ich habe gereiset, ich kenne das Meer; wir sind hier an der Küste des Oceans; und ich sollte Fräulein von St. Yves verlassen, und um die Erlaubniß, sie zu lieben, bei einem Manne nachsuchen, der am mittelländischen Meere, zweihundert Meilen weit von hier, wohnt, und dessen Sprache ich nicht verstehe! dies ist eben so lächerlich, wie ungereimt. Auf der Stelle werde ich zum Herrn Abbé von St. Yves eilen, der nur eine Stunde von hier entfernt wohnt, und ich stehe Ihnen dafür, daß ich sie noch heute heirathen werde.«

Indem er noch sprach, trat der Amtmann herein, der, seiner Gewohnheit gemäß, ihn fragte, wohin er gehe. »Ich will mich verheirathen,« erwiederte der Naturmensch im Forteilen; und nach Verlauf von einer Viertelstunde war er bereits bei seiner schönen und theuren Niederbretagnerin, die noch schlief. »Ach! mein Bruder,« sagte Fräulein von Kerkabon zum Prior, »nie werden Sie aus unserm Neffen einen Subdiakonus machen.«

Dem Amtmann wollte diese Reise gar nicht gefallen, denn er hatte die Absicht, daß sein Sohn das Fräulein von St. Yves heirathen solle; und dieser Sohn war ein noch einfältigerer und unerträglicherer Mensch wie sein Vater.

Sechstes Kapitel.

Der Naturmensch eilt zu seiner Geliebten, und wird wüthend.

Kaum war der Naturmensch in der Abtei angekommen, als er eine alte Dienerin nach dem Schlafzimmer seiner Geliebten fragte, die schlecht verwahrte Thür mit Gewalt aufstieß, und auf ihr Bett losstürzte. Fräulein von St. Yves schrie, vor Schrecken aus dem Schlafe auffahrend: »Was! sind Sie es! ach! sind Sie es! halten Sie ein, was machen Sie?« — »Ich will Sie heirathen,« antwortete er; und in der That, er würde sich mit ihr verheirathet haben, wenn sie nicht mit aller der einer Dame von Erziehung eigenen Schamhaftigkeit sich widersetzt hätte.

Der Naturmensch verstand keinen Spaß; er fand diese ganze Art, sich zu betragen, höchst ungebührlich. »So betrug sich nicht meine erste Geliebte, das Fräulein Abacaba; Sie denken durchaus nicht rechtschaffen; Sie haben mir die Ehe versprochen, und Sie wollen doch die Ehe mit mir nicht eingehen; dies heißt die vornehmsten Gesetze der Ehre aus den Augen setzen; ich werde Sie lehren, Wort zu halten, und Sie wieder auf den Weg der Tugend zurückführen.«

Der Naturmensch besaß eine männliche und unerschrockene Tugend, würdig der seines Schutzheiligen Herkules, dessen Namen man ihm in der Taufe gegeben hatte; er wollte sie in ihrem ganzen Umfange ausüben, als auf das durchdringende Geschrei des auf eine sittsamere Weise tugendhaften Fräuleins der weise Abbé von St. Yves mit seiner Haushälterin, einem alten bigotten Diener und einem

Pfarrer des Kirchspiels herbeieilte. Diese Erscheinung mäßigte den Muth des Stürmenden. »Aber mein Gott! mein lieber Nachbar,« sprach zu ihm der Abbé, »was machen Sie da?« — »Ich thue meine Pflicht,« versetzte der junge Mann; »ich erfülle meine heiligen Versprechungen.«

Fräulein von St. Yves brachte erröthend ihre in Unordnung gerathenen Nachtkleider wieder in Ordnung. Man führte den Naturmenschen in ein anderes Gemach. Der Abbé zeigte ihm die Abscheulichkeit seines Verfahrens. Der Naturmensch berief sich zu seiner Vertheidigung auf die Privilegien des Naturrechts, welches er vollkommen kenne. Der Abbé wollte beweisen, daß das positive Gesetz durchaus den Vorzug verdiene; und daß ohne die unter den Menschen geschlossene Übereinkunft das Naturrecht fast stets nur eine natürliche Räuberei seyn würde. »Es bedarf,« setzte er hinzu, »der Notare, der Priester, der Zeugen, der Contrakte, der Dispensationen, um die Ehe abzuschließen.« Der Naturmensch setzte ihm die Betrachtung entgegen, welche die Wilden stets gemacht haben: »Sie müssen also sehr schlechtdenkende Menschen seyn, indem Sie so vieler Vorsichtsmaßregeln bedürfen.«

Dem Abbé kostete es Mühe, diesen Einwurf zu entkräften. »Es gibt,« sagte er, »ich gestehe es, viele Wankelmüthige und Schurken unter uns; und dasselbe würde bei den Huronen der Fall seyn, wenn sie in großen Städten wohnten; aber wir besitzen auch weise, rechtliche und aufgeklärte Männer, und solche Menschen sind es, welche die Gesetze gemacht haben. Je tugendhafter man ist, um so eher muß man sich ihnen unterwerfen;

man gibt dadurch den Lasterhaften ein Beispiel, die einen Zügel fürchten, den die Tugend sich selbst angelegt hat.«

Diese Antwort machte den Naturmenschen stutzig. Man wird bereits wahrgenommen haben, daß er einen gesunden, richtigen Verstand besaß. Man besänftigte ihn durch schmeichelhafte Reden; man berechtigte ihn zu Hoffnungen — und dies sind die beiden Fallen, worin die Menschen beider Hemisphären sich fangen lassen —; man führte sogar Fräulein von St. Yves herein, sobald sie ihre Toilette gemacht hatte. Alles ging mit der größten Schicklichkeit zu; aber ungeachtet dieses äußern Anstandes machten die funkelnden Augen des Naturmenschen Herkules, vor denen seine Geliebte stets die ihrigen niederschlagen mußte, ihre Angehörigen zittern.

Man hatte die äußerste Mühe, ihn zu vermögen, daß er zu seinen Verwandten zurückkehrte. Man mußte aufs Neue sich des Ansehens der schönen St. Yves bedienen, die ihn um so mehr liebte, als sie die Gewalt fühlte, die sie über ihn hatte. Sie vermochte ihn zum Fortgehen, und war darüber sehr betrübt; endlich, als er fort war, entschloß sich der Abbé, der nicht allein der älteste Bruder des Fräuleins von St. Yves, sondern auch ihr Vormund war, seine Curandinn den Anfechtungen dieses gefährlichen Liebhabers zu entziehen. Er zog den Amtmann zu Rathe, der, da er den Plan, aus seinem Sohne und der Schwester des Abbé's ein Paar zu machen, nicht aufgegeben hatte, ihm rieth, das arme Mädchen in eine Klostergemeine zu sperren. Dies war ein schrecklicher Schlag; würde man eine Gleichgültige in ein Kloster stecken, so würde schon diese ein lautes Geschrei

erheben; aber nun gar eine Liebende, und eine eben so weise wie zärtliche Geliebte, — dies hieß, sie in Verzweiflung bringen!

Als der Naturmensch wieder zum Prior zurückgekehrt war, erzählte er alles mit seiner gewöhnlichen Naivetät. Es wurden ihm hier dieselben Vorstellungen gemacht, die einigen Eindruck auf seine Vernunft, aber nicht auf sein Herz machten; und als er nun am folgenden Morgen sich wieder zu seiner theuern Geliebten begeben wollte, um mit ihr das Naturgesetz und das Übereinkunftsgesetz zu erwägen, sagte ihm der Herr Amtmann mit großer Schadenfreude, daß sie sich in einem Kloster befinde. »Gut,« sprach er, »so werde ich in diesem Kloster mit ihr Betrachtungen anstellen.« — »Dies wird sich nicht thun lassen,« versetzte der Amtmann; und setzte ihm der Länge und Breite nach aus einander, was ein Covent oder Convent sey, daß dieses Wort aus dem lateinischen conventus herkomme, welches Versammlung bedeute; nur konnte der Hurone nicht begreifen, weswegen man zu dieser Versammlung nicht zugelassen werden könne. Sobald er erfahren hatte, daß diese Versammlung eine Art Kerker sey, worin man die Mädchen sperre — eine schreckliche Einrichtung, die der Naturmensch weder bei den Huronen noch bei den Engländern gefunden hatte — wurde er eben so wüthend, wie sein Schutzheiliger Herkules, als Eurytus, der König von Öchalia — nicht minder grausam, wie der Abbé von St. Yves — demselben die schöne Iole, seine Tochter — nicht minder schön, wie die Schwester des Abbé's — verweigerte. Er wollte das Kloster in Brand stecken, seine Geliebte entführen, oder sich mit ihr verbrennen.

Das erschrockene Fräulein von Kerkabon verzichtete mehr wie jemals auf alle ihre Hoffnungen, in ihrem Neffen einen Subdiakonus zu erblicken, und sagte weinend, daß er den Teufel im Leibe habe, seit er getauft worden sey.

Siebentes Kapitel.

Der Naturmensch treibt die Engländer zurück.

Der Naturmensch, in eine düstere und tiefe Schwermuth versunken, schlenderte mit seiner Doppelflinte auf der Schulter und seinem kurzen, breiten Säbel dem Meeresufer zu; von Zeit zu Zeit schoß er nach einigen Vögeln, und gerieth oft in Versuchung, nach sich selbst zu schießen; aber noch war ihm das Leben wegen des Fräuleins von St. Yves theuer. Bald verwünschte er seinen Oheim, seine Tante, die ganze Niederbretagne und seine Taufe; bald segnete er sie, weil er dadurch die, welche er liebte, hatte kennen lernen. Er faßte den Entschluß, das Kloster in Brand zu stecken, besann sich aber plötzlich eines Andern, aus Furcht, seine Geliebte mit zu verbrennen. Die Fluthen des Canals können von dem Ost- und Westwinde nicht stärker aufgeregt werden, wie es sein Herz durch so viele einander widerstreitende Gefühle wurde.

Er eilte, ohne zu wissen wohin, rasch vorwärts, als er Trommeln rühren hörte, und von ferne einen Haufen Menschen erblickte, wovon ein Theil dem Ufer zueilte und die Übrigen die Flucht ergriffen. Ein tausendfaches Geschrei erhob sich von allen Seiten; Neugierde und Muth

trieben ihn augenblicklich nach der Gegend hin, woher der Lärm ertönte; mit vier Sätzen war er da. Der Befehlshaber der Miliz, der mit ihm bei dem Prior zu Abend gegessen hatte, erkannte ihn sogleich wieder; er eilte mit offenen Armen auf ihn zu: »Ei! der Naturmensch! er wird in unsern Reihen kämpfen.« Und die Miliz, welche vor Angst zitterte, fühlte sich ermuthigt und rief ebenfalls: »Der Naturmensch! der Naturmensch!«

»Meine Herren,« fragte dieser, »warum handelt es sich? was macht Sie so bestürzt? hat man Ihre Geliebten in die Klöster gesteckt?« — Alsbald schrien hundert Stimmen verworren durch einander: »Sehen Sie denn nicht die landenden Engländer?« — »Nun wohl,« entgegnete der Hurone, »es sind brave Menschen; sie haben mir nie zugemuthet, ein Subdiakonus zu werden; sie haben mir meine Geliebte nicht geraubt.«

Der Befehlshaber der Miliz machte ihm begreiflich, daß die Engländer die Abtei vom Berge zu plündern, den Wein seines Oheims zu trinken, und vielleicht das Fräulein von St. Yves zu entführen beabsichtigten; daß das kleine Boot, womit er nach der Bretagne gekommen, nur deswegen gelandet sey, damit man die Küste erforsche; daß sie feindselig zu Werke gingen, ohne dem Könige von Frankreich den Krieg erklärt zu haben, und daß die Provinz bloßgestellt sey. »Ach! wenn das ist, so verletzen sie das Naturrecht; lassen Sie mich gewähren; ich habe lange Zeit mich unter ihnen aufgehalten, ich kenne ihre Sprache, ich werde mit ihnen reden; ich kann mir nicht denken, daß sie so abscheuliche Absichen hegen können.« — Während man noch sprach, nahete das englische Geschwader

heran; der Hurone eilt dem Ufer zu, springt in ein kleines Boot, rudert nach dem Schiffe, besteigt das Admiralschiff, und fragt, ob es wahr sey, daß man das Land plündern wolle, ohne rechtschaffener Weise den Krieg erklärt zu haben. Der Admiral und seine Umgebung brechen in ein lautes Gelächter aus, geben ihm Punsch zu trinken, und schicken ihn wieder fort.

Der Naturmensch, der sich hierdurch beleidigt fühlte, dachte nun auf weiter nichts, als für seine Landsleute und für den Herrn Prior gegen seine alten Freunde tapfer zu kämpfen. Die Edelleute der Nachbarschaft eilten von allen Seiten herbei; er gesellte sich zu ihnen; man hatte einige Kanonen; er lud sie, richtete sie und feuerte sie nach der Reihe ab. Die Engländer landeten; er eilte ihnen entgegen, tödtete mit eigener Hand drei von ihnen und verwundete selbst den Admiral, der mit ihm seinen Scherz getrieben hatte. Seine Tapferkeit beseelt den Muth der ganzen Miliz; die Engländer schiffen sich wieder ein, und von allen Seiten ertönt der Ruf: »Sieg! Sieg! es lebe der König! es lebe der Naturmensch!« Jeder umarmt ihn, jeder beeifert sich, das Blut einiger leichter Wunden zu stillen, die er empfangen hat. »Ach!« sagte er, »wenn Fräulein von St. Yves hier wäre, sie würde mir einen Verband anlegen.«

Der Amtmann, der sich während des Kampfes in seinem Keller versteckt hatte, kam jetzt herbei, um mit den Übrigen seine Tapferkeit zu rühmen. Aber er erstaunte im höchsten Grade, als er Herkules, den Naturmenschen, zu einem Dutzend junger, sehr bereitwilliger Leute, die ihn umgaben, sagen hörte: »Meine Freunde, es ist nichts damit gethan, die Abtei vom Berge befreit zu haben, wir

müssen noch ein Mädchen frei machen.« Diese einzigen Worte reichten hin, alle diese hitzigen jungen Leute in Feuer und Flammen zu setzen. Schon folgte man ihm haufenweise und eilte dem Kloster zu. Hätte der Amtmann den Befehlshaber der Miliz nicht davon auf der Stelle in Kenntniß gesetzt, wäre man dem jugendlichen Haufen nicht nachgeeilt, so würde das Vorhaben ausgeführt worden seyn. Man brachte den Naturmenschen zu seinem Oheim und seiner Tante zurück, die ihn mit zärtlichen Thränen benetzten.

»Ich sehe wohl,« sprach der Oheim zu ihm, »daß Sie weder Subdiakonus, noch Prior je werden möchten; Sie werden ein noch tapferer Officier wie mein Bruder, und wahrscheinlich eben so bettelarm werden.« Und Fräulein von Kerkabon weinte beständig, indem sie ihn umarmte und zu ihm sagte: »Sie werden wie mein Bruder getödtet werden, besser wäre es, Sie würden Subdiakonus.«

Der Naturmensch hatte während des Gefechtes eine große, mit Guineen gefüllte Börse von der Erde aufgenommen, die wahrscheinlich der Admiral hatte fallen lassen. Er zweifelte nicht, daß er mit dieser Börse die ganze Niederbretagne kaufen, und insbesondere Fräulein von St. Yves zur vornehmen Dame machen könnte. Jeder drang in ihn, die Reise nach Versailles zu machen, um hier die Belohnung für seine Dienste zu empfangen. Der Befehlshaber der Miliz und die vornehmsten Officiere gaben ihm eine große Menge Zeugnisse mit. Der Oheim und die Tante billigten die Reise des Neffen. Er mußte ja — dies litt nicht die mindeste Schwierigkeit — dem Könige vorgestellt werden; und schon dieser einzige Umstand ihm einen uner-

meßlichen Ruhm in der Provinz verleihen. Diese beiden guten Leuten fügten zu der englischen Börse noch ein beträchtliches Geschenk von ihren Ersparnissen hinzu. Der Naturmensch sprach zu sich selbst: »Sobald ich den König sprechen werde, werde ich Fräulein von St. Yves von ihm zur Ehe begehren, und gewiß, er wird sie mir nicht verweigern.« Er reisete also unter den Beifallsbezeugungen des ganzen Bezirks, unter unendlichen Umarmungen, benetzt mit den Thränen seiner Tante, und nachdem er von seinem Oheim den Segen erhalten, und sich dem schönen Fräulein von St. Yves empfohlen hatte, ab.

Achtes Kapitel.

Der Naturmensch geht nach Hofe und speis't unterweges mit Hugenotten zu Abend.

Der Naturmensch reisete über Saumur mit der Landkutsche, dem einzigen bequemen Fuhrwerke, welches man damals hatte. Bei seiner Ankunft in Saumur wunderte es ihn sehr, die Stadt fast leer zu finden, und mehrere Familien zu erblicken, welche fortzogen. Man sagte ihm, daß vor sechs Jahren Saumur über funfzehntausend Einwohner gezählt habe, und jetzt keine sechstausend enthalte. Er unterließ nicht, davon in seinem Gasthofe zu sprechen. Es befanden sich mehrere Protestanten bei Tische; einige beklagten sich bitter, andere schäumten vor Wuth, wieder andere sagten weinend: »Nos dulcia linquimus arva, nos patriam fugimus.« Der Na-

turmensch, der kein Latein verstand, ließ sich diese Worte erklären, welche bedeuten: Wir verlassen unsere süßen Gefilde, wir fliehen unser Vaterland.

»Und weswegen fliehen Sie Ihr Vaterland, meine Herren?« — »Weil wir den Papst anerkennen sollen.« — »Und weshalb erkennen Sie ihn denn nicht an? Sie wollen doch wohl keine Gevatterinnen heirathen? denn man hat mir gesagt, daß er dazu die Erlaubniß ertheile.« — »Ach! mein Herr, dieser Papst sagt, daß er der Oberlehnsherr der Könige sey.« — »Aber, meine Herren, was treiben Sie für ein Gewerbe?« — »Mein Herr, wir sind größtentheils Tuchmacher und Fabrikanten.« — »Wenn Ihr Papst sagt, daß er der Herr Ihrer Tuche und Ihrer Fabriken sey, so thun Sie sehr wohl daran, ihn nicht anzuerkennen; aber was die Könige betrifft, so ist das deren Sache, und wie können Sie sich darein mischen *)?« — Darauf nahm ein kleiner schwarzer Mann das Wort, und setzte sehr gelehrt die Beschwerden der Gesellschaft aus einander. Er sprach von der Zurücknahme des Edikts von Nantes mit so vieler Kraft, er beklagte auf eine so pathetische Weise das Loos von funfzigtausend geflüchteten Familien und funfzigtausend anderen, die von den Dragonern bekehrt seyen, daß der Naturmensch seinerseits ebenfalls Thränen vergießen mußte. »Woher mag es denn kommen,« sprach er, »daß ein so großer König, dessen Ruhm bis zu den Huronen gedrungen ist, sich auf diese Weise so vieler Herzen be-

*) Dies ist die Antwort, die Fontenelle einem Kaufmann aus Rouen, einem Jansenisten, ertheilte.

Anm. d. Herausg. d. Kehl. Edit.

raubt, die ihn würden geliebt, und so vieler Arme, die ihn würden beschützt haben?«

»Weil man ihn getäuscht hat, wie alle anderen großen Könige getäuscht sind,« erwiederte der schwarze Mann. »Man hat ihm die Idee beigebracht, er dürfe nur ein Wort sagen, und alle Menschen würden denken wie er; er werde uns vermögen, die Religion umzuändern, wie sein Kapellmeister Lulli in einem Augenblicke die Decorationen seiner Opern hat umändern lassen. Nicht genug, daß er bereits fünf bis sechstausend sehr nützliche Unterthanen verloren hat, er macht sie sich auch zu Feinden; und der König Wilhelm, gegenwärtiger Beherrscher Englands, hat aus denselben Franzosen, die für ihren bisherigen Monarchen gekämpft haben würden, mehrere Regimenter gebildet.«

»Ein solches Unglück ist um so erstaunenswürdiger, als der regierende Papst, dem Ludwig einen Theil seines Volkes aufopfert, sein erklärter Feind ist. Seit neun Jahren sind sie in einen heftigen Streit mit einander verwickelt. Er ist so weit getrieben worden, daß Frankreich die Hoffnung gehegt hat, endlich das Joch gebrochen zu sehen, welches dasselbe seit so vielen Jahrhunderten diesem Fremden unterworfen hat, und insbesondere von den Geldentrichtungen an ihn befreit zu werden; welches der Haupthebel aller Angelegenheiten dieser Welt ist. Es liegt also offenbar am Tage, daß man diesen großen König über seine wahren Interessen, wie über die Gränzen seiner Macht getäuscht, und die Großmuth seines Herzens beeinträchtigt hat.«

Der Naturmensch, der immer gerührter wurde, fragte,

welches die Franzosen seyen, die einen den Huronen so theuren König so täuschten. »Es sind die Jesuiten,« antwortete man ihm, »insbesondere ist es der Pater La Chaise, der Beichtvater des Königs. Man muß hoffen, daß der Himmel sie einst bestrafen wird, und daß sie aus dem Lande gejagt werden, wie sie uns hinausjagen. Gibt es ein Unglück, welches mit dem unsrigen zu vergleichen wäre? Der gnädige Herr von Louvois schickt uns von allen Seiten Jesuiten und Dragoner über den Hals.«

»Nun wohlan! meine Herren,« versetzte der Naturmensch, der sich nicht mehr halten konnte, »ich gehe nach Versailles, um die meinen Diensten schuldige Belohnung zu empfangen; ich werde mit diesem gnädigen Herrn von Louvois ein Wort reden; man hat mir gesagt, daß er von seinem Cabinette aus die Kriege führe. Ich werde den König sprechen, ich werde ihn die Wahrheit erkennen lassen; es ist unmöglich, daß man dieser Wahrheit nicht nachgebe, sobald man sie empfindet. Ich werde bald wieder zurückkehren, um Fräulein von St. Yves zu heirathen, und ich lade Sie zur Hochzeit ein.« Diese guten Leute hielten ihn für einen großen Herrn, der auf der Landkutsche incognito reise. Andere dagegen hielten ihn für den Hofnarren.

Bei Tische befand sich ein verkappter Jesuit, der dem ehrwürdigen Pater La Chaise als Spion diente. Er stattete ihm von allem Bericht ab, und der Pater La Chaise setzte davon den gnädigen Herrn von Louvois in Kenntniß. Der Jesuit schrieb. Der Naturmensch und der Brief langten fast zu gleicher Zeit in Versailles an.

Neuntes Kapitel.

Ankunft des Naturmenschen in Versailles. Sein Empfang am Hofe.

Der Naturmensch fuhr in einem Kammertopfe *) nach dem Küchenhofe. Er frägt die Sänftenträger, um welche Zeit man den König zu sprechen bekommen könne. Die Sänftenträger lachen ihm ins Gesicht, eben so wie es der Admiral gethan hatte. Er behandelte sie auf dieselbe Weise, er schlug sie; sie wollten ihm die Schläge wiedergeben, und ein blutiger Auftritt wäre daraus entstanden, wäre nicht zufällig ein Garde du Corps, ein bretagnischer Edelmann, vorübergegangen; dieser jagte das Lumpengesindel aus einander. »Mein Herr,« sprach der Reisende zu ihm, »Sie scheinen mir ein braver Mann zu seyn!« — »Ich bin der Neffe des Herrn Priors Unserer lieben Frau vom Berge; ich habe Engländer getödtet, ich wollte mit dem Könige reden; ich bitte Sie, mich in sein Zimmer zu führen.« Der Garde du Corps, entzückt, einen Tapfern seiner Provinz zu finden, der mit den Gebräuchen des Hofes nicht bekannt zu seyn schien, sagte ihm, daß man auf eine solche Weise mit dem Könige nicht reden könne, und daß er ihm durch den gnädigen Herrn von Louvois vorgestellt werden müsse. — »Nun wohl! bringen Sie mich denn zu diesem gnädigen Herrn von Louvois, der mich ohne Zweifel zu Sr. Majestät führen wird.« — »Es hält noch weit schwerer,« entgegnete der Garde du Corps, »zu dem gnädigen Herrn von Louvois zu gelangen, als zu

*) Der Name eines zwischen Paris und Versailles fahrenden Wagens, der einem kleinen bedeckten Karren gleicht.

Seiner Majestät; aber ich werde Sie zu dem Herrn Alexander, dem ersten Kriegssecretair führen; es ist, als sprächen Sie mit dem Minister selbst.« Sie begaben sich also zu dem Herrn Alexander, dem ersten Secretair; allein sie konnten nicht vorgelassen werden; er hatte eine Angelegenheit mit einer Hofdame, und den Befehl gegeben, keinem Menschen den Zutritt zu verstatten.« — »Wohlan!« sprach der Garde du Corps, »es ist nichts dabei verloren; lassen Sie uns zu dem ersten Secretaier des Herrn Alexander gehen; es ist, als sprächen Sie mit dem Herrn Alexander selbst.«

Der im hohen Grade von Staunen ergriffene Hurone folgt ihm; sie müssen zusammen eine halbe Stunde in einem kleinen Vorzimmer verweilen. »Was heißt dieses alles?« sagt der Naturmensch; »ist in diesem Lande hier Jedermann unsichtbar? es ist in der That weit leichter, sich in der Niederbretagne mit den Engländern herum zu schlagen, als in Versailles die Leute anzutreffen, mit denen man Geschäfte hat. Er vertrieb sich damit die lange Weile, daß er dem Garde du Corps seine Liebesangelegenheiten erzählte. Aber die Stunde schlug, die den Letztern auf seinen Posten rief. Sie gaben sich das Versprechen, sich am folgenden Tage wieder zu sprechen, und der Naturmensch blieb noch eine halbe Stunde im Vorzimmer, wobei er über Fräulein von St. Yves und über die Schwierigkeit, mit den Königen und den ersten Secretairen zu sprechen, nachdachte.

Endlich erschien der Gönner. »Mein Herr,« sprach zu ihm der Naturmensch, »hätte ich so lange warten wollen, um die Engländer zurückzutreiben, wie Sie mich auf die

Audienz haben warten lassen, so würden sie gegenwärtig die Niederbretagne nach Herzenslust verheeren.« Diese Worte machten den Secretair stutzig. Endlich sagte er zum Bretagner: »Was wollen Sie?« — »Belohnung, versetzte der Andere; »sehen Sie da meine Legitimation;« er kramte ihm alle seine Zeugnisse aus. Der Secretair las, und sagte ihm, daß man ihm wahrscheinlich die Erlaubniß ertheilen werde, eine Lieutenantsstelle zu kaufen. — »Ich! ich sollte noch Geld obendrein geben, weil ich die Engländer zurückgetrieben habe? ich sollte das Recht erkaufen, mich für Sie todtschlagen zu lassen, während Sie hier gemächlich Ihre Audienzen ertheilen? ich glaube, Sie wollen mich zum Besten haben. Ich will unentgeltlich eine Schwadron Cavallerie haben; ich will, daß der König Fräulein von St. Yves aus dem Kloster befreie, und sie mir zur Ehe gebe; ich will mit dem Könige zu Gunsten von funfzigtausend Familien sprechen, die ich ihm zurückgeben werde: mit einem Worte, ich will nützlich seyn; man stelle mich an, man befördere mich.«

»Wie heißen Sie mein Herr, der Sie in einem so hohen Tone reden?« — »Potz tausend!« erwiederte der Naturmensch, »haben Sie denn meine Zeugnisse nicht gelesen? also so geht man damit um? Ich heiße Herkules von Kerkebon; ich bin getauft, ich logire in der blauen Sonnenuhr, und ich werde mich beim Könige über Sie beklagen.« Der Secretair gerieth, wie die Leute in Saumur, auf die Idee, daß es bei ihm im Kopfe nicht richtig sey, und nahm darauf weiter keine besondere Rücksicht.

An demselben Tage hatte der ehrwürdige Pater La Chaise, der Beichtvater Ludwigs des Vierzehnten, den Brief

seines Spions erhalten, worin der Bretagner Kerkabon beschuldigt wurde, in seinem Herzen die Hugenotten zu begünstigen, und das Verfahren der Jesuiten zu verdammen. Seinerseits hatte der gnädige Herr von Louvois ein Schreiben von dem ausfragenden Amtmann bekommen, der den Naturmenschen als einen Taugenichts schilderte, welcher Klöster in Brand stecken und Mädchen entführen wolle.

Der Naturmensch hatte sich, nachdem er einen Spazirgang in den Gärten von Versailles gemacht, sich hier belangweilt, und auf huronisch und niederbretagnisch zu Abend gegessen hatte, in der süßen Hoffnung schlafen gelegt, am folgenden Tage den König zu sprechen. Fräulein von St. Yves zur Ehe zu erhalten, wenigstens eine Schwadron Cavallerie zu bekommen, und dazu beizutragen, daß die Verfolgungen gegen die Hugenotten eingestellt würden. Er wiegte sich mit diesen lieblichen Phantasien ein, als die Gensd'armen ins Schlafzimmer traten. Sie bemächtigten sich vor allen Dingen seiner Doppelflinte und seines großen Säbels.

Darauf wurde ein Verzeichniß über sein baares Geld aufgenommen, und dann führte man ihn in das Schloß, welches der König Karl der Fünfte, Sohn Johannes der Zweite, bei der Straße St. Antoine am Thore des Tournelles erbauen ließ.

Wie groß das Erstaunen des Naturmenschen unterweges war, kann man sich leicht vorstellen. Anfangs glaubte er, er träume. In dieser starren Betäubung blieb er eine Weile, dann plötzlich von einer Wuth ergriffen, die seine Kräfte verdoppelte, packte er seine mit ihm im

Wagen sitzenden beiden Führer bei der Gurgel, stürzte sie zum Schlage hinaus, stürzte ihnen nach, und riß den dritten, der ihn zurückhalten wollte, mit sich fort. Durch diese Anstrengung strauchelte er, man band ihn, und brachte ihn wieder in den Wagen. »Dies also ist der Lohn,« sprach er, »für die Verjagung der Engländer aus der Niederbretagne! Was würdest Du, schöne St. Yves, sagen, wenn Du mich in diesem Zustande sähest?«

Man langte endlich bei der ihm bestimmten Nachtherberge an. Schweigend führte man ihn in das Zimmer, wo er eingekerkert werden sollte, wie wenn man einen Todten auf den Kirchhof trägt. Dieses Zimmer war bereits von einem alten Einsiedler aus Port-Royal *), Namens Gordon, bewohnt, der seit zwei Jahren hier schmachtete. »Sehen Sie,« sagte zu ihm der Anführer der Sbirren, »da haben Sie Gesellschaft;« und sogleich verschloß er hinter ihm die mächtige, mit dicken Stangen versehene Thür mit den furchtbaren Riegeln. Die beiden Gefangenen waren nun von der ganzen Welt geschieden.

Zehntes Kapitel.

Der Naturmensch ist mit einem Jansenisten in der Bastille eingeschlossen.

Herr Gordon war ein munterer und heiterer Greis, der zwei wichtige Dinge verstand: Widerwärtigkeiten zu ertragen und Unglückliche zu trösten. Er ging mit einer offe-

---

*) Ein Kloster in Paris. Anmerkung des Uebersetzers.

nen und mitleidigen Miene seinem Leidensgefährten entgegen, und sagte zu ihm, indem er ihn umarmte: »Wer Sie auch seyn mögen, der Sie mein Grab zu theilen kommen, seyen Sie versichert, daß ich mich stets selbst vergessen werde, um ihre Qualen in dem Abgrunde der Hölle, worin wir gestürzt sind, zu mildern. Beten wir die Vorsehung an, die uns hierher geführt hat, dulden wir mit ruhigem, stillen Herzen, und lassen wir die Hoffnung nie schwinden.« Diese Worte machten auf das Gemüth des Naturmenschen denselben Eindruck, wie englische Tropfen, welche einen Sterbenden ins Leben zurückrufen, und ihm die erstaunten Augen halb öffnen.

Nach den ersten Begrüßungen flößte ihm Gordon, ohne daß derselbe in ihn drang, ihm die Ursache seines Unglücks zu sagen, durch seine sanfte Rede und durch jenes Interesse, welches zwei Unglückliche an einander nehmen, das Verlangen ein, sein Herz aufzudecken und die Last, die ihn niederdrückte, abzuwälzen; aber er konnte den Grund seines Unglücks nicht errathen; dies schien ihm eine Wirkung ohne Ursache; und der brave Gordon war eben so erstaunt, wie er selbst.

»Gott muß etwas Großes mit Ihnen bezwecken,« sagte der Jansenist zum Huronen, »da er Sie vom Ontario-See nach England und Frankreich geführt, sie in der Niederbretagne hat taufen lassen, und Sie zu Ihrem Heile hierher versetzt hat.« — »Bei meiner Treue,« erwiederte der Naturmensch, »ich glaube, daß bloß der Teufel sich mit meinem Schicksale befaßt hat. Meine amerikanischen Landsleute würden mich nie mit der Barbarei behandelt haben, die ich hier empfinde; sie hegen nicht den leisesten

Gedanken daran. Man nennt sie Wilde; es sind gute Menschen, wenn gleich roh, wogegen in diesem Lande hier die Menschen verfeinerte Schurken sind. Ich bin in der That sehr erstaunt, von einem andern Welttheile gekommen zu seyn, um in diesem hinter vier Riegeln mit einem Priester eingekerkert zu werden; aber wenn ich an die außerodentlich vielen Menschen denke, welche sich von einer Hemisphäre fortbegeben, um sich in der andern tödten zu lassen, oder die unterweges Schiffbruch leiden und von den Fischen verzehrt werden, so kann ich darin die liebreichen Absichten Gottes rücksichtlich dieser Menschen nicht erblicken.«

Man brachte ihnen das Mittagsessen durch ein Pförtchen. Das Gespräch drehte sich um die Vorsehung, um die geheimen Haftsbefehle, und um die Kunst, den Widerwärtigkeiten, denen alle Menschen in dieser Welt ausgesetzt sind, nicht zu unterliegen. »Seit zwei Jahren befinde ich mich hier,« sprach der Greis, »ohne einen andern Trost, als mich selbst und Bücher gehabt zu haben; aber nicht einen Augenblick bin ich bei übler Laune gewesen.«

»Ach! mein Herr Gordon,« rief der Naturmensch aus, »so lieben Sie also nicht Ihre Gevatterin? Wenn Sie wie ich Fräulein von St. Yves kennen würden, so geriethen Sie in Verzweifelung.« Bei diesen Worten konnte er sich seiner Thränen nicht enthalten, wodurch er sich indessen etwas erleichtert fühlte. »Aber,« sprach er, »wie kommt es, das Thränen den Schmerz lindern? Ich sollte denken, sie müßten eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.« — »Mein Sohn, alles ist physisch in uns,« versetzte der gute Alte; »jede Absonderung der Feuch-

tigkeit thut dem Körper wohl; und alles, was ihm Linderung verschafft, verschafft auch Linderung der Seele; wir sind die Maschinen der Vorsehung.«

Der Naturmensch, der, wie wir bereits mehrmals bemerkt haben, einen großen Geistesfond besaß, dachte tief über diesen Gedanken, wovon er den Samen in sich selbst zu tragen schien, nach. Darauf fragte er seinen Gefährten, weswegen seine Maschine sich hinter vier Riegeln befinde? »Durch die wirkende Gnade Gottes,« erwiederte Gordon; »ich gelte für einen Jansenisten; ich bin mit Arnauld und Nicole bekannt gewesen; die Jesuiten haben uns verfolgt. Wir glauben, daß der Papst nichts als ein gewöhnlicher Bischof ist; und aus diesem Grunde hat der Pater La Chaise vom Könige, seinem Beichtkinde, den Befehl erlangt, mich, ohne irgend eine Justizform zu beobachten, des kostbarsten Gutes der Menschen, der Freiheit zu berauben.« — »Sehr merkwürdig ist es doch,« sprach der Naturmensch, »daß alle Unglücklichen, die ich angetroffen habe, es auf Veranlassung des Papstes sind.«

»Was Ihre wirkende Gnade betrifft, so gestehe ich Ihnen, daß ich nichts davon verstehe; aber ich sehe es als eine große Gnade an, daß mich Gott in meinem Unglücke einen Mann, wie Sie, der Sie meinem Herzen Trost einflößen, für den ich es unempfänglich hielt, hat finden lassen.«

Mit jedem Tage wurde die Unterhaltung interessanter und belehrender. Die Seelen der beiden Gefangenen schmiegten sich immer inniger an einander. Der Greis wußte Vieles und der junge Mann wollte Vieles lernen. Nach Verlauf eines Monates studirte er die Mathematik;

Bayerische Staatsbibliothek München

er verschlang sie. Gordon ließ ihn die Physik von Robault lesen, die damals noch an der Tagesordnung war, und er war unbefangen genug, darin nur Ungewißheiten zu finden.

Darauf las er den ersten Band der Erforschung der Wahrheit (Recherche de la vérité). Dieses neue Licht erleuchtete ihn. »Was!« sprach er, »unsere Einbildungskraft und unsere Sinne täuschen uns über diesen Punkt! was! die Gegenstände bilden nicht unsere Ideen, und wir können sie uns nicht selbst geben!« Nachdem er den zweiten Band gelesen hatte, war er nicht mehr so zufrieden, und er machte den Schluß, daß es leichter sey, niederzureißen, als aufzubauen.

Sein Mitbruder, der erstaunt war, daß ein junger Unwissender diese Betrachtung, die sich nur von erfahrnen Männern erwarten läßt, anstelle, bekam eine große Idee von seinem Verstande, und schloß sich immer näher an ihn an.

»Ihr Mallebranche,« sagte zu ihm eines Tages der Naturmensch, »scheint mir die Hälfte seines Buches mit seinem Verstande, und das Übrige mit seiner Phantasie und seinen Vorurtheilen geschrieben zu haben.«

Einige Tage nachher fragte ihn Gordon: »Was halten Sie denn von der Seele, von der Art, wie wir unsere Ideen erhalten, von unserm Willen, von der Gnade, von der Willensfreiheit?« — »Nichts,« versetzte der Naturmensch; »wenn ich etwas davon denke, so ist es, daß wir unter der Herrschaft des ewigen Wesens, wie die Sterne und die Elemente, stehen; daß dasselbe alles in uns wirkt, daß wir kleine Räder der unermeßlichen Maschine sind, wovon es die Seele ist; daß es

nach allgemeinen Gesetzen und nicht nach einzelnen und besondern Ansichten handelt; dies allein scheint mir begreiflich; alles Übrige ist für mich ein finsterer Abgrund, wo man nie das Tageslicht schaut.«

»Aber, mein Sohn, dies heiße so viel, als Gott zum Urheber der Sünde machen.« — »Aber, mein ehrwürdiger Vater, Ihre wirkende Gnade würde Gott zum Urheber der Sünde ebenfalls machen; denn offenbar würden alle diejenigen sündigen, denen diese Gnade vorenthalten würde; ist nun aber nicht derjenige, der uns dem Bösen Preis gibt, der Urheber des Bösen?«

Diese naive Bemerkung setzte den guten Mann sehr in Verlegenheit; er fühlte, daß er sich vergebens bemühen würde, um sich aus dieser Suppe herauszuziehen; und er häufte so viele Worte (im Geiste der physischen Prädetermination) an, welche Sinn zu haben schienen und keinen Sinn hatten, daß der Naturmensch vom Mitleiden darüber ergriffen wurde. Diese Frage stand offenbar in innigster Verbindung mit dem Ursprunge des Guten und Bösen; daher mußte der arme Gordon die Büchse der Pandora, das durch Arimane zerbrochene Ei des Orosmades, die Feindschaft zwischen Typhon und Osiris, und endlich die ursprüngliche Sünde durchnehmen; und Beide tappten in dieser dicken Finsterniß umher, ohne sich jemals zu begegnen. Aber wie dem auch seyn mochte, dieser Seelenroman lenkte sie von der Betrachtung ihres eigenen Elends ab, und durch einen eigenen Zauber verminderte die Menge der über die Welt verbreiteten Widerwärtigkeiten das Gefühl ihres Kummers; sie wagten es nicht, sich zu beklagen, während alles um sie her ebenfalls Leiden erduldete.

Aber während der Ruhe der Nacht löschte das Bild der schönen St. Yves in der Seele ihres Geliebten alle metaphysischen und moralischen Ideen aus. Er erwachte mit thränenden Augen, und der alte Jansenist vergaß sowohl seine wirkende Gnade, wie den Abbé von St. Cyran und Jansenius, um einen jungen Mann zu trösten, den er in der Todsünde befangen hielt.

Außer daß sie lasen und Betrachtungen anstellten, unterhielten sie sich auch von ihren Abentheuern; und hatten sie unnützer Weise davon geredet, so lasen sie zusammen, oder jeder für sich. Der Verstand des jungen Mannes bildete sich immer mehr aus. Vor allem würde er es sehr weit in der Mathematik gebracht haben, wenn nicht der Gedanke an Fräulein von St. Yves seinen Geist häufig davon abgelenkt hätte.

Er las Geschichte, sie versetzte ihn stets in eine trübe Stimmung. Die Welt schien ihm zu schlecht und zu elend. In der That ist auch nur die Geschichte ein Gemälde von Verbrechen und Unglück. Stets verschwindet die Menge der unschuldigen und friedfertigen Menschen auf jenen unermeßlichen Schauplätzen. Die handelnden Personen sind nur ehrgeizige Schurken. Es scheint, als wenn die Geschichte nur wie das Trauerspiel gefällt, welches ermüdet, wenn es nicht durch Leidenschaften, durch Verbrechen und großes Mißgeschick beseelt wird. Man muß Clio eben sowohl wie Melpomene mit dem Dolche bewaffnen.

Wie auch die Geschichte Frankreichs voller Gräuel, gleich der der übrigen Länder seyn mag, so schien ihm doch der Anfang derselben so widerlich, die Mitte so trocken, sie

schien ihm endlich so kleinlich, selbst zur Zeit Heinrichs des Vierten, so sehr entblößt von allen erhabenen Erscheinungen, so fremd allen jenen schönen Entdeckungen, wodurch andere Nationen verherrlicht sind, daß er sich genöthigt sah, gegen die lange Weile zu kämpfen, um alle diese Einzelnheiten von finsteren, in einen Winkel der Welt versteckten Drangsalen zu lesen.

Gordon war mit ihm einer Meinung. Beide mußten mitleidig lachen, wenn von Souveränen von Fezensac, von Fesansaguet und von Astarac die Rede war. Ein solches Studium mochte in der That nur für die Erben gut seyn, wenn sie deren hatten. Die schönen Jahrhunderte der römischen Republik machten ihn auf eine Zeit lang gleichgültig gegen den übrigen Theil der Erde. Das Schauspiel des siegreichen und den Nationen Gesetze gebenden Roms beschäftigte seine ganze Seele. Lebhaft ergriff es ihn, wenn er über dieses Volk nachdachte, welches siebenhundert Jahre von dem Enthusiasmus der Freiheit und des Ruhmes regiert wurde.

So verstrichen Tage, Wochen und Monate; und er würde sich in dem Wohnsitze der Verzweiflung glücklich gehalten haben, wenn er nicht geliebt hätte.

Auch machte ihn sein gutmüthiger Charakter gerührt, wenn er an den Prior von Unserer lieben Frau vom Berge und an das gefühlvolle Fräulein von Kerkabon dachte. »Was werden sie von mir halten,« wiederholte er häufig, »wenn sie gar keine Nachricht von mir haben? sie werden einen Undankbaren in mir erblicken.« Dieser Gedanke quälte ihn; er beklagte diejenigen, welche liebten, mehr, als er sich selbst beklagte.

Elftes Kapitel.

Wie der Naturmensch seine Geistesfähigkeit entwickelt.

Die Lektüre erweitert die Seele, und ein aufgeklärter Freund tröstet sie. Unser Gefangener hatte, was er vorher nicht geahnet, sich dieser beiden Vortheile zu erfreuen. »Ich komme fast in Versuchung,« sprach er, »an Verwandlungen zu glauben, denn ich bin aus einem unvernünftigen Thiere in einen Menschen verwandelt.« Er schaffte sich aus einem Theile des Geldes, worüber er verfügen durfte, eine auserlesene Bibliothek an. Sein Freund munterte ihn auf, seine Ideen niederzuschreiben; und er schrieb Folgendes über die alte Geschichte:

»Ich stelle mir vor, daß die Nationen lange Zeit wie ich gewesen sind, daß sich späterhin die Fähigkeiten ihrer Seele erweitert, daß sie sich Jahrhunderte lang nur mit dem gegenwärtigen Augenblicke, sehr wenig mit der Vergangenheit und nie mit der Zukunft beschäftigt haben. Ich habe fünf oder sechshundert Stunden in Canada durchstreift, und nicht ein einziges Denkmahl gefunden; Niemand weiß hier, was sein Ältervater gethan hat. Sollte so nicht der natürliche Zustand des Menschen beschaffen seyn? Die Menschengattung dieses Festlandes scheint mir der des andern überlegen. Sie hat ihr Daseyn seit mehreren Jahrhunderten durch die Künste und verschiedenartigen Kenntnisse umfassender gemacht. Rührt dies vielleicht von dem Barte am Kinne und daher, daß Gott den Amerikanern den Bart vorenthalten hat? Ich glaube es nicht; denn ich finde, daß die Chinesen fast gar keinen Bart haben, und die Künste seit fünftausend Jah-

ren betreiben. In der That, wenn sie Annalen besitzen, die über viertausend Jahre hinausreichen, so muß wohl die Nation seit länger als funfzig Jahrhunderten beisammen gewesen seyn und geblühet haben.«

»Etwas ist mir insbesondere in dieser alten Geschichte China's aufgefallen, nämlich, daß fast alles darin wahrscheinlich und natürlich ist. Ich bewundere sie deswegen, weil darin nichts Wunderbares enthalten ist.«

»Weswegen mögen sich wohl alle die übrigen Nationen einen fabelhaften Ursprung gegeben haben? Die alten Chronisten der französischen Geschichte, die nicht sehr alt sind, lassen die Franzosen von einem Francus, einem Sohne Hectors, abstammen; die Römer glauben von einem Phrygier entsprungen zu seyn, obgleich sich in ihrer Sprache nicht ein einziges Wort findet, welches in der geringsten Beziehung mit dem Phrygischen stände; die Götter sollen zehntausend Jahre in Ägypten, die Teufel in Scythien gewohnt, und hier die Hunnen erzeugt haben. Vor dem Thucydides finde ich nur Romane, die den Amadisdichtungen gleichen, aber weit weniger Unterhaltung wie diese gewähren. Überall sieht man Erscheinungen, Orakel, Wunder, Zaubereien, Verwandlungen, Träume, welche ausgelegt werden und das Schicksal der größten Reiche wie der kleinsten Staaten bestimmen; hier sieht man redende Thiere, dort Thiere, welche man anbetet, in Menschen verwandelte Götter und in Götter verwandelte Menschen. Ach! wenn wir der Fabeln bedürfen, warum machen denn diese Fabeln nicht wenigstens das Sinnbild der Wahrheit aus! Ich liebe die Fabeln der Philosophen, ich lache über die der Kinder, aber ich hasse die der Betrüger.«

Eines Tages gerieth er über eine Geschichte des Kaisers Justinian. Er las darin, daß einige unwissende Menschen zu Constantinopel in einem sehr schlechten Griechisch ein Edikt gegen den größten Feldherrn des Jahrhunderts erlassen hatten, weil dieser Held in der Hitze des Gesprächs folgende Worte geäußert: »Die Wahrheit leuchtet mit eigenem Lichte, und durch die Flammen der Scheiterhaufen klärt man die Geister nicht auf.« Die Einfaltspinsel versicherten, daß dieser Satz ketzerisch sey, nach Ketzerei schmeckte, und daß das entgegengesetzte Axiom katholisch, universell und griechisch sey, nämlich: »Man klärt die Geister nur durch die Flammen der Scheiterhaufen auf, und die Wahrheit vermag mit eigenem Lichte nicht zu leuchten.« Diese Schwachköpfe verdammten auf diese Weise mehrere Äußerungen des Feldherrn, und erließen ein Edikt.

»Was!« rief der Naturmensch aus, »von solchen Leuten sind Edikte erlassen!« — »Es sind keine Edikte,« entgegnete Gordon; »es sind Widerlegungsschrift (contredits), worüber man sich allgemein in Constantinopel lustig machte, und zu allererst der Kaiser; es war ein weiser Fürst, der die unwissenden Schwachköpfe so in Schranken hielt, daß sie nur Gutes thun konnten. Er wußte, daß diese Herren und verschiedene andere Pastophoren in ernsteren Sachen die Geduld der Kaiser, seiner Vorgänger, durch Widerlegungsschriften ermüdet hatten. »Er handelte sehr wohl,« sprach der Naturmensch; »man muß die Pastophoren aufrecht und sie im Zaume halten.«

Er schrieb noch viele andere Betrachtungen nieder, die den alten Gordon in Schrecken setzten. »Was!« sprach er zu sich selbst, »ich habe funfzig Jahre lang mich zu

belehren gesucht, und doch muß ich fürchten, zu dem natürliche gesunden Menschenverstande dieses fast wilden Kindes nicht zu gelangen! Ich zittere, indem ich auf eine mühsame Weise mich in Vorurtheilen bestärkt haben kann; während er nur die reine Natur in sich aufnimmt.«

Der gute Mann hatte einige von jenen kritischen Büchern, von jenen periodischen Blättern, wo Menschen, die unfähig sind, selbst etwas zu schaffen, die Geisteserzeugnisse Anderer anschwärzen, wo die Visé's die Racine's, und die Faydit's die Fenelon's verspotten. Der Naturmensch blätterte einige davon durch. »Ich vergleiche sie,« sprach er, »mit gewissen Fliegen, die ihre Eier in den Hintern der schönsten Pferde legen, welche aber dadurch am Laufen nicht verhindert werden.« Kaum würdigten die beiden Philosophen diese Excremente der Literatur eines Blickes.

Sie lasen zusammen die Anfangsgründe der Astronomie; der Naturmensch ließ Himmelskugeln kommen; dieses große Schauspiel entzückte ihn. »Wie hart ist es nicht,« sprach er, »Kenntniß von dem Himmel erst dann zu erhalten, wenn man des Rechts, ihn zu betrachten, beraubt ist! Jupiter und Saturn rollen in jenen unermeßlichen Räumen; Millionen von Sonnen erleuchten Milliarden von Welten; und in dem Winkel der Erde, wohin ich geworfen bin, befinden sich Wesen, die mich, ein sehendes und denkendes Wesen, aller jener Welten berauben, die mein Auge erreichen könnte, und derjenigen, wo Gott mich hat geboren werden lassen! Das für das Weltall geschaffene Licht ist für mich verloren. Man verhüllte es mir nicht in den nördlichen Regionen, wo ich

meine Kindheit und meine Jugend zugebracht habe. Ohne Sie, mein lieber Gordon, würde ich mich in das Nichts versetzt finden.«

Zwölftes Kapitel.

Was der Naturmensch von den Erzeugnissen für die Bühne hält.

Der junge Naturmensch glich einem jener kraftvollen Bäume, welche auf einem undankbaren Boden entsprossen, in kurzer Zeit ihre Wurzeln und ihre Zweige ausbreiten, sobald man sie in ein fruchtbares Erdreich versetzt; und auffallend war es immer, daß bei ihm dieses Erdreich ein Kerker war.

Unter den Büchern, welche die Erholungsstunden der beiden Gefangenen ausfüllten, befanden sich Poesien, Übersetzungen griechischer Tragödien und einige französische Originalwerke für die Bühne. Die Verse, welche von Liebe sprachen, versetzten das Gemüth des Naturmenschen stets in einen frohen und wonnevollen Zustand. Alle sprachen sie mit ihm von seiner theuern St. Yves. Die Fabel von den beiden Tauben, zerschnitt ihm das Herz; er war weit davon entfernt, zu seinem Taubenhause zurückzukehren.

Molière bezauberte ihn. Dieser machte ihn mit den Sitten von Paris und des menschlichen Geschlechts bekannt. — »Welchem seiner Lustspiele geben Sie den Vorzug?« — »Unbedenklich dem Tartufe.« — »So denke ich auch,« versetzte Gordon; »ein Scheinheiliger (tartufe) hat mich in diesen Kerker gestürzt, und vielleicht sind auch

Scheinheilige die Urheber Ihres Unglücks.« — »Wie finden Sie jene griechischen Tragödien?« — »Gut für Griechen,« entgegnete der Naturmensch. Aber als er die neuere Iphigenia, Phädra, Andromache, Athalia las, gerieth er in Entzücken, er seufzte, er vergoß Thränen, er wußte sie auswendig, ohne Lust gehabt zu haben, sie zu lernen.

»Lesen Sie Rodogune,« sagte Gordon zu ihm; »man sagt, es sey ein Meisterstück der dramatischen Kunst; die übrigen Werke, die Ihnen so viel Vergnügen verursacht haben, wollen in Vergleich damit wenig sagen.« Der junge Mann sprach zu ihm, nachdem er kaum die erste Seite gelesen hatte: »Dies ist nicht von demselben Verfasser.« — »Woran sehen Sie das?« — »Noch weiß ich es nicht; aber diese Verse sprechen weder mein Ohr, noch mein Herz an.« — »Hm! sind es nur die Verse?« versetzte Gordon. — »Aber warum hat man sie denn gemacht?« entgegnete der Naturmensch.

Nachdem er das Stück sehr aufmerksam durchgelesen hatte, ohne eine andere Absicht zu hegen, als die, sich ein Vergnügen zu verschaffen, sah er seinen Freund mit starren und Staunen ausdrückenden Augen an, und wußte nicht, was er sagen sollte. Endlich, nachdem der Andere in ihn drang, das, was er empfunden, offen auszusprechen, erwiederte er Folgendes: »Den Anfang habe ich durchaus nicht verstanden; die Mitte des Stückes hat mich empört; von dem letzten Akt bin ich sehr bewegt worden, obgleich mir hier alles wenig mit der Wahrscheinlichkeit übereinzustimmen schien; ich habe für keine der handelnden Personen Interesse gewonnen, und keine zwanzig Verse behalten, ich, der ich alle diejenigen behalte, die mir Vergnügen ge-

währen.« — »Dieses Stück gilt bei allen dem für eines der besten, die wir besitzen.« — »Wenn das ist,« erwiederte er, »so verhält es sich vielleicht mit ihm, wie mit den Leuten, welche ihre Stelle nicht verdienen. Übrigens liegt hier eine Geschmacksache zum Grunde, mein Geschmack muß sich noch nicht gebildet haben; ich kann mich täuschen; aber Sie wissen, daß ich sehr gewohnt bin, alles herauszusagen, was ich denke, oder vielmehr, was ich fühle. Ich vermuthe, daß unterweilen Täuschung, Mode, Laune in den Urtheilen der Menschen herrschen. Ich habe nach einem natürlichen Gefühl meine Meinung geäußert; bei mir kann dieses natürliche Gefühl sehr unvollkommen seyn; aber sie mag auch von den meisten Menschen häufig gar nicht zu Rathe gezogen werden.« — Darauf sagte er ihm Verse aus der Iphigenia her, wovon er ganz erfüllt war; und wenn er gleich keine Declamationsgabe besaß, so legte er doch so viele Wahrheit, so vieles Gefühl in die Worte, daß er den alten Jansenisten zum Weinen brachte. Er las dann Cinna; zwar weinte er nicht, aber er bewunderte das Werk.

Dreizehntes Kapitel.

Die schöne St. Yves in Versailles.

Während unser Unglücklicher mehr aufgeklärt wie getröstet wurde; während sein seit so langer Zeit niedergehaltenes Genie sich mit so vieler Kraft und Schnelligkeit entwickelte; während die Natur, welche sich in ihm vervollkomm=

nete, ihn für die Kränkungen des Geschickes entschädigte, was wurde da aus dem Herrn Prior und seiner guten Schwester, und aus der schönen Klausnerin St. Yves? Im ersten Monate war man unruhig, im dritten vom Schmerze ergriffen; falsche Muthmaßungen, unbegründete Gerüchte ließen das Schlimmste fürchten; nach Verlauf von sechs Monaten glaubte man ihn todt. Endlich erfuhren Herr und Fräulein von Kerkabon durch einen Brief, den vor längerer Zeit ein Garde du Corps nach der Bretagne geschrieben hatte, daß ein junger, dem Naturmenschen ähnlicher Mann eines Abends in Versailles angekommen, aber während der Nacht fortgeholt sey, und daß seit dieser Zeit Niemand etwas von ihm weiter gehört habe.

»Ach!« sprach Fräulein von Kerkabon, »er wird irgend einen dummen Streich begangen, und sich in unangenehme Händel verwickelt haben. Er ist jung, er ist Niederbretagner, er kann nicht wissen, wie man sich am Hofe zu betragen habe. Mein lieber Bruder, ich habe niemals weder Versailles noch Paris gesehen; jetzt findet sich dazu eine schöne Gelegenheit, wir können vielleicht unsern armen Neffen wieder antreffen; er ist der Sohn unseres Bruders, unsere Pflicht ist, ihm zu Hülfe zu eilen. Wer weiß, ob es uns am Ende nicht gelingen könnte, ihn zum Subdiakonus zu machen, wenn das brausende Feuer der Jugend verraucht ist. Er hatte viele Anlagen zu den Wissenschaften. Erinnern Sie sich nur, welche Urtheile er über das alte und neue Testament fällte. Wir sind für seine Seele verantwortlich; wir haben ihn taufen lassen; seine theure Geliebte St. Yves bringt

die Zeit mit Weinen hin. Wahrlich, wir müssen uns nach Paris begeben. Wenn er in irgend einem jener abscheulichen Freudenhäuser, wovon ich mir habe erzählen lassen, verborgen ist, so werden wir ihn herausreißen.« — Der Prior wurde von den Reden seiner Schwester gerührt. Er begab sich zum Bischof von St. Malo, der den Huronen getauft hatte, und begehrte seinen Schutz und seinen Rath. Der Prälat billigte die Reise. Er gab dem Prior Empfehlungsschreiben an den Pater La Chaise, den Beichtvater des Königs, der die erste Würde des Königreichs bekleidete, an den Erzbischof von Paris, Harlay, und an den Bischof von Meaux, Bossuet, mit.

Endlich reiseten der Bruder und die Schwester ab; aber als sie in Paris angekommen waren, gingen sie ohne einen Leitfaden und ohne einen Ausgang zu haben, wie in einem unermeßlichen Labyrinthe irre. Ihr Reisegeld war nicht von Bedeutung, und täglich mußten sie Wagen nehmen, um auf Entdeckung auszugehen, und sie entdeckten nichts.

Der Prior begab sich zum ehrwürdigen Pater La Chaise; das Fräulein du Tron war bei ihm, und er konnte einem Prior keine Audienz ertheilen. Er ging zur Wohnung des Erzbischofs; der Prälat hatte sich mit der schönen Frau von Lesdiguères wegen Angelegenheiten der Kirche eingeschlossen. Er eilte zum Landhause des Bischofs von Meaux, dieser untersuchte mit Fräulein von Mauleon die mystische Liebe der Madame Guyon *). Indessen ge-

*) Bekanntlich eine Schwärmerin am Hofe Ludwigs des Vierzehnten, die insbesondere dadurch bekannt worden ist, daß sie eine Hauptanhängerin des damals vielfach gepflegten, der Mystik der Neuern gleichkommenden Quietismus war. Anm. des Uebers.

lang es ihm endlich, zu diesen beiden Prälaten zu gelangen; beide erklärten ihm, daß, da sein Neffe kein Subdiakonus sey, sie sich mit seiner Sache nicht befassen könnten.

Auch den Jesuiten *) bekam er zu sprechen; dieser empfing ihn mit offenen Armen, betheuerte ihm, daß, obgleich er ihn nie gekannt, er stets für ihn eine ganz besondere Hochachtung gehegt habe. Er schwor, sein Orden sey fortwährend den Niederbretagnern zugethan gewesen. »Aber,« setzte er hinzu, »sollte Ihr Neffe nicht das Unglück gehabt haben, ein Hugenotte zu werden?« — »Nein, gewiß nicht, mein ehrwürdiger Vater.« — »Wäre er auch kein Jansenist?« — »Ich kann Euer Hochwürden versichern, daß er kaum ein Christ ist; es sind kaum elf Monate verflossen, daß wir ihn getauft haben.« — »Nun, das ist herrlich, das ist trefflich, wir werden Sorge für ihn tragen. Ist Ihre Pfründe beträchtlich?« — »Ach nein! sie ist sehr gering, und mein Neffe kostet mir viel.« — »Gibt es Jansenisten in Ihrer Nachbarschaft? Nehmen Sie sich wohl in Acht, mein lieber Herr Prior, sie sind gefährlicher wie die Hugenotten und die Atheisten.« — »Mein ehrwürdiger Vater, wir haben deren nicht; in Unserer lieben Frau vom Berge weiß man nicht einmal, was Jansenismus ist.« — »Desto besser; gehen Sie; ich wüßte nichts, was ich nicht für Sie thun sollte.« Er verabschiedete liebevoll den Prior, und dachte nicht weiter daran.

Die Zeit verstrich, der Prior und die gute Schwester geriethen in Verzweiflung. Mittlerweile betrieb der fatale Amtmann mit allem Eifer die Heirath seines großen

*) Nämlich den Pater La Chaise.

Anmerkung des Uebers.

Pinsels von Sohn mit der schönen St. Yves, die man zu diesem Ende ausdrücklich aus dem Kloster entlassen hatte. Sie liebte stets ihren theuren Täufling und in demselben Maße, wie sie den ihr zugedachten Mann verabscheute. Der ihr durch das Einstecken in das Kloster zugefügte Schimpf vermehrte ihre Leidenschaft; das Anmuthen, den Sohn des Amtmanns zu heirathen, spannte sie aufs Höchste. Der Jammer, die zärtliche Liebe und der Schauder regten in ihrer Seele den furchtbarsten Sturm auf. Die Liebe ist, wie man weiß, bei einem jungen Mädchen weit erfindungsreicher und kühner, wie es die Freundschaft bei einem alten Prior und bei einer Tante ist, die ihre fünf und vierzig Jahre schon zurückgelegt hat. Überdies hatte sie sich im Kloster durch die Romane, welche sie verstohlener Weise gelesen, trefflich gebildet.

Die schöne St. Yves erinnerte sich des Briefes, den ein Garde du Corps nach der Niederbretagne geschrieben hatte, und wovon sie in der Provinz hatte reden hören. Sie entschloß sich, selbst nach Versailles zu reisen, um Erkundigungen einzuziehen; sich den Ministern zu Füßen zu werfen, sofern, wie man dies behauptete, ihr Geliebter sich eingekerkert befinde, und für ihn Gerechtigkeit zu erflehen. Ein gewisses Etwas sagte ihr insgeheim, daß man am Hofe einem hübschen Mädchen nichts verweigere, aber sie wußte nicht, zu welchem Preise.

Nachdem sie ihren Entschluß gefaßt hatte, fühlte sie sich getröstet, sie wurde ruhig, sie wies den einfältigen Bräutigam nicht mehr ab; sie war freundlich gegen den niederträchtigen Schwiegervater, sie liebkosete ihren Bruder, sie verbreitete Frohsinn im Hause; dann reisete sie an dem

zur Hochzeit angesetzten Tage heimlich um vier Uhr Morgens mit ihren kleinen Brautgeschenken und allem, was sie in der Eile zusammenraffen konnte, ab. Ihre Maßregeln waren so gut getroffen, daß sie bereits über fünf Meilen entfernt war, als man gegen Mittag in ihr Schlafzimmer trat. Die Überraschung und Bestürzung ist nicht zu beschreiben. Der ausfragende Amtmann that an diesem Tage mehr Fragen, als er in der ganzen Woche nicht gethan hatte; der Bräutigam betrug sich einfältiger, wie jemals. Der Abbé von St. Yves entschloß sich, höchst aufgebracht, seiner Schwester nachzusetzen. So führte das Geschick fast den ganzen Bezirk der Niederbretagne nach Paris.

Die schöne St. Yves vermuthete sehr wohl, daß man sie verfolgen werde. Sie war zu Pferde; sie erkundigte sich mit vieler Klugheit bei den Courieren, ob ihnen nicht ein dicker Abbé, ein vierschrötiger Amtmann und ein junger Pinsel begegnet seyen, und ihren Weg nach Paris eingeschlagen hätten. Nachdem sie am dritten Tage erfahren hatte, sie seyen nicht fern mehr, wich sie von der gewöhnlichen Straße ab, und besaß Gewandtheit und Glück genug, nach Versailles zu gelangen, während man sie vergebens in Paris suchte.

Aber wie sollte sie es nun in Versailles machen? jung, schön, rathlos, ohne Beistand, unbekannt, Allem ausgesetzt, wie sollte sie da einen königlichen Leibgardisten aufzusuchen wagen? Sie kam auf die Idee, sich an einen Jesuiten der untern Stufe zu wenden; es gab deren für alle Verhältnisse des Lebens. »Wie Gott,« sagten sie, »den verschiedenen Gattungen der Thiere eine verschieden-

artige Nahrung gegeben hat, so hat er dem Könige seinen Beichtvater gegeben, den alle Solicitanten von Pfründen das Haupt der gallicanischen Kirche nannten; dann kamen die Beichtväter der Prinzessinnen; die Minister hatten keine; so einfältig waren sie nicht. Es gab Jesuiten der Hofdienerschaft, und insbesondere Jesuiten der Kammerfrauen, durch die man die Geheimnisse der Gebieterinnen erfuhr; und dies war kein kleines Amt. Die schöne St. Yves wandte sich an einen der Letzteren, der sich Pater Tout-à-tous nannte. Sie beichtete ihm, setzte ihm ihre Abentheuer, ihre Lage, ihre Gefahr aus einander, und beschwor ihn, sie bei irgend einer braven Betschwester, welche sie gegen die Anfechtungen in Schutz nehmen könne, unterzubringen.

Der Pater Tout-à-tous führte sie bei der Frau eines Schenkamts-Bedienten, die eins seiner vertrautesten Beichtkinder war, ein. Sobald sie mit ihr bekannt gemacht worden, beeiferte sie sich, das Vertrauen und die Freundschaft derselben zu gewinnen; sie erkundigte sich nach dem bretagnischen Gardisten, und ließ ihn bitten, zu ihr zu kommen. Als sie von ihm erfahren hatte, daß ihr Geliebter, nachdem er mit dem ersten Secretair gesprochen, weggeholt sey, eilte sie zu diesem Secretair; der Anblick eines schönen Mädchens machte ihn ihr geneigt, denn man muß bekennen, daß Gott die Weiber nur zum Bezähmen der Männer erschaffen hat.

Der Federfechter wurde gerührt und gestand ihr alles. »Ihr Geliebter ist in der Bastille, und ohne Sie würde er vielleicht lebenslang darin bleiben.« Die zärtliche St. Yves sank in Ohnmacht. Nachdem sie wieder zu sich

selbst gekommen war, sagte zu ihr der Federfechter: »Ich besitze kein Ansehen, um Gutes zu thun, meine ganze Macht beschränkt sich darauf, Böses zu thun. Folgen Sie meinem Rathe, gehen Sie zu dem Herrn von St. Pouange, der Gutes und Böses thut; er ist ein Vetter und Günstling des gnädigen Herrn von Louvois. Dieser Minister hat zwei Seelen, eine davon ist Herr von St. Pouange, die andere ist Madame du Fresnoi; sie ist aber gegenwärtig von Versailles abwesend; es bleibt Ihnen nichts übrig, als den Gönner, den ich Ihnen angegeben habe, zum Mitleiden zu bewegen.«

Die schöne St. Yves, zwischen etwas Freude und großem Schmerz, zwischen einiger Hoffnung und trüber Furcht getheilt, verfolgt von ihrem Bruder, ihren Geliebten anbetend, ihre Thränen abtrocknend und neue vergießend, zitternd, ermattet, und Muth schöpfend, eilt schnell zum Herrn von St. Pouange.

Vierzehntes Kapitel.

Fortschritte des Geistes des Naturmenschen.

Der Naturmensch machte in den Wissenschaften, und vor allem in der Menschenkenntniß reißende Fortschritte. Der Grund der schnellen Entwickelung seines Geistes lag fast eben so sehr in seinem natürlichen Aufwachsen unter Wilden, wie in der Gediegenheit seiner Seele; denn da er in seiner Kindheit nichts gelernt hatte, so hatte er auch keine Vorurtheile gelernt; und sein Verstand, der durch Irrthum

nicht verdreht war, war in seiner vollen Geradheit geblieben. Er sah die Dinge so an, wie sie sind; statt daß die Ideen, die man uns in der Kindheit beibringt, sie uns unser ganzes Leben hindurch so erblicken lassen, wie sie nicht sind. »Ihre Verfolger sind verabscheuungswürdige Menschen,« sagte er zu seinem Freunde Gordon. »Ich beklage Sie, daß man Sie auf eine so gewalthättige Weise behandelt, aber ich beklage Sie auch, daß Sie ein Jansenist sind. Jede Seite scheint mir ein Hervorrufen des Irrthums. Sagen Sie mir, ob es Secten in der Mathematik gibt?« — »Nein, mein liebes Kind,« erwiederte seufzend der gute Gordon; »alle Menschen sind über die Wahrheit, wenn sie enthüllt ist, einer Meinung, aber nur zu sehr weichen sie rücksichtlich der dunkeln Wahrheiten ab.« — »Sagen Sie rücksichtlich der dunkeln Ungereimtheiten. Gäbe es eine einzige verborgene Wahrheit in Ihren Haufen von Argumenten, die man seit so vielen Jahrhunderten durchsucht, so würde man sie ohne Zweifel entdeckt haben; und die ganze Welt würde wenigstens über diesen Punkt mit einander einig seyn. Wäre diese Wahrheit so nothwendig, wie es die Sonne für die Erde ist, so würde sie eben so glänzen. Aber eine Ungereimtheit, eine dem Menschengeschlechte angethane Schmach, ein Attentat gegen das ewige und höchste Wesen ist es, wenn man sagt: Es gibt eine dem Menschen durchaus nothwendige Wahrheit, und Gott hat sie verborgen.«

Alles, was dieser junge, durch die Natur belehrte Unwissende sagte, machte einen tiefen Eindruck auf den alten, gelehrten Unglücklichen. »Sollte es möglich seyn,« rief er aus, »daß ich mich Hirngespinnste wegen unglücklich

gemacht habe? Freilich bin ich gewisser von meinem Unglücke überzeugt, wie von der wirkenden Gnade. Ich habe meine Tage damit hingebracht, über die Freiheit Gottes und des Menschengeschlechts nachzugrübeln, aber meine eigene dabei verloren; weder St. Augustin, noch St. Prosper werden mich aus dem finstern Abgrunde, worin ich mich befinde, herausziehen.«

Der Naturmensch, der sich seinem Wesen ganz hingab, sagte endlich: »Darf ich mit kühner Zuversicht mich offen gegen Sie aussprechen? Diejenigen, welche sich jener unnützen Schulstreitigkeiten wegen verfolgen lassen, scheinen mir wenig Weisheit zu besitzen; dagegen sind die Verfolger in meinen Augen Ungeheuer.«

Die beiden Gefangenen waren über die Ungerechtigkeit ihrer Gefangenschaft ganz einer Meinung. »Ich bin hundert Mal mehr zu beklagen, wie Sie,« sagte der Naturmensch; »ich bin frei geboren, wie der Vogel in der Luft; ich besaß zwei Dinge, die mich beseelten, die Freiheit und den Gegenstand meiner Liebe; man hat sie mir geraubt. Beide befinden wir uns in Fesseln, ohne davon die Ursache zu wissen und ohne sie erfragen zu können. Ich habe zwanzig Jahre als Hurone gelebt; man behauptet, es seyen Barbaren, weil sie sich an ihren Feinden rächen; aber nie haben sie ihre Freunde auf eine gewaltsame Weise behandelt. Kaum setze ich in Frankreich den Fuß ans Land, als ich für dasselbe mein Blut vergieße; ich habe vielleicht eine Provinz gerettet, und zum Lohne dafür stößt man mich in dieses Grab von Lebendigen, wo ich ohne Sie vor Wuth gestorben seyn würde. Es gibt also in diesem Lande keine Gesetze! Man verdammt die Menschen,

ohne ihnen Gehör zu geben! So handelt man nicht in England. Ach! gegen die Engländer mußte ich nicht kämpfen.« Seine emporkeimende Philosophie konnte sonach seine in dem vornehmsten ihrer Rechte verletzte Natur nicht bezähmen, und ließ seinem gerechten Zorne freien Lauf.

Sein Leidensgefährte widersprach ihm nicht. Die Abwesenheit vermehrt stets die nicht befriedigte Liebe, und die Philosophie vermindert sie nicht. Er sprach auch häufiger von seiner theuern St. Yves, als von der Moral und der Metaphysik. Je mehr seine Gefühle geläutert wurden, desto stärker wurde seine Liebe. Er las einige neue Romane, und fand wenige darunter, die ihm die Lage seiner Seele schilderten. Er fühlte, daß sein Herz stets über das, was er las, hinaus gehe. »Ach!« sprach er, »alle Verfasser dieser Romane haben sie nur nach dem Verstande und den Regeln der Kunst geschrieben.« Der gute jansenistische Priester wurde endlich ganz und gar der Vertraute seiner Liebe. Er hatte die Liebe bisher nur wie eine Sünde betrachtet, deren man sich in der Beichte anklagt. Jetzt lernte er sie als ein eben so edles wie zärtliches Gefühl kennen, welches die Seele in eben dem Maße erheben, wie sie erweichen, und sogar bisweilen Tugenden hervorrufen kann. Und — wer hätte es denken sollen! — am letzten Ende bekehrte ein Hurone einen Jansenisten.

Funfzehntes Kapitel.

Die schöne St. Yves widersteht Anmuthungen, die ihr Zartgefühl verletzen.

Die schöne St. Yves, noch zärtlicher wie ihr Geliebter, ging also zum Herrn von St. Pouange, in Begleitung der Freundin, bei welcher sie wohnte. Beide hatten ihr Gesicht so viel wie möglich durch ihre Regenkappen bedeckt. Den ersten Gegenstand, den sie an der Thür erblickte, war der Abbé von St. Yves, ihr Bruder, der aus dem Hause trat. Sie gerieth in Furcht; aber die fromme Freundin beruhigte sie. »Gerade weil man gegen Sie gesprochen hat, müssen Sie jetzt mit der Sprache hervortreten. Seyn Sie überzeugt, daß in diesem Lande die Ankläger stets Recht haben, wenn man sich nicht beeilt, sie zu Schanden zu machen. Überdies wird Ihre Gegenwart — oder ich müßte mich sehr täuschen — eine bessere Wirkung hervorbringen, als die Worte Ihres Bruders.«

Sofern man nur irgend eine leidenschaftlich Liebende ermuthigt, so wird sie unerschrocken. Fräulein von St. Yves meldete sich zur Audienz. Ihre Jugend, ihre Reize, ihre zärtlichen, mit einigen Thränen befeuchteten Augen zogen alle Blicke auf sie. Jeder Höfling des Unterministers vergaß für den Augenblick den Abgott der Macht, um den der Schönheit aufmerksam zu betrachten. Herr von St. Pouange ließ sie in sein Kabinet treten; sie sprach mit Rührung und mit Anstand. St. Pouange fühlte sich bewegt. Sie zitterte, er beruhigte sie. »Kommen Sie diesen Abend wieder,« sagte er zu ihr; »Ihre Angelegenheiten verdienen, daß man darüber nachdenkt und

mit Muße davon spricht; es sind hier zu viele Menschen; man macht die Audienzen zu schnell ab: ich muß Ihre Sache gründlich mit Ihnen in Erwägung ziehen.« Darauf empfahl er ihr, nachdem er ihr viel Schmeichelhaftes über ihre Schönheit und ihre Gefühle gesagt hatte, Abends um sieben Uhr wiederzukommen.

Sie ermangelte nicht, sich einzustellen; die fromme Freundin begleitete sie wieder, aber sie blieb im Saale zurück und las im christlichen Erzieher, während St. Pouange und das schöne Fräulein St. Yves im Hinterzimmer waren. »Glauben Sie wohl, mein Fräulein,« fing er an, »daß Ihr Bruder um einen geheimen Haftsbefehl bei mir nachgesucht hat? Wahrlich, ich möchte lieber einen Befehl ausfertigen, um ihn nach der Niederbretagne zurückzuschicken.« — »Ach! mein Herr, ist man denn so freigebig in Ihren Bureaus mit geheimen Haftsbefehlen, daß man aus dem Herzen des Königsreichs darum nachsucht, wie um Pensionen. Ich verlange durchaus keinen gegen meinen Bruder. Ich habe mich sehr über ihn zu beklagen, aber ich ehre die Freiheit der Menschen; ich suche um die eines Mannes nach, den ich heirathen will, eines Mannes, dem der König die Erhaltung einer Provinz verdankt, der ihm nützliche Dienste leisten kann, und der der Sohn eines in seinem Dienste getödteten Officiers ist. Wessen hat man ihn angeklagt? wie hat man ihn so grausam behandeln können, ohne ihm Gehör zu geben?«

Darauf zeigte ihr der Unterminister den Brief des jesuitischen Spions und den des treulosen Amtmanns. — »Was! solche Ungeheuer gibt es auf der Erde! und so will man mich zwingen, den jämmerlichen Sohn eines

jämmerlichen und schändlichen Mannes zu heirathen! und auf solche Angaben verfügt man hier über das Schicksal der Bürger!« Sie warf sich auf die Knie, sie begehrte mit Schluchzen die Freiheit des braven Mannes, den sie anbetete. Ihre Reize traten in dieser Stellung nur noch vortheilhafter hervor. Sie war so schön, daß St. Pouange, der alle Scham aus den Augen setzte, ihr zu verstehen gab, daß sie ihren Zweck erreichen würde, sofern sie ihm die Erstlinge dessen zu Theil werden ließe, was sie ihrem Geliebten bewahrte. Fräulein von St. Yves, von Schrecken ergriffen und in die höchste Verwirrung gebracht, stellte sich lange Zeit, als verstehe sie ihn nicht; er mußte sich deutlicher erklären. Ein anfangs mit Zurückhaltung herausgestoßenes Wort zog ein stärkeres, und dieses ein noch deutlicher ausgesprochenes nach sich. Man versprach nicht allein die Zurücknahme des geheimen Haftsbefehls, sondern auch Belohnungen, Geld, Ehrenbezeigungen, Bedienungen; und je mehr man versprach, desto mehr wuchs das Verlangen, nicht abgewiesen zu werden.

Fräulein von St. Yves weinte, sie war ihrer Sprache nicht mehr mächtig, halb hingesunken auf das Sopha, glaubte sie, ihren Augen wie ihren Ohren nicht trauen zu dürfen. St. Pouange seinerseits warf sich auf die Knie. Er hatte keinesweges ein übles Äußere, und würde ein weniger eingenommenes Herz nicht zurückgestoßen haben; aber Fräulein St. Yves betete ihren Geliebten an, und hielt es für ein schreckliches Verbrechen, ihm treulos zu werden, um ihn zu befreien. St. Pouange verdoppelte seine Bitten und seine Versprechungen: endlich ging er so weit, daß er ihr erklärte, dies sey das einzige Mit-

tel, den Mann aus seinem Kerker zu befreien, für den sie eine so heftige und zärtliche Leidenschaft hege. Diese merkwürdige Unterredung zog sich in die Länge. Die Betschwester im Vorzimmer, die ihren christlichen Erzieher las, brach endlich in die Worte aus: »mein Gott! was mögen sie da seit zwei Stunden machen? nie noch hat der gnädige Herr von St. Pouange eine so lange Audienz ertheilt; vielleicht hat er diesem armen Mädchen alles abgeschlagen, und sie läßt mit Flehen nicht nach.«

Endlich trat ihre Gefährtin aus dem Hinterzimmer, ganz betäubt, sprachlos, tief nachsinnend über den Charakter der Großen und Halbgroßen, welche so leichtsinnig die Freiheit der Menschen und die Ehre der Frauen aufopfern.

Sie sprach unterweges kein Wort. Endlich im Hause ihrer Freundin konnte sie sich sammeln, sie erzählte ihr alles. Die Betschwester schlug ein großes Kreuz. »Meine liebe Freundin, gleich morgen früh müssen wir den Pater Tout-à-tous, unsern Gewissensrath, um Rath fragen; er steht hoch angeschrieben bei Herrn von St. Pouange; mehrere Dienstboten aus dem Hause desselben beichten ihm; es ist ein frommer und gefälliger Mann, der auch der Seelenrath von Frauen von Ansehen ist: geben Sie sich ihm ganz hin, wie ich es thue; ich habe mich stets wohl dabei befunden.« — »Nun wohl! meine liebe Freundin, ich werde morgen zum Pater Tout-à-tous gehen.«

Sechzehntes Kapitel.

Sie frägt einen Jesuiten um Rath.

Sobald das schöne und trostlose Fräulein St. Yves bei ihrem guten Beichtvater war, gestand sie ihm, daß ein mächtiger und wollüstiger Mann ihr verspreche, den aus dem Kerker zu befreien, den sie auf eine gesetzmäßige Weise zu heirathen beabsichtige, und daß er einen großen Lohn für seinen Dienst verlange; daß sie einen entsetzlichen Abscheu gegen eine solche Untreue hege, und daß wenn nur von ihrem eigenen Leben die Rede wäre, sie dieses lieber aufopfern wolle, als der Versuchung unterliegen.

»Nun sehe mir einer diesen ruchlosen Sünder!« versetzte der Pater Tout-à-tous. »Sie könnten mir wohl den Namen dieses niederträchtigen Menschen sagen; ich wette, es ist ein Jansenist; ich werde ihn bei Seiner Hochwürden, dem Pater La Chaise angeben, der ihn in das Nachtlager führen lassen wird, wo sich gegenwärtig die theure Person befindet, die Sie heirathen wollen.«

Das arme Mädchen nannte ihm endlich nach langem Sträuben und großer Unschlüssigkeit den Herrn von St Pouange.

»Der gnädige Herr von St. Pouange!« rief der Jesuit aus; »ja, meine Tochter, das ist etwas ganz anderes; er ist ein Vetter des größten Ministers, den wir je gehabt haben, er ist ein rechtschaffener Mann, ein Beschützer der guten Sache, ein guter Christ; solche Gedanken kann er nicht gehegt haben; gewiß, meine Tochter, Sie müssen ihn Unrecht verstanden haben.« — »Ach!

mein ehrwürdiger Vater, ich habe ihn nur zu gut verstanden; ich bin verloren, was ich auch thue; ich habe nur die Wahl zwischen dem Unglück und der Schande; mein Geliebter bleibt entweder lebendig begraben, oder ich mache mich meines Lebens unwürdig. Ich kann ihn nicht verschmachten lassen, und ich kann ihn nicht retten.«

Der Pater Tout-à-tous suchte sie durch folgende sanfte Worte zu beruhigen:

»Erstens, meine Tochter, gebrauchen Sie doch niemals das Wort mein Geliebter; es liegt darin so etwas Weltliches, welches Gott beleidigen könnte; sagen Sie doch: mein Mann; denn wenn er es gleich noch nicht seyn mag, so können Sie ihn doch füglich als einen solchen schon betrachten, und nichts ist anständiger, wie dieses.«

»Zweitens, wenn er auch Ihr Mann in der Idee, in spe ist, so ist er es doch nicht in der Wirklichkeit: Sie würden also keinen Ehebruch — eine unerhörte Sünde! die man stets so viel wie möglich meiden muß — begehen.«

»Drittens, fassen alle diejenigen Handlungen keine bösartige Sündenschuld in sich, bei denen die Absicht rein ist, und keine Absicht ist reiner, als die, Ihren Mann zu befreien.«

»Viertens bieten sich Ihnen Beispiele aus dem heiligen Alterthum dar, die Ihnen bei Ihrem Verhalten trefflich zur Richtschnur dienen können. Der heilige Augustin erzählt, daß unter dem Proconsulate des Septimius Acyndinus im Jahre 340 unseres Heils ein armer Mann, der dem Kaiser nicht geben konnte, was des Kaisers war,

zum Tode verurtheilt wurde, und zwar mit Recht, trotz des Grundsatzes: wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. Es betraf ein Pfund Goldes; der Verurtheilte hatte eine Frau, der Gott große Schönheit und Klugheit verliehen hatte. Ein alter reicher Kauz versprach, ein Pfund Goldes und mehr noch der Frau zu geben, unter der Bedingung, daß er mit ihr die unreine Sünde begehen dürfe.' Die Dame glaubte, darin nichts Böses zu thun, da sie ja ihrem Manne das Leben rette. Es ist nun freilich wahr, der alte reiche Kauz hinterging sie, und vielleicht wurde auch ihr Mann nichts desto weniger gehängt; aber genug, sie hatte alles gethan, was in ihren Kräften stand, um sein Leben zu retten.«

»Seyn Sie fest überzeugt, meine Tochter, daß wenn ein Jesuit sich auf St. Augustin beruft, dieser Heilige vollkommen Recht hat. Ich will zu nichts rathen, Sie sind weise; es läßt sich vermuthen, daß Sie Ihrem Manne nützlich seyn werden. Der gnädige Herr von St. Pouange ist ein braver Mann, er wird Sie nicht hintergehen; dies ist alles, was ich Ihnen sagen kann: ich werde zu Gott für Sie beten, und ich hoffe, daß alles zu seinem höchsten Ruhme ausfallen wird.«

Das schöne Fräulein St. Yves, nicht weniger in Schrecken gesetzt von den Reden des Jesuiten, wie von den Zumuthungen des Unterministers, kehrte voller Verzweiflung zu ihrer Freundin zurück. Sie gerieth in die Versuchung, sich durch den Tod dem Jammer zu entziehen, den Geliebten, den sie anbetete, in einer schaudervollen Gefangenschaft zu lassen, und sich der Schande zu

entreißen, ihn zu dem Preise dessen zu befreien, was ihr das Theuerste war, und welches diesem unglücklichen Geliebten nur gehören sollte.

Siebzehntes Kapitel.

Sie unterliegt aus Tugend.

Sie bat ihre Freundin, sie zu tödten; aber diese Frau, nicht weniger nachsichtig wie der Jesuit, sprach sich noch deutlicher gegen sie aus. »Ach!« sprach sie, »die Angelegenheiten lassen sich an diesem so liebenswürdigen, so feinen, so berühmten Hofe durchaus nicht anders bewerkstelligen. Die mittelmäßigsten, wie die bedeutendsten Stellen sind häufig nur zu dem Preise, den man von Ihnen fordert, vergeben worden; hören Sie, Sie haben mir Freundschaft und Zutrauen gegen Sie eingeflößt; ich muß Ihnen gestehen, daß, wenn ich eben so bedenklich wie Sie gewesen wäre, mein Mann sich des kleinen Postens, wovon r lebt, nicht zu erfreuen gehabt haben würde; er weiß darum, aber weit entfernt, darüber zu zürnen, erblickt er in mir seine Wohlthäterin, und betrachtet sich wie meine Creatur. Glauben Sie denn, daß alle diejenigen, welche Provinzen regiert oder selbst an der Spitze der Armeen gestanden haben, ihre Würden und ihr Glück bloß ihren geleisteten Diensten verdanken? Es ist Mancher darunter, der seiner Frau Gemahlin dafür verbunden ist. Die Kriegswürden sind durch die Liebe nachgesucht, und die Stelle ist dem Manne der Schönsten gegeben worden.«

»Sie befinden sich in einer Lage, woran ein weit größeres Interesse geknüpft ist; es handelt sich darum, Ihren Geliebten dem Tageslichte zurückzugeben und ihn zu heirathen; dies ist eine heilige Pflicht, die man erfüllen muß. Man hat die schönen und großen Damen, wovon ich Ihnen gesagt habe, keineswegees getadelt; man wird Ihnen Beifall bezeugen, man wird sagen, daß Sie sich nur aus einem Übermaße von Tugend eine Schwäche erlaubt haben.« — »Ach! welch eine Tugend!« rief die schöne St. Yves aus; »welch ein Labyrinth von Schandthaten! was für ein Land! und wie lerne ich die Menschen kennen! Ein Pater La Chaise und ein jämmerlicher Amtmann lassen meinen Geliebten einkerkern, meine Angehörigen verfolgen mich, man reicht mir in meinem Unglücke nur die Hand, um mich zu entehren. Ein Jesuit hat einen braven Mann ins Verderben gestürzt, ein anderer Jesuit will dasselbe mit mir thun; ich sehe mich von Fallstricken umgeben, und ich bin dem Augenblicke nahe, wo ich dem Elende Preis gegeben werde! Ich muß mir das Leben nehmen, oder mit dem Könige reden; ich werde mich, wenn er in die Messe oder ins Theater geht, ihm zu Füßen werfen.«

»Man wird Sie nicht zu ihm gelangen lassen,« versetzte ihre gute Freundin; »und sollten Sie wirklich das Unglück haben, mit ihm zu sprechen, so könnten der gnädige Herr von Louvois und der ehrwürdige Pater La Chaise Sie in die Tiefe eines Klosters auf Lebenszeit vergraben.«

Während diese brave Person die Qualen dieser trostlosen Seele vermehrte, und ihr den Dolch ins Herz stieß, kam ein eigner Bote vom Herrn von St. Pauange mit

einem Billete und zwei schönen Ohrgehenken an. Fräulein von St. Yves wies alles weinend zurück, aber die Freundin nahm die Sache auf sich.

Sobald der Bote fort war, las die Vertraute das Schreiben, worin man die beiden Freundinnen auf den Abend zum Essen einlud. Fräulein St. Yves schwor, daß sie nicht hingehen werde. Die Betschwester wollte ihr die beiden diamantnen Ohrringe anprobiren. Fräulein von St. Yves wollte es nicht zugeben; sie widerstand den ganzen Tag. Endlich ließ sie sich, nur auf ihren Geliebten ihre Gedanken richtend, überwältigt, fortgerissen, ohne zu wissen, wohin man sie führe, zum unglücklichen Abendessen hinziehen. Nichts hatte sie vermögen können, sich mit den Ohrgehenken zu schmücken; die Vertraute brachte sie und hängte sie ihr, ehe man sich zu Tische setzte, ein. Das Fräulein von St. Yves war so verwirrt, so außer aller Fassung, daß sie sich gelassen martern ließ; und der Gönner nahm dieses für eine sehr günstige Vorbedeutung an. Gegen das Ende der Mahlzeit zog sich die Vertraute bescheiden zurück. Der Gönner zeigte dem Fräulein darauf die Zurücknahme des geheimen Haftsbefehls, das Patent zu einem bedeutenden Gnadengeschenke, das zu einer Schwadron, und ließ es an anderen Versprechungen nicht mangeln. »Ach!« sagte das Fräulein zu ihm, »wie würde ich Sie lieben, wollten Sie nur nicht so sehr geliebt seyn!«

Endlich nach einem hartnäckigen Widerstande, nach vielem Schluchzen, Geschrei, nach vielen Thränen, vom Kampfe ermattet, betäubt, kraftlos, mußte sie sich ergeben. Ihr blieb nichts übrig, als sich vorzunehmen, nur an den Naturmenschen zu denken, während der Grausame uner-

bittlich den Drang der Umstände, worin sie sich versetzt sah, benutzte.

Achtzehntes Kapitel.

Sie befreit ihren Geliebten und einen Jansenisten.

Mit dem Anbruche des Tages eilte sie mit dem Befehle des Ministers nach Paris. Es hält schwer, dasjenige zu schildern, was unterweges in ihrem Herzen vorging. Man stelle sich eine tugendhafte und edle, von ihrer Schande gedemüthigte, und von Zärtlichkeit trunkene, von Gewissensbissen, ihrem Geliebten treulos geworden zu seyn, gefolterte, von der Freude, den zu befreien, den sie anbetete, durchdrungene Seele vor. Ihr Kummer, ihr Kampf, der erreichte Zweck theilten alle ihre Betrachtungen. Sie war nicht mehr jenes einfache Mädchen, deren Erziehung in der Provinz ihre Ideen eingeengt hatte. Die Liebe und das Unglück hatten sie gebildet. Das Gemüth hatte in ihr eben so große Fortschritte gemacht, wie der Verstand bei ihrem unglücklichen Geliebten. Die Mädchen lernen leichter zu fühlen, als die Männer zu denken. Das ihr zugestoßene Ereigniß war belehrender, als ein vierjähriger Aufenthalt im Kloster.

Ihr Anzug war im hohen Grade einfach. Mit Schauder sah sie den Putz an, mit dem sie vor ihrem schrecklichen Wohlthäter erschienen war; sie hatte ihre diamantenen Ohrringe ihrer Gefährtin überlassen, ohne sie sogar eines Blickes zu würdigen. Verwirrt und entzückt, leidenschaftlich den Naturmenschen liebend und sich selbst hassend, kam sie endlich vor dem Thore an.

De cet affreux château, palais de la vengeance,
Qui renferme souvent le crime et l'innocence.

(Jenes grausenvollen Schlosses, jenes Pallastes der Rache, der oft die Unschuld mit dem Verbrechen in sich faßt).

Als sie aus dem Wagen steigen sollte, verließen sie ihre Kräfte; man half ihr; sie trat mit klopfendem Herzen, mit feuchten Augen, mit verlegener Miene hinein. Man führte sie zum Commandanten; sie wollte ihn anreden, die Worte erstarben auf ihrer Zunge; sie zeigte, einige verworrene Laute hervorstammelnd, ihren Befehl vor. Der Commandant liebte seinen Gefangenen; er war sehr erfreut über seine Befreiung. Sein Herz war nicht verhärtet, wie das einiger braver Kerkermeister, seiner Mitbrüder, welche, indem sie nur an die mit der Bewachung ihrer Gefangenen verknüpfte Belohnung dachten, ihre Einkünfte auf ihre Schlachtopfer gründeten, und vom Unglücke Anderer lebten, insgeheim eine teuflische Freude über die Thränen der Unglücklichen empfanden.

Der Commandant ließ den Gefangenen in sein Gemach kommen. Die beiden Liebenden sahen sich, und Beide fielen in Ohnmacht. Das schöne Fräulein St. Yves blieb lange Zeit regungs- und besinnungslos; ihr Geliebter wußte sich schneller zu fassen. »Es ist wahrscheinlich Ihre Frau Gemahlin,« sprach zu ihm der Commandant, »und Sie haben mir nie gesagt, daß Sie verheirathet seyen. Man meldet mir, daß Sie ihren edelmüthigen Bemühungen Ihre Freiheit verdankten.« — »Ach!« rief das schöne Fräulein mit zitternder Stimme aus, »ich bin nicht würdig, seine Gattin zu seyn;« und sie verlor aufs Neue ihre Besinnung.

Nachdem sie wieder zu sich selbst gekommen war, zog sie, noch immer zitternd, das Patent des Gnadengeschenkes, und das schriftliche Versprechen einer Schwadron hervor. Der Naturmensch, eben so erstaunt wie gerührt, erwachte aus einem Traume, um in einen andern wieder zu versinken. »Warum bin ich hier eingeschlossen worden? wie haben Sie mich befreien können? wo sind die Ungeheuer, die mich in den Kerker gestoßen haben? Sie sind eine Gottheit und vom Himmel zu meinem Beistande herabgestiegen.«

Das schöne Fräulein schlug die Augen nieder, sah dann ihren Geliebten an, erröthete und wandte augenblicklich mit Thränen im Auge ihre Blicke wieder von ihm ab. Sie erzählte ihm endlich Alles, was sie wußte, alles, was sie erduldet hatte, ausgenommen dasjenige, was sie sich hätte für immer verhehlen mögen, und was ein Anderer wie der Naturmensch, der vertrauter mit der Welt war und die Gebräuche am Hofe besser kannte, leicht errathen haben würde.

»Ist es möglich, daß ein so elender Mensch, wie dieser Amtmann ist, die Macht gehabt hat, mich meiner Freiheit zu berauben! Ach! ich sehe wohl, es ist mit den Menschen, wie mit den verächtlichsten Thieren; Alle können schaden. Aber es ist möglich, daß ein Mönch, ein jesuitischer Beichtvater des Königs, zu meinem Unglücke eben so sehr beigetragen hat, wie dieser Amtmann, ohne daß ich mir vorstellen kann, unter welchem Vorwande dieser schändliche Schurke mich verfolgt hat? Hat er mich für einen Jansenisten gelten lassen? Endlich, wie haben Sie meiner gedenken können? ich verdiente es nicht, ich war

damals nur ein Wilder. Was! Sie haben ohne Rath, ohne Beistand die Reise nach Versailles unternehmen können! Sie sind hier erschienen, und haben meine Fesseln zerbrochen! Es ist also mit der Schönheit und der Tugend ein unüberwindlicher Reiz verknüpft, vor dem eiserne Thore niederfallen und der stählerne Herzen erweicht!«

Bei dem Worte Tugend konnte sich das schöne Fräulein des Schluchzens nicht enthalten. Sie wußte nicht, wie tugendhaft sie trotz ihres Verbrechens war, welches sie sich vorwarf.

Ihr Geliebter fuhr also fort: »Engel, der Du meine Banden gelöset hast, hast Du — was ich noch nicht fasse — Ansehen genug besessen, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so laß sie auch einem Greise zu Theil werden, der mich zuerst denken lehrte, wie Du mich lieben gelehrt hast. Das Unglück hat uns vereinigt, ich liebe ihn wie einen Vater, ich kann weder ohne Dich, noch ohne ihn leben.«

»Ich! ich sollte mich an denselben Mann wenden der ....« — »Ja, ich will Dir Alles verdanken, nur in Dir will ich stets meine Wohlthäterin erblicken; schreibe diesem mächtigen Manne, überhäufe mich mit Deinen Wohlthaten, endige, was Du begonnen hast, mache Deine Wunder vollständig.« Sie fühlte, daß sie Alles thun müsse, was ihr Geliebter erheische; sie wollte schreiben, ihre Hand versagte ihr den Dienst. Sie setzte dreimal die Feder an, dreimal zerriß sie das Geschriebene; endlich vollendete sie den Brief, und die beiden Liebenden begaben sich fort, nachdem sie den alten Märtyrer der wirkenden Gnade umarmt hatten.

Das glückliche und trostlose Fräulein wußte, wo ihr Bruder logire; sie begab sich dahin; ihr Geliebter ließ sich in demselben Hause ein Zimmer einräumen.

Kaum waren sie hier angekommen, als ihr Gönner ihr den Befreiungsbefehl für den guten Gordon sandte, und sie zugleich auf den folgenden Tag zu sich einlud. Also bei jeder rechtlichen und edelmüthigen Handlung, die sie vornahm, war ihre Schande der Preis derselben. Sie betrachtete mit Abscheu diesen Gebrauch, das Glück wie das Unglück der Menschen zu verkaufen. Sie gab den Befreiungsbefehl ihrem Geliebten, und wies die Einladung eines Wohlthäters zurück, den sie, ohne vor Schmerz und Scham zu vergehen, nicht ansehen konnte. Der Naturmensch vermochte sich nur von ihr zu trennen, um einen Freund zu befreien; er eilte hastig zu ihm. Er erfüllte diese Pflicht, während er tief nachdachte über die merkwürdigen Gestaltungen der Ereignisse dieser Welt und die vom Muthe beseelte Tugend eines jungen Mädchens bewunderte, dem zwei Unglückliche mehr noch wie das Leben verdankten.

Neunzehntes Kapitel.

Der Naturmensch, das schöne Fräulein St. Yves und ihre Verwandten bei einander versammelt.

Die edle und achtungswerthe Treulose, ihr Bruder, der Abbé von St. Yves, der gute Prior vom Berge und Fräulein von Kerkabon waren bei einander. Alle waren

in gleichem Maße erstaunt; aber ihre Lage und ihre Gefühle waren sehr verschieden. Der Abbé von St. Yves beweinte sein Unrecht zu den Füßen seiner Schwester, welche ihm verzieh. Der Prior und seine Schwester weinten ebenfalls, aber vor Freude; der niederträchtige Amtmann und sein unerträglicher Sohn störten diese rührende Scene nicht. Sie waren auf das erste Gerücht von der Befreiung ihres Feindes abgereiset; sie eilten, in ihrer Provinz ihren nichtswürdigen Streich und ihre Furcht zu vergraben.

Die vier, von den verschiedenartigsten Gefühlen aufgeregten Personen erwarteten die Rückkehr des jungen Mannes mit dem Freunde, den er befreien sollte. Der Abbé von St. Yves wagte nicht, gegen seine Schwester die Augen zu erheben; die gute Kerkabon sprach: »Ich werde also meinen theuren Neffen wiedersehen!« — »Sie werden ihn wiedersehen,« versetzte das liebenswürdige Fräulein von St. Yves, »aber er ist nicht mehr derselbe, sein Anstand, sein Ton, sein Geist, seine Ideen, alles hat sich bei ihm verändert. Er flößt eben so sehr Achtung ein, als er naiv und mit allem unbekannt war. Er wird die Ehre und der Trost Ihrer Familie seyn; möchte ich doch auch die Freude der meinigen seyn!« — »Sie sind ebenfalls dieselbe nicht mehr,« sagte der Prior; »was ist Ihnen denn begegnet, wodurch eine so große Veränderung bei Ihnen vorgegangen ist?«

Während sie noch sprachen, erschien der Naturmensch und an seiner Hand sein Jansenist. Die Scene gewann jetzt ein neues Interesse. Zärtlich umarmten ihn der Oheim und die Tante. Der Abbé von St. Yves warf sich fast auf die Knie vor dem Naturmenschen nieder, der

kein Naturmensch mehr war. Die beiden Liebenden sprachen durch Blicke mit einander, die alle Gefühle, wovon sie durchdrungen waren, ausdrückten. Man las auf der Stirn des einen Frohsinn und Dankbarkeit, und in den liebetrunkenen und ein wenig ängstlich umherblickenden Augen des schönen Fräuleins war die Befangenheit ausgedrückt. Man erstaunte, daß sie bei so großer, allgemeiner Freude noch Kummer blicken ließ.

Der alte Gordon wurde in wenigen Angenblicken der ganzen Familie theuer. Er war mit dem jungen Gefangenen zusammen unglücklich gewesen, und dies sprach sehr für ihn. Er verdankte den beiden Liebenden seine Befreiung, und dies allein sehnte ihn mit der Liebe aus; das Eckige seiner ehemaligen Begriffe verschwand aus seinem Herzen, er war eben so gut in einen Menschen verwandelt, wie der Hurone. Jeder erzählte seine Abentheuer, ehe man sich zum Abendessen niedersetzte. Die beiden Abbé's, die Tante hörten zu, wie Kinder, welche sich Gespenstergeschichten erzählen lassen, und wie Menschen, welche Interesse für so viele Widerwärtigkeiten empfanden. »Ach!« sagte Gordon, »vielleicht befinden sich in diesem Augenblicke über fünfhundert tugendhafte Menschen in denselben Fesseln, die Fräulein von St. Yves zerbrochen hat; das vielfache Unglück derselben kennen wir nicht. Man findet tausend Hände, die die Menge der Unglücklichen vermehrt, und selten eine hülfreiche Hand.« Diese so wahre Betrachtung vermehrte ihr aufgeregtes Gefühl und ihre Dankbarkeit; alles trug dazu bei, den Triumph der schönen St. Yves zu erhöhen; man bewunderte ihre Seelengröße und die Festigkeit ihres Charakters. Die

Bewunderung war mit jener Hochachtung gepaart, die man bewußtlos gegen eine Person hegt, wovon man glaubt, daß sie bei Hofe in Ansehen stehe. Aber der Abbé von St. Yves äußerte bisweilen: »Wie mag es meine Schwester angefangen haben, um ein so großes Ansehen zu erlangen?«

Man setzte sich sehr früh zu Tische; als plötzlich die gute Freundin aus Versailles erschien, ohne zu wissen, was vorgefallen war; sie kam in einer sechsspännigen Equipage an, und man sah wohl, wem die Equipage gehörte. Sie trat mit der Ehrfurcht gebietenden Miene einer Person vom Hofe herein, welche wichtige Angelegenheiten zu betreiben hat, grüßte sehr nachlässig die Gesellschaft, und zog das Fräulein von St. Yves bei Seite. »Warum lassen Sie so lange auf sich warten? Folgen Sie mir; hier haben Sie ihre Diamanten, die Sie vergessen haben.« Sie konnte diese Worte nicht so leise sagen, als daß der Naturmensch sie nicht hätte hören sollen; er sah die Diamanten; ihr Bruder gerieth in Bestürzung; der Oheim und die Tante wurden von jenem Staunen guter Menschen ergriffen, die eine solche Pracht noch nie gesehen haben. Der junge Mann, der sich durch Betrachtungen von einem Jahre gebildet hatte, stellte deren bewußtlos an, und schien einen Augenblick betroffen. Seine Geliebte bemerkte dies, eine Todtenblässe verbreitete sich über ihr schönes Gesicht, ein Fieberschauer überfiel sie, kaum vermochte sie, sich aufrecht zu halten. »Ach! Madame,« sagte sie zu der unglücklichen Freundin, »Sie haben mich ins Verderben gestürzt! Sie bringen mir den Tod.« Diese Worte zerschnitten das Herz des Naturmenschen;

aber er hatte bereits gelernt, sich Gewalt anzuthun; er äußerte sich über sie nicht weiter, aus Furcht, seine Geliebte in Gegenwart ihres Bruders zu beunruhigen, aber er erblaßte wie sie.

Fräulein von St. Yves, betäubt von dem Schreck, den sie auf dem Gesichte ihres Geliebten wahrnahm, riß diese Frau aus dem Gemache in ein kleines Nebenzimmer mit sich fort, und warf ihr die Diamanten zu Füßen. »Nein! sie sind es nicht, die mich verführt haben, dies wissen Sie; aber der, welcher sie mir gab, wird mich nie wieder sehen.« Die Freundin hob sie auf, und Fräulein St. Yves setzte hinzu: »Mag er sie zurücknehmen, oder sie Ihnen geben; gehen Sie, flößen sie mir keine Scham mehr über mich selbst ein.« Die Abgeordnete kehrte endlich zurück und konnte die Gewissensbisse sich nicht erklären, wovon sie sich selbst überzeugt hatte.

Das schöne Fräulein, welches sich tief niedergedrückt, und ein gewaltsames, alle Nerven ihres Körpers aufregendes Tosen in sich fühlte, sah sich genöthigt, sich niederzulegen; aber um Niemand zu beunruhigen, äußerte sie nichts von dem, was sie litt; und indem sie Ermattung vorschützte, bat sie um die Erlaubniß, sich zu Ruhe begeben zu dürfen; sie that es, nachdem sie die Gesellschaft durch trostreiche und schmeichelnde Worte beruhigt, und auf ihren Geliebten einen Blick geworfen hatte, der das Feuer in seiner Seele anfachte.

Bei dem von ihr nicht belebten Abendessen herrschte anfangs Trübsinn, aber es war jener Interesse erregender Trübsinn, der eine anziehende und nützliche, jener frivolen Freude — die man hervorzurufen sich stets bemüht, und

die gewöhnlich nichts weiter, wie ein beschwerlicher Lärm ist — so sehr überlegene Unterhaltung erzeugt.

Gordon erzählte mit wenigen Worten die Geschichte des Jansenismus und des Molinismus, und von den Verfolgungen, die eine Partei von der andern zu erdulden hatte, so wie von der Halsstarrigkeit beider. Der Naturmensch sprach darüber seine Meinung aus, und beklagte die Menschen, welche, nicht zufrieden mit den durch ihre gegenseitigen Interessen erzeugten Zwistigkeiten, sich noch gar neue Übel chimärischer Interessen und unverständlicher Ungereimtheiten wegen bereiten. Gordon erzählte, der Andere fällte sein Urtheil; die übrigen Tischgenossen hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und wurden von einem neuen Lichte erleuchtet. Man sprach von der langen Dauer unserer Widerwärtigkeiten und von der Kürze unseres Lebens. Man machte die Bemerkung, daß jeder Stand seine Mängel und seine Gefahren hat, die damit verknüpft sind; und daß vom Fürsten an bis zum ärmsten Bettler herab, alles die Natur anzuklagen scheint. Wie viele Menschen gibt es nicht, welche für ein so geringes Geld sich zu Verfolgern, Satelliten und Henkern anderer Menschen gebrauchen lassen! Mit welcher unmenschlichen Gleichgültigkeit unterzeichnet ein Beamter einen Befehl, wodurch eine ganze Familie zu Grunde gerichtet wird, und mit welcher noch barbarischeren Freude bringen ihn Söldlinge die Vollziehung!

»Ich habe in meiner Jugend,« sagte der gute Gordon, »einen Verwandten des Marschalls von Marillac gekannt, der, weil er in seiner Provinz der Sache dieses berühmten Unglücklichen wegen verfolgt wurde, sich in

Paris unter einem falschen Namen verbarg. Es war ein zweiundsiebzigjähriger Greis. Seine Frau, die ihn begleitete, war fast eben so alt. Sie hatten einen liederlichen Sohn gehabt, der in seinem vierzehnten Jahre das väterliche Haus verlassen hatte. Er war Soldat geworden, dann desertirt, und hatte alle Stufen der Ausschweifungen und des Elends durchgemacht. Endlich war er unter einem erdichteten Namen in die Garden des Cardinals Richelieu — denn dieser Priester hatte eben so wohl wie Mazarin seine Garden — getreten, und hatte es in dieser Satelliten-Compagnie bis zum Gefreiten gebracht. Dieser Abentheurer erhielt den Auftrag, diesen Greis und seine Gattin zu verhaften, und er entledigte sich desselben mit aller Härte eines Menschen, der sich seinem Herrn gefällig zeigen will. Während er sie fortbrachte, hörte er diese beiden Schlachtopfer die lange Reihe von Widerwärtigkeiten beweinen, welche sie von der Wiege an erduldet hatten. Der Vater und die Mutter zählten zu ihren größten Trübsalen die Ausschweifungen und den Verlust ihres Sohnes. Er erkannte sie wieder, und führte sie nichts desto weniger in ihren Kerker, indem er ihnen versicherte, daß Seine Eminenz vor allen anderen Dingen bedient werden müsse. Seine Eminenz belohnte seinen Eifer.«

»Ich habe einen Spion des Paters La Chaise seinen eigenen Bruder verrathen sehen, in der Hoffnung, eine kleine Pfründe zu erhalten, die er nicht erhielt; er starb nicht von Gewissensbissen, sondern aus Schmerz, von dem Jesuiten hintergangen zu seyn. Während der langen Zeit, daß ich Beichtvater gewesen bin, habe ich in das Innere

der Familie blicken können; ich fand darunter keine, die sich nicht in die kummervollsten Lagen versetzt gesehen hätten, während sie, der äußern Maske des Glückes nach zu urtheilen, in Wonne zu schwimmen schienen, und stets habe ich gefunden, daß die größten Drangsale die Frucht unserer zügellosen Begierden waren.«

»Meines Theils,« sprach der Naturmensch, »glaube ich, daß ein edles, erkenntliches und gefühlvolles Herz sich glücklich fühlen kann; und ich rechne sicher darauf, mich mit dem schönen und edlen Fräulein St. Yves einer ungetrübten Glückseligkeit zu erfreuen; denn ich schmeichle mir,« setzte er hinzu, indem er sich an ihren Bruder mit dem Lächeln der Freundschaft wandte, »daß Sie sie mir nicht, wie im verflossenen Jahre, verweigern, und daß ich mich auf eine anständigere Weise betragen werde.« Der Abbé konnte nicht aufhören, sich wegen des Geschehenen zu entschuldigen und ihm eine ewige Anhänglichkeit zu betheuern.

Der Oheim Kerkabon sagte, dies sey der schönste Tag seines Lebens. Die gute Tante, die vor Freude weinte und außer sich war, rief aus: »Ich habe es Ihnen wohl vorhergesagt, daß Sie niemals Subdiakonus werden würden; das Sakrament der Ehe ist mehr werth, wie das der Priesterweihe; hätte es doch Gott gefallen mögen, daß ich damit beehrt wäre! aber ich werde die Stelle der Mutter bei Ihnen vertreten.« Jeder suchte es jetzt in Lobeserhebungen über das schöne Fräulein St. Yves den Übrigen vorzuthun.

Das Herz ihres Geliebten war zu sehr von dem erfüllt, was sie für ihn gethan hatte, und er liebte sie zu

sehr, als daß die Diamantenangelegenheit einen überwiegenden Eindruck auf ihn hätte machen sollen. Aber jene Worte, die er nur zu deutlich gehört hatte: Sie bringen mir den Tod! erfüllten ihn insgeheim mit Schrekken, und verdarben seine ganze Freude, während die Lobeserhebungen über seine schöne Geliebte noch seine Liebe erhöhten. Man beschäftigte sich endlich nur mit ihr; man sprach nur von dem Glücke, welches diese beiden Liebenden verdienten; man beredete den Plan, sammt und sonders in Paris zu wohnen; man malte sich das künftige Glück und die Zunahme an Ehre und Reichthümern aus; man gab allen jenen Hoffnungen Raum, welche das geringste Anzeichen von Glück so leicht erzeugt. Aber der Naturmensch hatte im Innern seines Herzens ein geheimes Gefühl, welches dieser Täuschung widerstrebte. Er las noch einmal jene Versprechungen, die von St. Pouange und die Patente, welche von Louvois unterzeichnet waren; man schilderte ihm diese Männer, wie sie waren, oder so wie man sie sich dachte. Jeder sprach von den Ministern und dem Ministerium mit jener Tafelfreiheit, die in Frankreich als die kostbarste Freiheit betrachtet wird, die man auf Erden genießen könne.

»Wäre ich König von Frankreich,« sagte der Naturmensch, »so würde ich mir folgenden Kriegsminister wählen: ich verlangte einen Mann von der höchsten Geburt, aus dem Grunde, weil er dem Adel Befehle ertheilt. Ich würde darauf sehen, daß er selbst im Felde und zwar von der Pike an gedient haben, daß er wenigstens General-Lieutenant gewesen, und würdig seyn müßte, Marschall von Frankreich zu werden; denn ist es nicht erforderlich,

selbst gedient zu haben, um die Einzelnheiten des Dienstes besser zu kennen? und würden die Officiere nicht mit weit größerem Interesse einem Krieger gehorchen, dessen Muth erprobt ist, als einem Cabinetsmann, der, welchen Verstand er auch besitzen möge, höchstens die Operationen eines Feldzuges errathen kann? Ich würde es nicht ungern sehen, wenn mein Minister freigebig wäre, geriethe mein Schatzmeister auch bisweilen dadurch in einige Verlegenheit. Es würde mir angenehm seyn, wenn er ein leichtes Spiel hätte, und daß er selbst durch jene Fröhlichkeit des Geistes sich auszeichnete, die jedem, den Geschäften völlig gewachsenen Manne eigen ist, der Nation so sehr gefällt, und alle Pflichten weniger mühsam macht. Er wünschte, daß ein Minister diesen Charakter besitze, weil er stets bemerkt habe, daß eine solche schöne Laune unverträglich mit der Grausamkeit ist.«

Der gnädige Herr von Louvois würde vielleicht mit den Wünschen des Naturmenschen nicht zufrieden gewesen seyn; er hatte eine andere Art von Verdienst.

Während man noch am Tische saß, nahm die Krankheit des unglücklichen Mädchens einen ernsten Charakter an; ein wildes Feuer brannte in ihren Adern, ein zehrendes Fieber äußerte sich, sie litt, und sie beklagte sich nicht, nur darauf sinnend, die Fröhlichkeit der Gäste nicht zu trüben.

Ihr Bruder, welcher wußte, daß sie nicht schlief, trat aber an ihr Bett; er war überrascht von dem Zustande, worin er sie fand. Alles eilte herbei; der Geliebte trat hinter ihren Bruder. Er war allerdings am erschrockensten und gerührtesten von allen Übrigen; aber er

hatte gelernt, den Anstand mit allen glücklichen, von der Natur ihm in vollen Maße verliehenen Gaben zu vereinigen, und das schnelle Gefühl der Schicklichkeit fing an, in ihm die Oberhand zu bekommen.

Man ließ sogleich einen Arzt aus der Nachbarschaft kommen. Er gehörte zu denen, welche ihre Kranken im Fluge besuchen, die Krankheit, die sie vorfinden, mit der vermengen, welche sie eben behandelt haben, die eine blinde Praxis in eine Wissenschaft bringen, der die ganze Reife einer gesunden und tief nachforschenden Beurtheilungskraft ihre Unsicherheit und Gefahren nicht nehmen kann. Er verdoppelte das Übel durch die übereilte Verordnung eines Heilmittels, welches damals Mode war. Die Mode waltete sogar bei der Arzneikunde! Diese Tollheit war nur zu allgemein in Paris.

Das betrübte Fräulein trug noch mehr wie ihr Arzt dazu bei, ihre Krankheit gefährlich zu machen. Ihre Seele tödtete ihren Körper. Die unendlich vielen Ideen, die sich in ihrer Seele durchkreuzten, gossen in ihre Adern ein Gift, welches gefährlicher, wie das brennendste Fieber war.

Zwanzigstes Kapitel.

Das schöne Fraulein St. Yves stirbt, und was sich ferner zuträgt.

Man rief einen andern Arzt herbei; dieser, statt der Natur nachzuhelfen, und sie ruhig in einem jungen Mädchen walten zu lassen, in der alle Organe das Leben zu-

rückriefen, hatte nichts eifriger zu thun, als seinem Collegen entgegenzuarbeiten. Die Krankheit wurde in zwei Tagen tödtlich. Das Gehirn, welches man für den Sitz des Verstandes hält, wurde eben so heftig angegriffen, wie das Herz, welches wie man sagt, der Sitz der Leidenschaften ist.

»Welche unbegreifliche Mechanik hat die Organe den Gefühlen und den Gedanken unterworfen? wie sehr eine einzige schmerzliche Idee den Lauf des Blutes in Unordnung bringt! und wie das Blut dagegen seine Unregelmäßigkeiten dem menschlichen Verstande mittheilt! welch unbekanntes Fluidum ist es, dessen Daseyn ungewiß ist, und welches, schneller, reger wie das Licht, in weniger als einem Augenblicke in alle Lebenscanäle fliegt, die Gefühle, das Gedächtniß, die Traurigkeit oder die Freude, die Vernunft oder die Überspannung erzeugt, mit Schrecken das, was man vergessen möchte, zurückruft, und aus einem denkenden Thiere entweder einen Gegenstand der Bewunderung oder des Mitleidens und der Thränen macht?«

So sprach der gute Gordon; und diese so natürlichen Betrachtungen, welche die Menschen selten anstellen, schwächten nicht im Mindesten seine Theilnahme; denn er gehörte nicht zu jenen unglücklichen Philosophen, die mit Gewalt unempfindlich seyn wollen. Er war gerührt von dem Schicksale dieses jungen Mädchens, wie ein Vater, welcher sein theures Kind langsam dahinsterben sieht. Der Abbé von St. Yves war in Verzweifelung, der Prior und seine Schwester vergossen Ströme von Thränen. Aber wer könnte den Zustand ihres Geliebten malen?

keine Sprache besitzt Ausdrücke, die seinem Übermaße von Schmerz entsprechen; eine Sprache ist dazu zu unvollkommen.

Die fast besinnungslose Tante hielt den Kopf der Sterbenden in ihren Armen; ihr Bruder lag am Fuße des Bettes auf den Knien; ihr Geliebter drückte ihr die Hand, welche er mit Thränen netzte, und schluchzte laut; er nannte sie seine Wohlthäterin, seine Hoffnung, sein Leben, seine zweite Hälfte, seine Geliebte, seine Gattin. Bei dem Worte Gattin seufzte sie, blickte ihn mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an, und stieß dann plötzlich einen Schrei des Entsetzens aus; worauf sie in einem der Zwischenräume, wo ihre Qualen nachließen und die Seele ihre Freiheit und ihre Kraft wieder erlangen konnte, ausrief: »Ich, Ihre Gattin! ach! theurer Geliebter, dieser Name, dieses Glück, dieser Preis ist nicht für mich da; ich sterbe, und ich verdiene es. O Gott meines Herzens! und Sie, den ich Dämonen der Hölle aufgeopfert habe, es ist geschehen, ich werde bestraft, leben Sie glücklich!« Diese zärtlichen wie schrecklichen Worte konnten nicht verstanden werden; aber jedes Herz wurde dadurch vom Schrecken und von Rührung ergriffen; sie hatte den Muth, sich deutlicher zu erklären. Jedes Wort machte alle Anwesenden vor Staunen, Schmerz und Mitleiden schaudern. Einhellig verabscheute man den mächtigen Mann, der eine himmelschreiende Ungerechtigkeit nur durch ein Verbrechen wieder gut gemacht, und die achtungswürdigste Unschuld gezwungen hatte, seine Mitschuldige zu seyn.

»Wer? Sie schuldig!« sagte zu ihr ihr Geliebter;

»nein, Sie sind es nicht; das Verbrechen kann nur im Herzen wohnen, das Ihrige gehört der Tugend und mir.«

Er bekräftigte dieses Gefühl durch Worte, die in die schöne St. Yves wieder neues Leben zu bringen schienen. Sie fühlte sich getröstet und war erstaunt, noch geliebt zu seyn. Der alte Gordon würde sie zur Zeit, als er nur Jansenist war, verdammt haben; aber, weise geworden, schätzte er sie und beweinte sie.

Während Alles Thränen vergoß und von der größten Besorgniß erfüllt war, während die Gefahr dieses so theuren Mädchens alle Herzen erfüllte, und in die höchste Bestürzung setzte, meldete man die Ankunft eines Couriers vom Hofe. Ein Courier! und von wem? und weswegen? Er war von dem Beichtvater des Königs an den Prior vom Berge abgesandt; aber nicht der Pater La Chaise hatte geschrieben, sondern der Bruder Vadbled, sein Kammerdiener, damals ein sehr wichtiger Mann, der den Erzbischöfen den Willen des ehrwürdigen Vaters meldete, der Audienzen ertheilte, Pfründen verhieß, und bisweilen geheime Haftsbefehle ausfertigen ließ. Er schrieb an den Abbé vom Berge, daß Seine Hochwürden von dem, was seinem Neffen zugestoßen, in Kenntniß gesetzt sey, daß seine Einkerkerung nur auf einem Mißverständnisse beruhe, daß dergleichen kleine Widerwärtigkeiten häufig eintreten, daß man davon nicht weiter Notiz nehmen müsse, daß es gestattet sey, daß er, der Prior, morgen seinen Neffen ihm vorstelle, daß er den guten Gordon mitbringen solle, daß er der Bruder Vadbled, sie, bei Seiner Hochwürden und dem gnädigen Herrn Louvois ein=

führen, und daß dieser ihnen ein Wort in seinem Vorzimmer sagen werde.

Er setzte hinzu, die Sache des Naturmenschen und sein Kampf gegen die Engländer seyen dem Könige zu Ohren gekommen; der König werde gewiß geruhen, ihn zu bemerken, wenn er durch die Gallerie gehe, und ihm vielleicht mit dem Kopfe zunicken. Am Schlusse des Briefes war die Hoffnung ausgedrückt, womit man sich schmeichele, daß alle Damen des Hofes sich beeifern würden, seinen Neffen zu Toilettenbesuchen einzuladen, daß mehrere unter ihnen zu ihm sagen würden: Guten Morgen, mein Herr Naturmensch; und daß ohne Zweifel von ihm an der königlichen Tafel die Rede seyn würde. Der Brief war unterzeichnet: »Ihr wohlgeneigter Badbled, Bruder Jesuit.«

Als der Prior den Brief laut vorgelesen hatte, sagte sein zwar zorniger, aber für den Augenblick seine Wuth beherrschender Neffe kein Wort, jedoch wandte er sich gleich darauf an seinen Unglücksgefährten und fragte ihn, was er von dem Tone halte, worin der Brief abgefaßt sey. Gordon erwiederte ihm: »In der That, man behandelt die Menschen wie Affen! man prügelt sie und läßt sie tanzen.« Der Naturmensch trat wieder in seinen wahren Charakter, wie dies bei allen tief eingreifenden Bewegungen der Seele der Fall ist, zerriß den Brief in Stücke, und warf diese dem Courier mit den Worten vor die Füße: Da ist meine Antwort! Sein Oheim, der in die höchste Bestürzung gerieth, glaubte den Donner und zwanzig geheime Haftsbefehle auf sich einstürzen zu sehen. Er setzte sich eiligst hin, um durch ein Schreiben dasje-

nige, so gut er konnte, zu entschuldigen, was er für heftige Aufwallung eines jungen Mannes hielt, und welches das Hervorsprudeln einer erhabenen Seele war.

Aber ein heftigerer Kummer bemächtigte sich aller Herzen. Das schöne und unglückliche Fräulein St. Yves fühlte ihr Ende herannahen; sie war ruhig, aber diese Ruhe war die schreckliche Ruhe der erschlafften Natur, die keine Kraft zum Kämpfen mehr besitzt. »O mein theurer Geliebter!« sagte sie mit matter Stimme, »der Tod bestraft mich für meine Schwäche; aber ich sterbe mit dem Troste, Sie frei zu wissen. Ich habe Sie angebetet, als ich Sie verrieth, und ich bete Sie in dem Augenblicke noch an, wo ich Ihnen ein ewiges Lebewohl sage.«

Sie prunkte nicht mit einer eitlen Festigkeit; sie wollte von jenem elenden Ruhm nicht wissen, daß zu einigen Nachbaren gesagt werde: sie ist mit Muth gestorben. Wer ist im Stande, ohne Schmerz und Kummer in einem Alter von zwanzig Jahren seinen Geliebten, sein Leben und das, was man Ehre nennt, zu verlieren? Sie fühlte das ganze Schreckliche ihrer Lage, und sie gab es durch Worte und Blicke zu erkennen, die mit so vieler Stärke sprechen. Endlich weinte sie, wie alle Anderen, in den Augenblicken, wo sie Kraft hatte, zu weinen.

Mögen Andere den schimmernden Tod derjenigen hoch erheben, welche in die Vernichtung mit Gefühllosigkeit treten; dies Schicksal haben alle Thiere mit einander gemein. Wir sterben nur dann wie sie mit Gleichgültigkeit, wenn Alter oder Krankheit uns ihnen durch die Stumpfheit der Organe gleich machen. Jeder, der einen

großen Verlust erleidet, empfindet großen Schmerz; wer ihn erstickt, legt die Eitelkeit bis zu den Pforten des Todes nicht ab.

Als der schreckliche Augenblick gekommen war, vergossen alle Anwesenden die bittersten Thränen und stießen ein heftiges Geschrei aus. Dem Naturmenschen schwanden die Sinne. Bei kräftigen und zarten Gemüthern äußern sich die Gefühle weit heftiger, wie bei andern. Der gute Gordon kannte ihn zu genau, um nicht fürchten zu müssen, daß, sobald er wieder zu sich selbst gekommen sey, er sich selbst den Tod geben werde. Man schaffte alle Waffen bei Seite; der unglückliche junge Mann bemerkte es; er sagte, ohne zu weinen, ohne zu seufzen, ohne in Zorn zu gerathen, zu seinen Angehörigen und zu Gordon: »Denken Sie denn, daß es irgend Jemand auf der Welt gebe, der das Recht und die Macht habe, mich daran zu verhindern, mir das Leben zu nehmen?« Gordon hütete sich wohl, ihm jene alltäglichen, langweiligen Phrasen auszukramen, womit man zu beweisen sucht, daß es nicht erlaubt sey, sich seiner Freiheit zur Vernichtung seines Daseyns zu bedienen, daß man aus seinem Hause nicht gehen müsse, wenn man darin bleiben kann, daß ein Mensch auf der Erde sey, wie ein Soldat auf seinem Posten; als wenn dem Wesen aller Wesen daran liege, daß die Verbindung einiger körperlicher Theile an diesem oder an jenem Orte sey. Dergleichen Redensarten sind ohnmächtige Vernunftgründe, die eine entschlossene und mit Bewußtseyn verknüpfte Verzweiflung nicht anzuhören würdigt, und auf welche Cato nur durch einen Dolchstoß antwortete.

Das düstere und schreckliche Schweigen des Naturmenschen, seine verzweiflungsvollen Blicke, seine zitternden Lippen, das Beben seines Körpers erzeugten in der Seele aller derjenigen, welche ihn betrachteten, jenes Gemisch von Mitleiden und Schrecken, welches jede innere Kraft lähmt, alle Worte ersterben läßt, und nur durch abgebrochene Laute sich kund thut. Die Wirthin und ihre Angehörigen waren herbeigeeilt, man zitterte wegen seiner Verzweiflung, man behielt ihn im Auge, man beobachtete alle seine Bewegungen. Bereits war der kalte Leichnam der schönen St. Yves in ein unteres Zimmer getragen worden, fern von den Blicken des Geliebten, der sie noch zu suchen schien, obgleich er nicht mehr im Stande war, irgend etwas zu sehen.

Während dieses Schauspiels des Todes, während der Leichnam an der Hausthür ausgestellt war, zwei Priester neben einem Weihkessel mit zerstreuter Miene Gebete hersagten, Vorübergehende aus langer Weile einige Tropfen Weihwasser auf den Sarg spritzten, Andere gleichgültig ihre Straße verfolgten, während die Angehörigen weinten, und während ein Geliebter nahe daran war, sich des Lebens zu berauben — kam St. Pouange mit der Freundin aus Versailles an.

Seine vorübergehende Leidenschaft, die nur ein einziges Mal befriedigt war, war zur Liebe geworden. Die Zurückweisung seiner Wohlthaten hatte ihn beleidigt. Der Pater La Chaise würde niemals daran gedacht haben, nach diesem Hause zu gehen; aber St. Pouange, dem das Bild der schönen St. Yves täglich vor Augen schwebte, vor Verlangen brannte, eine Leidenschaft zu sättigen, die durch

einen einzigen Genuß den Stachel der Begierden in sein Herz gestoßen hatte, nahm keinen Anstand, diejenige selbst aufzusuchen, die er nicht zum dritten Male hätte sehen mögen, wenn sie zu ihm gekommen wäre.

Er stieg aus dem Wagen; der erste Gegenstand, auf den seine Blicke stießen, war ein Sarg; er wandte seine Augen mit jenem Widerwillen eines Menschen weg, der unter Vergnügungen aufgewachsen ist, welcher glaubt, daß man ihm jede Scene ersparen müsse, welche ihn zur Betrachtung über das menschliche Elend führen könnte. Er wollte hinaufgehen. Die Dame aus Versailles fragte aus Neugierde, wer begraben werden solle; man sprach den Namen Fräulein von St. Yves aus. Bei diesem Namen erblaßte sie, und stieß einen lauten Schrei aus; St. Pouange kehrte um; Überraschung und Schmerz erfüllten seine Seele. Der gute Gordon war, mit Thränen im Auge, gegenwärtig. Er unterbrach seine trüben Gebete, um dem Hofmann diese ganze schreckliche Katastrophe zu erzählen. Er sprach zu ihm mit derjenigen Gewalt, welche Schmerz und Tugend verleihen. St. Pouange hatte keinesweges ein schlechtes Herz; der Strom der Geschäfte und Vergnügungen hatte seine Seele, die sich selbst noch nicht kannte, fortgerissen. Er hatte das hohe Alter noch nicht erreicht, welches gewöhnlich das Herz der Minister verhärtet; er hörte Gordon mit niedergeschlagenen Augen an, er vergoß einige Thränen, worüber er selbst erstaunte; er kannte die Reue.

»Ich will durchaus den außerordentlichen Mann sehen, wovon Sie mir erzählt haben,« sprach er; »er rührt mich fast eben so sehr, wie das unglückliche Schlachtopfer,

an dessen Tode ich Schuld bin.« Gordon folgte ihm zum Zimmer, wo der Prior, seine Schwester, der Abbé von St. Yves und einige Nachbaren damit beschäftigt waren, den jungen Mann, der wieder in Ohnmacht gefallen war, ins Leben zurückzurufen.

»Ich bin Ursach zu Ihrem Unglück gewesen,« sagte zu ihm der Unterminister; »mein ganzes Leben werde ich dazu anwenden, es wieder gut zu machen.« Der erste Gedanke, den der Naturmensch faßte, war, ihn zu tödten, und sich dann selbst zu entleiben. Nichts war ihm recht; aber er war ohne Waffen und überall bewacht. St. Pouange ließ sich weder durch die mit Vorwürfen begleiteten abschläglichen Antworten, noch durch die ihm im vollen Maße bewiesene Verachtung und den Abscheu, den man gegen ihn, wie er es verdiente, blicken ließ, abschrekken. Die Zeit milderte alles. Dem gnädigen Herrn von Louvois gelang es endlich, aus dem Naturmenschen einen trefflichen Offizier machen zu können, der unter einem andern Namen in Paris und bei der Armee auftrat. Er hatte sich des Beifalls aller braven Menschen zu erfreuen, und war zu gleicher Zeit Krieger und ein unerschrockener Philosoph.

Er sprach von diesem Vorfall nie ohne Seufzen; und doch gereichte es ihm zum Trost, davon zu sprechen. Ihm war das Andenken an die geliebte St. Yves bis zum letzten Augenblicke seines Lebens theuer. Der Abbé von St. Yves und der Prior erhielten jeder eine gute Pfründe; die gute Kerkabon sah ihren Neffen lieber in den Militärwürden, als in dem Subdiakonate. Die Betschwester von Versailles behielt die diamantenen Ohrringe, und bekam

außerdem ein bedeutendes Geschenk. Der Pater Tout-à-tous erhielt Büchsen mit Chocolate, Kaffee, Candiszucker und eingemachten Citronenschalen, nebst den Betrachtungen des ehrwürdigen Paters Croiset und der Blume der Heiligen, beides in Maroquin gebunden. Der gute Gordon lebte mit dem Naturmenschen bis zu seinem Ende in der vertrautesten Freundschaft; er erhielt ebenfalls eine Pfründe, und vergaß für immer die wirkende Gnade und die begleitende Mitwirkung. Er nahm zum Wahlspruche: »Unglück ist gut für irgend etwas.« Wie viele brave Leute in der Welt haben sagen können: »Unglück ist gut zu nichts!«

außerdem ein feierliches Gelöbniß. Der Pater Bou-
-rous erhielt Büchsen mit Chocolate, Kaffee, Candis-
zucker und eingemachten Citronenschalen, nebst den Be-
trachtungen des ehrwürdigen Pater Croiset und der Summa
der Heiligen, beydes in Maroquin gebunden. Der gute
Glauben lebte mit dem Naturmenschen bis zu seinem Ende
in der vertrautesten Freundschaft; er spielte Schach,
eine Pfeifeecke, und verzog für später die monatliche Beichte
und die begleitende Ministration. Er nahm zum Wahl-
spruche: „Unglück ist gut für irgend etwas.“
Wie viele brave Leute in der Welt haben sagen können:
„Unglück ist gut zu nichts.“

Die
Prinzessin von Babylon.

1.

Der alte Belus, König von Babylon, hielt sich für den größten Mann der Welt; denn alle seine Höflinge sagten, und seine Geschichtschreiber bewiesen es ihm. Was übrigens diese lächerliche Idee wohl entschuldigen konnte, war der Umstand, daß seine Vorfahren Babylon wirklich dreißigtausend Jahre vor ihm erbaut, und er selbst es verschönert hatte. Bekannt ist, daß sein Pallast und sein Park, einige Meilen von Babylon gelegen, sich vom Euphrat bis zum Tigris, welche diese reizenden Ufer bespülen, erstreckten. Das ungeheure, dreitausend Schritte lange Gebäude erhob sich bis in die Wolken, und der Altan war von einem funfzig Fuß hohen Geländer von weißem Marmor umgeben, auf dem die kolossalen Bildsäulen aller Könige und großen Männer des Reichs prangten. Der Altan, welcher von einem Ende zum andern aus zwei Reihen von Steinen mit einer starken Lage Blei's bedeckt, aufgeführt war, trug eine Erdmasse von zwölf Fuß Höhe, worauf Wälder von Oliven-, Orangen-, Citronen-, Palmen-, Gewürznelken-, Cocos- und Zimmetbäumen eine undurchdringliche Schutzwehr gegen die Sonnenstrahlen bildeten.

Das Wasser des Euphrats ward in hundert hohlen Säulen durch Pumpen in die Höhe getrieben, füllte in diesen Gärten ungeheure Becken von Marmor, bildete im Park, durch andere Kanäle zurückfallend, Cascaden, die sechstausend Fuß hoch herabstürzten, hunderttausend Fontainen, deren Höhe kaum gesehen werden konnte, und fiel dann endlich in den Euphrat zurück. Die Gärten der Semiramis, die einige Jahrhunderte später Asien in Erstaunen setzten, waren nur ein schwaches Abbild dieser alten Wunderwerke; denn zu Semiramis Zeiten begann alles zu sinken.

Das Bewunderungswürdigste aber in Babylon, und was alles Andere verdunkelte, war Formosante, die einzige Tochter des Königs. Nach ihren Bildnissen und Statuen bildete in der Folge Praxiteles seine Aphrodite und die Venus **aux belles fesses**, — aber welcher Unterschied zwischen dem Original und den Copien! Auch war Belus mehr stolz auf seine Tochter, als auf seinen Thron. Sie war achtzehn Jahre alt und es mangelte ihr ein würdiger Gemahl; aber wo sollte man den finden. Ein altes Orakel hatte ausgesagt, daß Formosante nur dem angehören könne, der den Bogen des Nimrod spannen würde. Dieser Nimrod, der gewaltige Jäger vor dem Herrn, hatte einen Bogen hinterlassen, von einer Länge von sieben babylonischen Fußen, und von einem Ebenholze verfertigt, welches härter als das in den Eisenhütten von Derbend bearbeitete Eisen der caucasischen Gebirge war; und kein Sterblicher nach Nimrod hatte diesen merkwürdigen Bogen spannen können.

Es war außerdem noch gesagt worden, daß der Arm,

dem es gelänge, diesen Bogen zu spannen, den gefährlichsten und fürchterlichsten, im Circus von Babylon losgelassenen Löwen tödten würde. Noch mehr: der Spanner des Bogens, der Bändiger des Löwen müsse alle seine Nebenbuhler demüthigen, besonders aber müsse er einen hohen Grad von Verstand haben, der herrlichste, der tugendhafteste aller Männer seyn und das Seltenste, was nur auf der Welt zu finden sey, besitzen.

Drei Könige erschienen und wagten es, sich um Formosante zu bewerben: der Pharao von Aegypten, der Schach von Indien und der Groß-Chan der Scythen. Belus bestimmte den Tag und erwählte den Ort des Gefechts am äußersten Ende seines Parkes, auf der großen, durch die vereinigten Gewässer des Euphrats und Tigris begrenzten Ebene. Um den Kampfplatz wurde ein Amphitheater von Marmor errichtet, welches fünf mal hunderttausend Zuschauer fassen konnte. Dem Amphitheater gegenüber erblickte man den Thron des Königs, der mit Formosante in Begleitung des ganzen Hofes erscheinen sollte; und zur Rechten und Linken zwischen dem Throne und dem Amphitheater sah man andere Throne und Sitze für die drei Könige und alle anderen Fürsten, welche, von Neugierde geleitet, diesem erhabenen Feste beiwohnen würden.

Der König von Aegypten erschien zuerst. Er ritt den Stier Apis und hielt in seiner Hand die Rassel der Isis. Es folgten ihm zweitausend Priester, gehüllt in Gewänder, deren Weiße die des Schnee's überstrahlten, darauf zweitausend Verschnittene, zweitausend Magier und zweitausend Krieger.

Bald nach ihm nahte der König von Indien in

einem von zwölf Elephanten gezogenen Wagen. Sein Gefolge war noch zahlreicher und glänzender als das des Pharao von Aegypten.

Zuletzt erschien der König der Scythen. Er hatte nur auserwählte, mit Pfeil und Bogen bewaffnete Krieger um sich. Er ritt einen herrlichen Tiger, den er selbst gezähmt hatte und der den schönsten persischen Pferden an Höhe nichts nachgab. Der hohe und majestätische Wuchs dieses Fürsten verdunkelte die Gestalt seiner Nebenbuhler, und seine entblößten, eben so nervigen als weißen Arme schienen den Bogen Nimrods schon zu spannen.

Die drei Fürsten verneigten sich tief gegen den König und Formosante. Darauf bot der König von Aegypten der Prinzessin zwei der schönsten Crocodile des Nils, zwei Nilpferde, zwei Zebras, zwei ägyptische Ratten und zwei Mumien, nebst den Werken des großen Hermes, die er für das Seltenste auf der ganzen Welt hielt, zum Geschenke dar.

Der König von Indien überreichte ihr hundert Elephanten, deren jeder einen Thurm von vergoldetem Holze trug, und legte ihr den von Chaka selbst geschriebenen Vedam zu Füßen.

Der Scythen-König, der weder lesen noch schreiben konnte, schenkte ihr hundert Streitrosse mit Decken und Fellen von schwarzen Füchsen behangen.

Die Prinzessin senkte ihr Auge vor ihren Anbetern, und verneigte sich mit bescheidenem und edlem Anstande.

Belus ließ diese Fürsten auf die für sie bestimmten Sitze führen, und rief aus: »O, warum habe ich nicht drei Töchter! ich könnte heute sechs Menschen glücklich

machen.« Darauf ließ er durch das Loos bestimmen, wer zuerst seine Stärke an dem Bogen des Nimrod erproben solle. In einen goldenen Helm legte man die Namen der drei Bewerber; der des Königs von Aegypten ward zuerst gezogen, dann folgte der des Schachs von Indien und zuletzt der des Scythen-Königs, der, indem er den Bogen und seine Nebenbuhler maß, sich nicht beklagte, der Letzte zu seyn.

Während man diese glänzenden Proben vorbereitete, vertheilten zwanzigtausend Jünglinge und zwanzigtausend junge Mädchen zwischen den Reihen und Sitzen mit der größten Genauigkeit und Ordnung Erfrischungen unter die Zuschauer. Jedermann gestand, daß die Götter nur deswegen die Könige geschaffen hätten, damit dieselben, vorausgesetzt, daß dabei Abwechselung einträte, täglich Feste geben könnten; daß überhaupt das Leben zu kurz sey, um es anders zu genießen; daß die Rechtsstreitigkeiten, Intriguen, Kriege und die Zänkereien der Priester, womit man das menschliche Leben hinbringe, widersinnige und schreckliche Dinge wären; daß der Mensch nur zur Freude geboren sey; daß, wäre er der Vergnügungen wegen nicht geschaffen, er sie nicht so leidenschaftlich und beständig lieben würde; daß das Wesentliche der menschlichen Natur im Genießen bestehe, und daß alles Uebrige Thorheit sey. Diese herrliche Moral ist nur durch Thatsachen widerlegt.

Gerade als man im Begriffe stand, die über das Schicksal Formosante's entscheidenden Proben zu beginnen, erschien am Eingange des Kampfplatzes ein junger Unbekannter. Es begleitete ihn ein Diener; Beide ritten auf

Einhörnern, und auf der Hand trug er einen großen Vogel. Die Wachen geriethen in Erstaunen, als sie in diesem Aufzuge ein Wesen erblickten, welches einer Gottheit glich. Es war, hieß es späterhin, das Antlitz des Adonis auf dem Körper des Herkules; es war die Majestät, mit der Grazie gepaart. Seine schwarzen Augenbraunen, seine langen blonden Haare — eine gemischte Schönheit, wie man sie in Babylon bisher nie sah — entzückten die ganze Versammlung; Alles erhob sich, um ihn besser sehen zu können; alle Damen des Hofes richteten ihre erstaunten Blicke auf ihn; selbst Formosante, obgleich ihre Augen stets gesenkt waren, blickte auf und erröthete; die drei Könige erblaßten, und alle Zuschauer, die den Unbekannten mit Formosante zusammenstellten, riefen aus: »Dieser junge Mann ist der Einzige auf der Welt, der mit Formosante wetteifern kann.«

Die Grieswärtel, von Erstaunen ergriffen, fragten ihn, ob er ein König sey. Dies verneinte der Fremde, bemerkte aber, aus weiter Ferne sey er, von Neugierde getrieben, gekommen, um zu sehen, ob es Könige gebe, welche Formosante's würdig seyen. Man führte ihn, seinen Diener, seine beiden Einhörner und seinen Vogel zu den ersten Sitzen des Amphitheaters. Er verneigte sich tief vor Belus, seiner Tochter, den drei Königen und der ganzen Versammlung, und dann nahm er erröthend Platz. Seine beiden Einhörner lagerten sich zu seinen Füßen, sein Vogel schwang sich auf seine Schulter, und sein Diener, der einen kleinen Sack trug, setzte sich ihm zur Seite.

Die Proben nahmen ihren Anfang. Nachdem man den Bogen des Nimrod aus seinem goldenen Behälter

hervorgezogen hatte, überreichte ihn der Groß-Ceremonienmeister, dem funfzig Pagen folgten und zwanzig Trompeter vorangingen, dem Könige von Aegypten, der ihn durch seine Priester einsegnen ließ, ihn dann auf den Kopf des Stiers Apis legte, und nun nicht zweifelte, diesen ersten Sieg davon zu tragen. Darauf stellte er sich mitten auf den Kampfplatz, machte tausend Versuche, den Bogen zu spannen, erschöpfte alle seine Kräfte und verzerrte seine Gliedmaßen dergestalt, daß das ganze Amphitheater in ein lautes Gelächter ausbrach und selbst Formosante sich des Lächelns nicht enthalten konnte.

Es nahete sich dem Könige sein Groß-Almosenier und sprach zu ihm: »Mögen doch Ew. Majestät dieser eitlen Ehre entsagen, wobei es nur auf die Stärke der Muskeln und Nerven ankommt; in allen übrigen Stücken werden Sie siegen; und so werden Sie auch den Löwen bezwingen, weil Sie das Schwert des Osiris besitzen. Die Prinzessin von Babylon soll dem Fürsten zu Theil werden, der am meisten Verstand besitzt, und Sie haben Räthsel gelöset; sie soll den Tugendhaftesten ehelichen, dies sind Sie, weil Sie von ägyptischen Priestern erzogen sind; endlich noch soll sie der Freigebigste erhalten, und Sie haben ihr die beiden schönsten Crocodile und die beiden schönsten Ratten, die nur auf dem Delta zu finden waren, geschenkt; Sie besitzen den Stier Apis und die größte Seltenheit des Erdbodens, die Bücher des Hermes, da kann Ihnen Niemand Formosante streitig machen.« — »Sie haben Recht,« entgegnete der König von Aegypten, und begab sich wieder auf seinen Thron zurück.

Jetzt übergab man den Bogen Nimrods dem Könige

von Indien. Diesem entstanden durch die Anstrengungen Schwielen in den Händen, die erst nach vierzehn Tagen wieder verschwanden, und sein einziger Trost war, daß der König der Scythen nicht glücklicher seyn werde.

Dieser ergriff jetzt den Bogen. Er vereinigte Gewandtheit mit Kraft; aber wenn gleich der Bogen unter seinen Händen etwas Schnellkraft zu erhalten schien und er ihn ein wenig beugte, so war er doch nicht im Stande, ihn zu spannen. Die Zuschauer, denen das edle Aeußere des Fürsten eine günstige Meinung eingeflößt hatte, bedauerten den schlechten Erfolg seiner Anstrengungen, und wurden zu der Idee veranlaßt, daß die schöne Prinzessin sich wohl nimmer vermählen würde.

Da sprang mit Blitzesschnelle der junge Unbekannte in den Kreis, und sprach zum Könige der Scythen: »Ew. Majestät dürfen sich nicht wundern, daß Sie Ihren Zweck nicht völlig erreicht haben. In meinem Lande werden solche Bogen von Ebenholz verfertigt; sie sind nur auf eine gewisse Art zu handhaben, und Sie haben sich durch das Beugen eines solchen ein größeres Verdienst erworben, als ich durch das Spannen desselben mir erwerben kann.« Darauf ergriff er einen Pfeil, legte ihn vor die Sehne, spannte den Bogen des Nimrod, und schnellte den Pfeil weit über die Schranken des Kreises hinaus. Millionen Hände beklatschten diese Wunderthat, ganz Babylon erschallte von lautem Jubel, und die Damen riefen entzückt aus: »O, welch ein Glück, daß dieser schöne Jüngling zugleich solche Kraft besitzt!«

Er zog jetzt aus seiner Tasche eine kleine Tafel von Elfenbein, schrieb darauf mit einem goldenen Griffel, be-

festigte sie an den Bogen, und überreichte Beides der Prinzessin mit einer Anmuth, welche alle Anwesenden entzückte. Darauf begab er sich bescheiden wieder auf seinen Platz und setzte sich zwischen seinem Vogel und seinem Diener nieder. Ganz Babylon erstaunte über ihn; die drei Könige waren betroffen, aber der Unbekannte schien dies alles nicht zu bemerken.

Noch mehr aber erstaunte Formosante, als sie an der Tafel folgende kleine Verse im schönen Chaldäisch erblickte:

L'arc de Nembrod est celui de la guerre;
L'arc de l'amour est celui du bonheur;
Vous le portez. Par vous ce dieu vainqueur
Est devenu le maître de la terre.
Trois rois puissants, trois rivaux aujourd'hui
Osent prétendre à l'honneur de vous plaire:
Je ne sais pas qui votre coeur préfère,
Mais l'univers sera jaloux de lui.

(Wenn Nimrod's Bogen die Waffe des Krieges ist, so ist Amor's — Sie führen ihn — die des höchsten Glückes. Dieser sieggewohnte Gott ist durch Sie Herr des Erdbodens geworden. Drei mächtige Könige, drei Nebenbuhler wagen nach der Ehre zu ringen, Ihre Huld zu gewinnen. Wem Ihr Herz den Vorzug geben wird, ist meinen Blicken verschlossen, aber nur zu gewiß weiß ich, daß die ganze Welt ihn beneiden wird.)

Dieses kleine Madrigal beleidigte die Prinzessin keineswegs. Wenn auch einige Herren aus der alten Zeit es bekrittelten und meinten, daß man sonst in den alten, guten Zeiten Belus mit der Sonne, Formosante mit dem Monde, ihren Hals mit einer Säule und ihren Busen mit einem Scheffel Weizen verglichen haben würde; wenn sie auch behaupteten, dem Fremden fehle es an Einbildungskraft und er vernachlässige die Regeln der wahren

Dichtkunst: so fanden doch alle Damen die Verse sehr artig. Sie wunderten sich, daß ein Mann, der mit so großer Gewandtheit einen Bogen zu spannen verstehe, zugleich so viel Geist besitze. Die Ehrendame der Prinzessin sagte zu ihr: »Diese Gaben, hohe Gebieterin, sind doch alle umsonst; was nützen diesem jungen Manne seine Kraft zum Bogenspannen und sein Verstand?« — »Sie dienen dazu, die Bewunderung gegen ihn rege zu machen,« erwiederte Formosante. — »Wahrlich!« murmelte die Ehrendame zwischen den Zähnen, »nur eines Madrigals bedarf es noch, und die Liebe der Prinzessin ist gewonnen.«

Mittlerweile hatte Belus sich bei seinen Magiern Raths erholt, und er erklärte, daß, da keiner der drei Könige den Bogen des Nimrod habe spannen können, seine Tochter aber nichts desto weniger vermählt werden müsse, sie dem zu Theil werden solle, dem es gelänge, den großen, eigens zu diesem Zwecke in seiner Menagerie gehaltenen Löwen zu besiegen. Der im Schooße aller Weisheit seines Landes erzogene König von Aegypten fand es höchst lächerlich, einen König wilden Thieren preiszugeben, um gegen diesen Preis eine Gemahlin zu bekommen. Er räumte zwar ein, daß der Besitz Formosante's fast unschätzbar sey, aber zugleich behauptete er auch, daß, wenn der Löwe ihn erwürge, die schöne Babylonierin ihm niemals zu Theil werden könne. Ganz dieselben Ansichten hegte der König von Indien; Beide waren der Meinung, der König von Babylon wolle nur seinen Scherz mit ihnen treiben; man müsse Armeen kommen lassen, um ihn zu züchtigen; sie besäßen Unterthanen genug, die sich sehr geehrt fühlen würden, im Dienste ihrer Herren zu sterben,

ohne daß ihren geweihten Häuptern ein Haar gekrümmt würde; sie würden mit leichter Mühe den König von Babylon entthronen, und dann das Loos entscheiden lassen, wer die schöne Formosante besitzen solle.

Nachdem man hierüber einig war, fertigte jeder der beiden Könige nach seinem Reiche Couriere mit dem ausdrücklichen Befehle ab, eine Armee von dreimalhunderttausend Mann in Bewegung zu setzen, um Formosante mit Gewalt in die Hände zu bekommen.

Während dessen betrat der Scythenkönig mit dem Schwerte in der Hand allein den Kampfplatz. Formosante's Reize hatten ihn nicht bezaubert, die Ruhmbegierde war bis dahin seine einzige Leidenschaft gewesen, und sie hatte ihn nach Babylon geführt. Er wollte zeigen, daß, wenn die Könige von Aegypten und Indien klug genug gewesen wären, sich nicht mit Löwen zu befassen, er Muth genug besitze, um einen solchen Kampf zu wagen, und daß er die geschändete Ehre des Diadems wieder herstellen werde. Seine seltene Beherztheit erlaubte ihm nicht einmal, sich der Hülfe seines Tigers zu bedienen; sondern leicht bewaffnet und mit einem stählernen, mit Gold ausgelegten und von drei schneeweißen Roßschweifen umschatteten Helme bedeckt, trat er allein vor.

Man ließ den gewaltigsten Löwen, den je die Gebirge des Antilibanons genährt hatten, gegen ihn los. Die furchtbaren Tatzen desselben schienen die drei Könige auf einmal zerreißen zu können, so wie sein ungeheurer Rachen sie zu verschlingen drohte. Das ganze Amphitheater ertönte von seinem schaudervollen Gebrülle. Die beiden stolzen Kämpfer stürzten schnellen Laufes auf einander zu.

Der muthige Scythe stieß sein Schwert in den Rachen des Löwen; allein er traf mit der Spitze auf einen der undurchdringlichen dicken Zähne desselben, das Schwert zerbrach, und das durch die erhaltene Wunde wüthend gewordene Ungeheuer der Wälder schlug schon seine blutigen Klauen in die Seiten des Königs.

Der junge Unbekannte, gerührt von der Gefahr eines so tapfern Fürsten, eilte schneller als der Blitz auf den Kampfplatz, und hieb dem Löwen mit derselben Geschicklichkeit den Kopf ab, wie man späterhin in unseren Ringelrennen junge gewandte Ritter Maurenköpfe oder Ringe hat abstechen sehen.

Er zog darauf eine kleine Büchse hervor, und überreichte sie dem Könige der Scythen mit den Worten: »Ew. Majestät werden in dieser kleinen Büchse die ächte Eschenwurz finden, welche in meinem Vaterlande wächst. Ihre Wunden werden augenblicklich geheilt seyn. Nur der Zufall hat Ihnen den Sieg über den Löwen entrissen, und Ihre Tapferkeit ist darum nicht weniger zu bewundern.«

Der Scythenkönig, empfänglicher für die Gefühle der Dankbarkeit als der Eifersucht, dankte seinem Retter, und nachdem er ihn zärtlich umarmt hatte, begab er sich in sein Zelt, um die Eschenwurz auf seine Wunden zu legen.

Der Unbekannte übergab den Kopf des Löwen seinem Diener, welcher, nachdem er bei dem großen Springbrunnen alles Blut davon abgewaschen hatte, aus seinem Beutel ein Eisen hervorholte, dem Löwen seine vierzig Zähne auszog, und an deren Stelle vierzig Diamanten von derselben Größe einsetzte.

Sein Herr begab sich mit seiner gewohnten Bescheidenheit wieder auf seinen Platz, und überreichte jetzt den Kopf des Löwen seinem Vogel. »Schöner Vogel,« sprach er, »trage dieses geringe Zeichen meiner Huldigung zu den Füßen der Prinzessin.« Der Vogel trug in seinen Klauen die schreckliche Trophäe fort, überreichte sie der Prinzessin, beugte seinen Hals, zum Zeichen der Ehrerbietung, und streckte sich vor ihr hin. Die vierzig Diamanten blendeten die Augen Aller. Eine solche Pracht hatte man in dem herrlichen Babylon noch nicht gesehen; bis dahin waren der Smaragd, der Topas, der Saphir und der Carfunkel als die kostbarsten Steine betrachtet worden. Belus und der ganze Hof waren von Bewunderung ergriffen; aber in ein noch größeres Staunen versetzte sie der Vogel, der dieses Geschenk darbot. Er hatte die Größe eines Adlers, aber seine Augen drückten eben so viel Sanftmuth und Zartheit aus, als Stolz und drohende Kraft aus denen des Adlers hervorleuchten. Sein Schnabel war rosenfarbig, und schien dem schönen Munde Formosante's ähnlich zu seyn. Sein Hals trug alle Farben des Regenbogens, jedoch in einem lebhafteren und höheren Glanze, an sich. Das Gold spielte in tausendfältiger Verschiedenheit auf seinem Gefieder. Seine Füße schienen ein Gemisch von Silber und Purpur zu seyn, und der Schweif jener schönen Vögel, welche späterhin den Wagen der Juno zogen, wurde von dem seinigen an Schönheit weit übertroffen.

Das rege Staunen, die Neugierde, die Begeisterung des ganzen Hofes waren zwischen den vierzig Diamanten und dem Vogel getheilt. Dieser hatte sich auf das Ge-

länder zwischen Belus und seiner Tochter Formosante geschwungen; sie schmeichelte ihm, sie liebkosete, sie küßte ihn. Er schien diese Liebkosungen mit einem mit Ehrfurcht untermischten Vergnügen entgegenzunehmen. Küßte ihn die Prinzessin, so küßte er sie wieder und betrachtete sie dann mit zärtlichen Blicken. Sie gab ihm Zuckerbrot und Pistazien; er nahm sie mit seinen purpurnen und silbernen Klauen hin, und führte sie mit dem zierlichsten Anstande zum Schnabel.

Belus, der mit Aufmerksamkeit die Diamanten betrachtet hatte, war der Meinung, daß keine seiner Provinzen ein so reiches Geschenk zu bezahlen im Stande sey. Er befahl, dem Unbekannten noch reichere Geschenke zu überreichen, als man den drei Monarchen bestimmt hatte. »Ohne Zweifel,« sprach er, »ist dieser junge Mann der Sohn des Kaisers von China oder des Königs desjenigen Theils der Erde, den man Europa nennt, und wovon ich mir habe erzählen lassen, oder auch Afrika's, welches, wie man sagt, an das Königreich Aegypten grenzt.«

Er sandte auf der Stelle seinen Groß-Ceremonienmeister zu dem Unbekannten, um ihn zu bewillkommen, und ihn zu fragen, ob er der Beherrscher eines jener Reiche sey, und weswegen er, da er doch so unermeßliche Schätze besitze, bloß mit einem Diener und einem kleinen Sacke gekommen.

Der Groß-Ceremonienmeister war im Begriff, sich seines Auftrages zu entledigen, als ein anderer Diener auf einem Einhorn heransprengte, und an den jungen Mann sich mit folgenden Worten wandte: »Ormar, Euer Vater, liegt in den letzten Zügen, und ich bin ge-

kommen, um Euch diese Nachricht zu überbringen.« Der Unbekannte blickte zum Himmel empor, vergoß Thränen, und entgegnete nichts weiter, als die Worte: »Wohlan, eilen wir zu ihm.«

Der Groß-Ceremonienmeister fragte, nachdem er im Namen des Königs von Babylon dem Besieger des Löwen, dem Geber von vierzig Diamanten, dem Herrn des schönen Vogels seine Hochachtung bezeigt hatte, den Diener, welches Königreich der Vater dieses jungen Helden beherrsche. Der Diener erwiederte: »Sein Vater ist ein alter und in dem ganzen Bezirke allgemein geliebter Hirt.«

Während dieser kurzen Unterredung hatte der Unbekannte bereits sein Einhorn bestiegen, und sprach zum Groß-Ceremonienmeister: »Gnädiger Herr, geruhen Sie, mich dem Könige Belus und seiner Tochter zu Füßen zu legen. Ich wage sie unterthänigst zu bitten, sich des Vogels, den ich ihr zurücklasse, aufs beste anzunehmen; er ist eine eben so ausgezeichnete Seltenheit, wie sie es ist.« Bei diesen Worten sprengte er mit Blitzesschnelle davon; die beiden Diener folgten ihm und man verlor sie bald aus dem Gesichte.

Formosante konnte sich nicht enthalten, einen lauten Schrei auszustoßen. Der Vogel flog nach dem Sitze seines Herrn zurück, und schien sehr betrübt, ihn nicht mehr zu sehen. Darauf blickte er die Prinzessin scharf an, rieb mit seinem Schnabel sanft ihre schöne Hand, und schien sich ihrem Dienste zu weihen.

Belus, dessen Staunen sich mehrte, als er vernahm, daß dieser junge, so außerordentliche Mann der Sohn eines Hirten sey, wollte es nicht glauben. Er sandte ihm Eil-

boten nach, allein man brachte ihm bald die Nachricht, daß die Einhörner jener drei Männer nicht einzuholen seyen, und, nach ihrer Schnellfüßigkeit zu urtheilen, täglich gewiß hundert Meilen machen müßten.

2.

Jedermann sprach von dieser merkwürdigen Begebenheit und erschöpfte sich in leeren Muthmaßungen. »Wie kann der Sohn eines Hirten vierzig große Diamanten verschenken? Weswegen reitet er auf einem Einhorn?« So fragte man sich, und Formosante, die ihren Vogel liebkosete, war in tiefem Nachdenken versunken.

Die Prinzessin Aldea, ihr Ander-Geschwisterkind, die sehr schön und fast eben so schön wie Formosante war, sprach zu ihr: »Meine liebe Cousine, ob dieser junge Halbgott der Sohn eines Hirten ist, weiß ich nicht; aber es scheint mir, daß er alle an Ihre Vermählung geknüpften Bedingungen erfüllt habe. Er hat Nimrods Bogen gespannt und den Löwen besiegt; dabei besitzt er viel Verstand, indem er für Sie ein allerliebstes Impromptu verfertigt hat. Den vierzig ungeheuren Diamanten nach zu urtheilen, die er Ihnen geschenkt hat, können Sie nicht läugnen, daß er der großmüthigste Mensch ist. In seinem Vogel besaß er das Seltenste auf der Erde, und seine Tugend hat ihres Gleichen nicht, weil troß dem, daß er bei Ihnen bleiben konnte, er auf die Nachricht, daß sein Vater krank sey, sogleich zu ihm hingeeilt ist. Dem Orakel ist in allen Punkten Genüge geleistet, außer in dem, daß er hätte seine Nebenbuhler demüthigen sollen; allein er hat noch mehr gethan: er hat dem einzigen Mitkämpfer,

den er fürchten konnte, das Leben gerettet; und sollte es sich darum handeln, die beiden anderen zu bekämpfen, so glaube ich, daß Sie nicht daran zweifeln werden, daß ihm dieses ein Leichtes seyn würde.«

»Alles, was Sie da sagen,« entgegnete Formosante, »ist sehr wahr; aber sollte es möglich seyn, daß der größte, und vielleicht selbst der liebenswürdigste Mann der Sohn eines Hirten ist!«

Die Ehrendame, die sich in das Gespräch mischte, machte die Bemerkung, daß das Wort Hirt sehr häufig auf die Könige angewendet werde: man nenne sie Hirten, weil sie ihre Heerde bis auf die Haut scheren; sonder Zweifel habe sein Diener nur einen albernen Scherz getrieben; und dieser junge Held sey bloß deswegen in so geringer Begleitung gekommen, um zu zeigen, wie sehr sein eignes Verdienst über das Gepränge der Könige erhaben sey, und um Formosante nur sich selbst zu verdanken. Die Prinzessin erwiederte hierauf nichts, sondern gab ihrem Vogel tausend zärtliche Küsse.

Mittlerweile wurden alle Vorbereitungen zu einem großen, den drei Königen und allen übrigen erschienenen Fürsten zu Ehren bestimmten Feste getroffen. Die Tochter und die Nichte des Königs sollten dabei die Ehre des Hauses vertreten. Den Königen wurden Geschenke überreicht, welche dem Glanze Babylons gemäß waren. Belus hielt, während man die Speisen auf den Tisch trug, einen geheimen Rath wegen der Vermählung der schönen Formosante, und gab darin durch folgende Rede seine große Weisheit zu erkennen:

»Ich bin,« sprach er zu seinen Räthen, »alt; ich

weiß nicht, was ich thun, und wem ich meine Tochter zur Gemahlin geben soll. Der, welcher sie verdiente, ist ein verächtlicher Hirt; der König von Indien und der von Aegypten sind feige Memmen, und was den König der Scythen betrifft, so würde mir der allerdings zusagen, allein er hat keine der vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt. Ich werde also noch einmal das Orakel um Rath fragen; berathschlagt während dem, und wir werden dann nach dem Ausspruche des Orakels einen Beschluß fassen; denn ein König darf nichts ohne den ausdrücklichen Befehl der unsterblichen Götter vornehmen.«

Er begab sich darauf in seine Capelle, und das Orakel ertheilte ihm, wie gewöhnlich, mit kurzen Worten folgende Antwort: »Deine Tochter wird sich nicht eher vermählen, als bis sie die Welt durchstreift hat.« Belus, vom Staunen ergriffen, kehrte zur Versammlung zurück, und berichtete, was ihm erwiedert worden.

Alle Minister hegten eine tiefe Ehrfurcht gegen die Orakel; sie hegten die Ueberzeugung, oder gaben dies wenigstens vor, daß dieselben die Grundlage der Religion ausmachten, und daß die Vernunft vor ihnen verstummen müsse; daß durch sie die Könige über die Völker und die Magier über die Könige herrschten, so wie daß ohne die Orakel weder Tugend noch Ruhe auf Erden seyn würde. Endlich, nachdem sie die tiefste Ehrfurcht gegen dieselben bezeugt hatten, waren sie fast alle einmüthig der Meinung, daß das gegenwärtige ungereimt sey und man ihm nicht Folge leisten müsse; nichts gezieme sich weniger für ein Mädchen, und vor allem für die Tochter des erhabenen Königs von Babylon, als in alle Welt zu gehen, ohne

zu wissen wohin; dies sey der wahre Weg, um nie vermählt zu werden, oder eine heimliche, schimpfliche und lächerliche Ehe zu schließen: mit einem Worte, in dieses Orakel sey kein vernünftiger Sinn zu bringen.

Der jüngste Minister, Namens Onadases, der mehr Verstand als die übrigen besaß, äußerte, das Orakel meine ohne Zweifel eine Wallfahrt; und zugleich bot er seine Dienste als Begleiter der Prinzessin an. Die anderen Minister traten seiner Meinung bei; allein jeder wollte der Stallmeister seyn. Der König entschied darauf, die Prinzessin solle eine Reise nach einem dreihundert persische Meilen entfernten Tempel in Arabien antreten, wo der Schutzheilige in dem Rufe stand, das weibliche Geschlecht zur glücklichen Ehe zu führen, und der älteste Rath werde sie dahin begleiten. Nachdem dieser Beschluß gefaßt war, begab man sich zum Abendessen.

3.

Mitten in den Gärten, zwischen zwei Cascaden, erhob sich ein ovaler Saal, welcher dreihundert Fuß im Durchmesser hatte. An der azurnen, mit goldenen Sternen besäeten Decke erblickte man alle Constellationen des Himmels nebst den Planeten in der richtigsten Zusammenstellung, und diese Decke wurde gleich dem Himmel durch eben so unsichtbare Maschinen gedreht, als es diejenigen sind, welche die himmlischen Bewegungen leiten. Hundert von bergcrystallenen Cylindern umgebene Fackeln erleuchteten das Innere und das Aeußere des Speisesaals; ein stufenweise sich erhebender Schenktisch war mit zwanzigtausend Vasen oder goldenen Schüsseln besetzt, und dem Schenk-

tische gegenüber waren Sitze, von wo aus die Töne tausendfacher Instrumente erschallten. Zwei andere Bühnen waren: die eine mit Früchten aller Jahreszeiten, und die andere mit crystallenen großen Krügen, worin alle Weine der Erde perlten, beladen.

Die Gäste nahmen ihre Plätze um einen Tisch mit eingelegter Arbeit ein, man erblickte auf demselben Blumen und Früchte, alle aus den köstlichsten Steinen gebildet. Die schöne Formosante erhielt ihren Platz zwischen dem indischen und ägyptischen Könige, und die schöne Aldea saß neben dem Scythenkönige. Die übrigen Fürsten, deren etwa dreißig waren, saßen neben eben so vielen schönen Pallastdamen. Der König von Babylon hatte seinen Platz in der Mitte, seiner Tochter gegenüber, eingenommen, und schien zwischen dem Aerger, sie nicht haben vermählen zu können, und dem Vergnügen, sie noch zu behalten, getheilt. Formosante bat ihn um die Erlaubniß, ihren Vogel neben sich auf dem Tische haben zu dürfen. Der König willigte mit Vergnügen ein.

Die laut tönende Musik verstattete im vollen Maße jedem Fürsten, sich mit seiner Nachbarin zu unterhalten. Das Gastmahl schien eben so angenehm als prachtvoll. Man hatte vor Formosante ein Ragout gestellt, welches ihr Vater vorzugsweise liebte. Die Prinzessin äußerte, es müsse zu Sr. Maj. getragen werden, und alsbald ergriff der Vogel mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit die Schüssel und überreichte sie dem Könige. Nie herrschte ein größeres Staunen bei einem Gastmahle. Belus liebkosete den Vogel eben so sehr, als seine Tochter. Der Vogel flog darauf zu ihr zurück; und beim Fliegen brei=

tete er einen so schönen Schweif aus, seine ausgedehnten Flügel strahlten von so glänzenden Farben, das Gold seines Gefieders warf einen so leuchtenden Schimmer von sich, daß Aller Augen nur auf ihn gerichtet waren. Alle Musiker hielten mit der Musik inne und saßen wie unbeweglich da. Niemand aß, Niemand sprach; man hörte nur ein Murmeln des Staunens und der Bewunderung. Die Prinzessin küßte ihn während des ganzen Mahles, ohne nur daran zu denken, ob es Könige in der Welt gebe oder nicht. Die von Indien und Ägypten fühlten ihren Ärger und Zorn sich verdoppeln, und jeder von ihnen nahm es sich fest vor, den Marsch seiner dreimal hunderttausend Mann zu beschleunigen, um blutige Rache auszuüben.

Der König der Scythen war währenddem in einem lebhaften Gespräche mit der schönen Aldea begriffen; sein stolzes Herz, welches ohne Ärger die Unaufmerksamkeit Formosante's verachtete, war mehr von Gleichgültigkeit, als von Zorn gegen sie erfüllt. »Ich gestehe,« sagte er, »sie ist schön; allein sie scheint mir zu den Damen zu gehören, welche nur mit ihrer Schönheit beschäftigt sind, und welche glauben, daß das menschliche Geschlecht ihnen sehr verbunden seyn muß, wenn sie sich öffentlich zu zeigen geruhen. In meinem Lande betet man keine Götzen an. Eine liebenswürdige und zuvorkommende Häßliche ist mir lieber, als diese schöne Statüe. Sie besitzen, meine hohe Gebieterin, eben so viele Reize als sie, und Sie würdigen zum wenigsten die Fremdlinge, sich mit ihnen zu unterhalten. Ich gestehe Ihnen mit der Freimüthigkeit eines Scythen, daß ich Ihnen vor Ihrer Cousine den

Vorzug gebe.« Indessen täuschte er sich über Formosante's Charakter; sie verdiente keineswegs den Vorwurf, den er ihr machte; allein nichts desto weniger wurde seine Artigkeit von der Prinzessin Aldea wohl aufgenommen. Ihre Unterhaltung gewann immer mehr Interesse; sie waren sehr zufrieden, und ehe man von der Tafel aufstand, bereits mit einander einverstanden.

Nach dem Abendessen lustwandelte man in den Boskets. Der Scythenkönig und Aldea verfehlten nicht, ein einsames Plätzchen zu suchen. Aldea, welche die Freimüthigkeit selbst war, sprach zum Fürsten folgendermaßen:

»Ich hasse meine Cousine durchaus nicht, obgleich sie schöner ist, als ich bin, und obgleich sie auf den Thron von Babylon bestimmt ist: die Ehre, Ihnen zu gefallen, gibt mir hinreichenden Ersatz für die mir mangelnden Reize. Ich ziehe Scythien mit Ihnen der Krone Babylons ohne Sie vor. Übrigens gebührt mir diese Krone von Rechts wegen, wenn es irgend Rechte auf der Welt gibt; denn ich gehöre zu Nimrods älterem Stamme, und Formosante bloß zum jüngeren. Ihr Großvater entthronte den meinigen, und ließ ihn tödten.«

»Ist also so die Stärke der Blutbande im Hause Babylon beschaffen!« sprach der Scythe. »Wie nannte sich Ihr Großvater?« — »Er hieß Aldea, wie ich. Auch mein Vater führte diesen Namen; er wurde mit meiner Mutter an die entferntesten Gränzen des Reiches verbannt; und Belus, der nach ihrem Tode nichts von mir befürchtete, ließ mich mit seiner Tochter erziehen; jedoch ist es sein Wille, daß ich mich nie vermähle.«

»Ich werde Ihren Vater, Ihren Großvater und

Sie rächen,« versetzte der Scythenkönig. »Ich stehe Ihnen dafür, daß Sie sich vermählen werden; ich werde Sie übermorgen in der Frühe entführen, denn morgen muß ich bei dem Könige von Babylon zu Mittag speisen; und alsdann werde ich Ihre Rechte mit einer Armee von dreimal hunderttausend Mann geltend machen.« — »Ich bin damit zufrieden,« entgegnete die schöne Aldea; und nachdem sie sich ihr Ehrenwort gegeben hatten, schieden sie von einander.

Die unvergleichliche Formosante hatte sich bereits lange zur Ruhe begeben. Neben ihr Bett hatte sie einen kleinen Orangenbaum in einem silbernen Behälter stellen lassen, damit darin ihr Vogel ruhen möge. Ihre Vorhänge waren geschlossen, allein zum Schlafen hatte sie noch keine Lust; denn ihr Herz und Gemüth waren zu sehr aufgeregt. Der liebenswürdige Unbekannte schwebte ihr vor Augen; sie sah ihn mit dem Bogen des Nimrod einen Pfeil abschießen; sie sah ihn dem Löwen den Kopf abschlagen; sie wiederholte sein Madrigal; endlich sah sie ihn auf seinem Einhorne durch die Volksmenge davon eilen; darauf brach sie in Thränen aus und rief schluchzend die Worte: »Ich werde ihn also nie wiedersehen, er wird nie wiederkehren!«

»Er wird wiederkehren, meine Gebieterin,« antwortete ihr der Vogel aus seinem Orangenbaume; »wie wäre es möglich, Euch zu sehen und nicht auf's neue Euch sehen zu wollen!«

»O Himmel! o, ewige Götter! mein Vogel spricht chaldäisch!« Bei diesen Worten öffnete sie ihre Vorhänge, streckte die Arme nach ihm aus und warf sich auf

ihrem Bette auf die Knie. »Seyd Ihr ein Gott,« rief sie aus, »und vom Himmel auf die Erde herabgestiegen? Seyd Ihr der große Orosmades unter dieser schönen Federhülle? Wenn Ihr ein Gott seyd, so gebt mir den schönen jungen Mann wieder.«

»Ich bin nichts weiter als ein Vogel,« entgegnete der vermeinte Gott; »aber ich wurde zu einer Zeit geboren, als alle Thiere noch redeten, und die Vögel, die Schlangen, die Eselinnen, die Pferde und die Greife sich vertraulich mit den Menschen unterhielten. In Gegenwart der versammelten Gäste wollte ich nicht reden, weil ich befürchtete, daß Eure Ehrendamen mich für einen Zauberer halten möchten; nur Euch will ich mich entdecken.«

Formosante, bestürzt, verwirrt, außer Stande, solche außerordentliche Wunder zu fassen, und von der Begierde getrieben, hundert Fragen auf einmal zu thun, fragte ihn alsbald, wie alt er sey. »Sieben und zwanzigtausend neunhundert Jahre und sechs Monate,« entgegnete der Vogel; »ich habe ein gleiches Alter mit der kleinen Revolution des Himmels, welche Eure Magier das Vorrücken der Nachtgleichen nennen, und welche in beinahe acht und zwanzigtausend Jahren Eurer Jahre vollendet ist. Es gibt Revolutionen, die bei weitem länger dauern; auch unter uns sind Wesen von einem viel höhern Alter, als das meinige ist. Vor zwei und zwanzigtausend Jahren lernte ich auf einer meiner Reisen das Chaldäische, und ich habe stets vielen Geschmack an der chaldäischen Sprache gefunden; allein die andern Thiere, meine Mitbrüder, haben unter Euren Himmelsstrichen

das Sprechen aufgegeben.« — »Und weswegen, mein göttlicher Vogel?« — »Ach! weil die Menschen die Gewohnheit angenommen haben, uns zu essen, statt uns leben und sich durch uns über mannichfache Dinge belehren zu lassen. Die Barbaren! müßten sie sich nicht überzeugen, daß, da wir dieselben Organe, wie sie, dieselben Empfindungen, dieselben Bedürfnisse, dieselben Wünsche haben, wir auch eine sogenannte Seele, völlig so wie sie besitzen, demnach ihre Brüder sind, und daß man nur die schlechten unter uns kochen und essen dürfte? Wir sind in dem Grade Eure Brüder, daß das erhabene Wesen, der ewige Schöpfer der Welt, nachdem er mit den Menschen einen Vertrag geschlossen hatte *), uns ausdrücklich in den Vertrag mit einschloß. Euch verbot er, Euch von unserm Blute zu nähren, und uns verbot er, Euer Blut auszusaugen.«

»Die in so viele Sprachen übertragenen Fabeln Eures Lokmann, dienen für immer zum Beweise des glücklichen Verhältnisses, worin wir früher zu Euch standen. Sie beginnen stets mit den Worten: Zur Zeit, als die Thiere redeten. Es ist freilich wahr, es gibt viele Frauen, welche beständig mit ihren Hunden reden; allein diese haben sich entschlossen, nicht zu antworten, seitdem man sie durch Schläge zwingt, auf die Jagd zu gehen, und die Mitschuldigen der Ermordung unserer alten gemeinschaftlichen Freunde, der Hirsche, Rehe, Hasen und Rebhühner, zu werden.«

---

*) Man vergl. Cap. 9. im 1 B. Mos. und Cap. 3. V. 18 und 19 des Predigers Salomonis.

»Auch besitzt Ihr noch alte Dichtungen, in denen die Pferde reden; und Eure Kutscher sprechen täglich mit ihnen, allein in einem so groben Tone und in so schandvollen Ausdrücken, daß die Pferde, welche früher Euch liebten, Euch jetzt verabscheuen.«

»Das Land, wo Euer liebenswürdiger Unbekannter, der vollkommenste der M·nschen, wohnt, ist noch das einzige, wo Euer Geschlecht das unsrige liebt und mit ihm zu sprechen versteht; und es ist das einzige Land der Erde, wo die Menschen gerecht sind.«

»Und wo liegt dies Land meines theuren Unbekannten? welches ist der Name dieses Helden? wie heißt sein Reich? denn ich kann mir eben so wenig vorstellen, daß er ein Hirte ist, als ich glauben kann, daß Ihr eine Fledermaus seyd.«

»Sein Land, meine hohe Gebieterin, ist das der Gangariden, ein tugendhaftes, unüberwindliches Volk, welches das östliche Ufer des Ganges bewohnt. Der Name meines Freundes ist Amazan. Er ist kein König, und ich weiß nicht einmal, ob er sich so weit erniedrigen würde, es zu werden; er liebt seine Mitbürger zu sehr, und er ist ein Hirte gleich ihnen. Bildet Euch indessen nicht ein, daß diese Hirten den Eurigen gleichen, welche, kaum mit Lumpen bedeckt, Schafe hüten, die unendlich besser, wie sie, bekleidet sind, welche unter der Last ihrer Armuth seufzen, und einem Steuererpresser die Hälfte des elenden Lohnes zahlen, den sie von ihren Herren erhalten. Die Hirten am Ganges werden mit gleichen Rechten geboren und sind die Herren zahlloser Heerden, welche ihre ewig grünenden Weiden bedecken. Man töd=

tet kein Stück aus der Heerde; denn am Ganges ist es ein furchtbares Verbrechen, seines Gleichen zu essen. Die Wolle, welche bei weitem feiner und glänzender als die Seide ist, macht den wichtigsten Gegenstand des Handels im Orient aus. Außerdem bringt das Land der Gangariden Alles hervor, was nur den Begierden des Menschen schmeicheln kann. Jene großen Diamanten, welche Amazan die Ehre hatte, Euch zu überreichen, sind aus einer ihm gehörenden Grube. Einhörner gleich dem, welches er bestieg, werden durchgängig von den Gangariden zum Reiten benutzt. Das Einhorn ist das schönste, stolzeste, furchtbarste und zugleich sanfteste Thier, womit die Erde geschmückt ist. Hundert Gangariden und hundert Einhörner würden hinreichen, um unzählige Heere zu zerstreuen. Vor ungefähr zweihundert Jahren war ein indischer König thöricht genug, diese Nation unterwerfen zu wollen, und er erschien mit zehntausend Elephanten und einer Million Krieger. Die Einhörner durchbohrten die Elephanten, gleich wie man die Lerchen aufspießt, die ich auf Eurem Tische auf goldene Speiler gereiht gesehen habe. Die Krieger fielen unter dem Schwerte der Gangariden, gleich wie man im Oriente den Reiß auf den Feldern schneidet. Der König wurde mit sechsmal hunderttausend seiner Krieger gefangen genommen. Man tauchte ihn in die heilsamen Fluthen des Ganges; man unterwarf ihn der Lebensregel des Landes, die darin besteht, sich nur von Pflanzen und Kräutern zu nähren, welche die Natur zur Nahrung alles dessen, was athmet, hervorbringt. Die Menschen, welche Fleisch essen und starke geistige Getränke genießen, haben alle ein scharfes

und entzündetes Blut, welches sie auf hunderterlei Weise zu Narren macht. Ihr Hauptwahnsinn besteht in der wüthenden Begierde, das Blut ihrer Brüder zu vergießen und fruchtbare Ebenen zu verheeren, um über Kirchhöfe zu herrschen. Es bedurfte sechs ganzer Monate, um den König von Indien von seiner Krankheit zu heilen. Als endlich die Ärzte fanden, daß sein Puls ruhiger schlug, und sein Gemüth gesetzter geworden war, statteten sie dem Rathe der Gangariden darüber Bericht ab. Dieser Rath sandte, nachdem er das Gutachten der Einhörner eingeholt hatte, den König der Indier, seinen einfältigen Hof und seine schwachköpfigen Krieger in ihr Land zurück. Diese Lehre machte sie weise, und seit dieser Zeit hegen die Indier die größte Ehrfurcht gegen die Gangariden, gleichwie die Ignoranten, welche sich belehren wollten, von Hochachtung gegen Eure chaldäischen Philosophen, denen sie nicht gleichkommen können, erfüllt sind.« — »Da fällt mir ein, mein theurer Vogel,« unterbrach ihn die Prinzessin, »gibt es eine Religion unter den Gangariden?« — »Welche Frage! wir versammeln uns an den Tagen des Vollmondes, um Gott unsern Dank darzubringen; die Männer versammeln sich in einem großen Tempel von Cedernholz, die Frauen in einem andern, damit keine Zerstreuung Statt finde; alle Vögel in einem Hain, und die vierfüßigen Thiere auf einer schönen Aue; wir statten Gott unsern Dank für die uns erzeigten Wohlthaten ab. Unter anderm haben wir Papageien, welche ganz vorzüglich predigen.«

»So ist das Vaterland meines theuren Amazan beschaffen; dort ist meine Heimath, und ich hege eine

eben so starke Freundschaft für ihn, als er Euch Liebe eingeflößt hat. Wenn Ihr mir folgen wollet, so machen wir uns zusammen auf den Weg, und Ihr stattet ihm Euren Besuch ab.«

»In der That, mein lieber Vogel, Ihr treibt da ein allerliebstes Gewerbe,« entgegnete lächelnd die Prinzessin, welche vor Begierde brannte, die Reise zu unternehmen, und dies nicht laut werden zu lassen wagte. »Ich diene meinem Freunde,« versetzte der Vogel; »und nach dem Glücke, Euch zu lieben, ist das größte das, Euch bei Eurer Liebe behülflich zu seyn.«

Formosante wußte nicht, wie ihr geschah; sie glaubte sich der Erde entrückt. Alles, was sie heute gesehen hatte, alles was sie sah, was sie hörte, und vornehmlich was sie in ihrem Herzen empfand, versetzte sie in ein Entzücken, welches bei weitem dasjenige übertraf, welches heut zu Tage die glücklichen Muselmänner empfinden, wenn sie, von ihren irdischen Banden befreit, sich in dem neunten Himmel in den Armen ihrer Huri's, umgeben und durchdrungen von dem himmlischen Glanze und der himmlischen Glückseligkeit, erblicken.

4.

Sie sprach den Überrest der Nacht bloß von Amazan. Sie nannte ihn nur ihren Schäfer; und seit dieser Zeit sind die Namen Schäfer und Geliebter bei einigen Nationen gleichbedeutend geworden.

Bald fragte sie den Vogel, ob Amazan je andere Geliebte gehabt habe. Er verneinte dies, und sie freute sich auf's höchste. Bald wollte sie wissen, womit er seine

Zeit hinbringe; und mit Entzücken vernahm sie, daß er sie dazu anwende, um Gutes zu thun, den Wissenschaften obzuliegen, in die Geheimnisse der Natur einzudringen und seine Seele zu vervollkommnen. Bald wollte sie wissen, ob die Seele des Vogels von derselben wesentlichen Beschaffenheit, wie die ihres Geliebten sey; woher es komme, daß, da dieser doch nur achtzehn oder neunzehn Jahre alt sey, er sein Alter auf fast acht und zwanzigtausend habe bringen können. Sie richtete hundert ähnliche Fragen an den Vogel, der sie mit einer Bescheidenheit beantwortete, wodurch ihre Neugierde nur noch mehr aufgeregt wurde. Endlich schloß der Schlaf ihre Augen und gab Formosante der süßen Täuschung der von den Göttern gesandten Träume hin, welche die Wirklichkeit selbst oft übertreffen, und die ganze Philosophie der Chaldäer bisweilen große Mühe hat, zu enträthseln.

Formosante erwachte erst sehr spät. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als ihr Vater in ihr Schlafzimmer trat. Der Vogel empfing Se. Maj. mit ehrfurchtsvoller Artigkeit, ging ihm entgegen, schlug mit den Flügeln, dehnte seinen Hals aus, und flog dann wieder in seinen Orangenbaum. Der König setzte sich auf das Bett zu seiner Tochter, die durch ihre Träume noch schöner geworden war. Sein großer Bart näherte sich ihrem schönen Antlitz, und nachdem er ihr zwei Küsse gegeben hatte, redete er folgendermaßen zu ihr:

»Meine liebe Tochter, Sie haben gestern keinen Gemahl gefunden, wie ich gehofft hatte; indessen bedürfen Sie eines solchen, denn das Wohl meines Reiches erheischt es. Ich habe das Orakel um Rath gefragt,

welches, wie Sie wissen, nie die Unwahrheit redet, und wonach sich mein Verhalten richtet; es hat mir befohlen, Sie die Welt durchstreifen zu lassen. Sie müssen also reisen.« — »Ach! gewiß zu den Gangariden,« versetzte die Prinzessin; und indem sie diese ihr entschlüpfenden Worte aussprach, fühlte sie, daß sie eine Unbesonnenheit begangen habe. Der König, welcher nicht das Mindeste von der Geographie verstand, fragte sie, was sie mit dem Worte Gangariden meine. Sie fand leicht eine Ausflucht. Der König sagte ihr, daß sie eine Wallfahrt antreten müsse, daß er bereits die Personen ihres Gefolges ernannt habe, und daß dasselbe aus dem ältesten Staatsrathe, aus dem Groß-Almosenier, einer Ehrendame, einem Arzte, einem Apotheker, ihrem Vogel und den passenden Dienstboten bestehe.

Formosante, welche niemals aus dem Pallast ihres Vaters gekommen war, und bis zu dem Tage, wo sie die drei Könige und Amazan sah, ein sehr eintöniges Leben, mit steter Wiederholung des mit der Etiquette verknüpften Gepränges und unter dem äußern Schein genußvoller Freuden geführt hatte, war froh, eine Wallfahrt unternehmen zu können. Wer weiß, ertönte es leise in ihrem Herzen, ob die Götter meinem theuren Gangariden nicht auch den Wunsch einflößen, nach denselben Capellen zu pilgern, und ob ich nicht das Glück haben werde, den Pilger wiederzusehen? Sie dankte mit vieler Zärtlichkeit ihrem Vater und äußerte gegen ihn, daß sie stets im Geheimen den Heiligen angebetet habe, zu dem man sie sende.

Belus gab seinen Gästen ein herrliches Mittags-

mahl, woran aber nur Männer Theil nahmen. Sie waren alle sehr schlecht zusammengestellt; es waren Könige da, Prinzen, Minister, Hohepriester, alle waren neidisch auf einander, alle wogen mit Ängstlichkeit ihre Worte ab, alle fühlten sich beengt durch ihre Nachbaren und durch sich selbst. Das Mahl ging traurig vorüber, obgleich man viel trank. Die Prinzessinnen blieben in ihren Zimmern zurück; jede war mit den Zurüstungen zu ihrer Abreise beschäftigt. Sie speis'ten allein. Formosante lustwandelte darauf in ihren Gärten mit ihrem theuren Vogel, der, um ihr ein Vergnügen zu gewähren, von Baum zu Baum flog und dabei seinen herrlichen Schweif ausbreitete und sein prachtvolles Gefieder glänzen ließ.

Der König von Ägypten, der vom Wein erhitzt, um nicht zu sagen, berauscht war, forderte von einem seiner Pagen Pfeile und Bogen. Dieser Fürst war in der That der ungeschickteste Schütze seines Königreichs. Wenn er nach einem Ziele schoß, so war der sicherste Platz, nicht getroffen zu werden, der, wohin er zielte. Jedoch der schöne Vogel, welcher eben so schnell als der Pfeil flog, wich ihm absichtlich nicht aus, und stürzte blutig in Formosante's Arme. Der Ägyptier brach in ein einfältiges Gelächter aus und begab sich in seine Gemächer. Die Prinzessin erfüllte die Luft mit ihrem Geschrei, brach in Thränen aus und zerschlug sich Wangen und Brust. Der Vogel sagte sterbend zu ihr ganz leise: »Verbrennet mich und unterlasset nicht, meine Asche nach dem glücklichen Arabien, östlich von der alten Stadt Aden oder Eden zu tragen, und sie auf einem kleinen Scheiter-

haufen von Gewürznelken und Zimmet in die Sonne zu stellen.« Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, starb er. Formosante lag lange Zeit bewußtlos da, und ihr Erwachen diente nur dazu, um in neue Thränen auszubrechen. Ihr Vater, der ihren Schmerz theilte und Verwünschungen gegen den König von Ägypten ausstieß, zweifelte nicht, daß dieses Ereigniß der Vorbote eines großen Unglücksfalles sey. Er eilte daher, das Orakel in seiner Capelle zu befragen. Das Orakel erwiederte: »Ein Gemisch von Allem; Tod und Leben, Untreue und Beständigkeit, Verlust und Gewinn, Trübsal und Glück.« Weder er noch sein Conseil vermochten den Sinn dieser Worte zu enträthseln; jedoch freute er sich wenigstens, seine Pflichten der Ehrfurcht erfüllt zu haben.

Die trostlose Tochter ließ unterdessen, während er das Orakel befragte, dem Vogel die letzte Ehre erweisen, und war entschlossen, ihn, sollte es auch ihr Leben kosten, nach Arabien zu bringen. Er wurde seinem Verlangen gemäß verbrannt, und zwar in unverbrennlichem Linnen mit dem Orangenbaume, in welchem er die Nacht zugebracht hatte; alsdann sammelte sie seine Asche in eine goldene Vase, welche ganz mit Karfunkeln und den aus dem Rachen des Löwen genommenen Diamanten besetzt war. Warum konnte sie, statt diese traurige Pflicht zu erfüllen, nicht den abscheulichen König von Ägypten lebendig verbrennen! Nichts wäre ihr erwünschter gewesen. Sie ließ in ihrem Ärger seine beiden Crocodille, seine beiden Flußpferde, seine beiden Zebra's und seine beiden Ratten tödten, und seine beiden Mumien in den Eu=

phrat werfen. Hätte sie auch seinen Stier Apis in ihrer Gewalt gehabt: gewiß, sie würde ihn eben so wenig verschont haben.

Der über diese Beleidigung aufgebrachte König von Ägypten reis'te sofort ab, um seine dreimal hunderttausend Mann heranrücken zu lassen. Der König von Indien, der seinen Verbündeten abreisen sah, begab sich ebenfalls fort, fest entschlossen, seine dreimal hunderttausend Indier mit der ägyptischen Armee zu vereinigen. Der Scythenkönig machte sich in der Nacht mit der Prinzessin Aldea davon, mit der bestimmten Absicht, an der Spitze von dreimal hunderttausend Scythen zurückzukehren, für die Prinzessin zu kämpfen, und ihr das Erbe von Babylon zurückzugeben, welches ihr zukam, weil sie von einer ältern Linie abstammte.

Die schöne Formosante dagegen setzte sich um drei Uhr Morgens mit ihrer Pilger-Caravane in Bewegung, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sie in Arabien den letzten Willen ihres Vogels vollziehen könnte, und daß die Gerechtigkeit der unsterblichen Götter ihr ihren theuren Amazan wiedergeben würde, ohne welchen sie nicht mehr leben konnte.

Der König von Babylon fand also bei seinem Erwachen Niemand mehr vor. »Wie doch die großen Feste enden,« sagte er, »und welch' erstaunliche Leere sie in der Seele zurücklassen, sobald das Geräusch vorüber ist!« Aber er wurde von einem wahrhaft königlichen Zorn ergriffen, als er erfuhr, daß man ihm die Prinzessin Aldea entführt habe. Er gab Befehl, alle Minister zu wecken und den geheimen Rath zu versammeln. Bevor sie ka-

men, unterließ er nicht, sein Orakel zu befragen, aber er konnte aus demselben weiter nichts herausbringen, als die folgenden, nachmals in der ganzen Welt so berühmt gewordenen Worte: »Wenn man den Töchtern keinen Mann gibt, so nehmen sie sich selbst einen.«

Sofort wurde Befehl gegeben, dreimal hunderttausend Mann gegen den König der Scythen vorrücken zu lassen. Nun entbrannte also auf allen Seiten der fürchterlichste Krieg, und er wurde erzeugt durch die Freuden des schönsten Festes, welches je auf Erden gegeben worden. Asien stand das Schicksal bevor, durch vier Armeen, jede von dreimal hunderttausend Streitern, verwüstet zu werden. Man sieht leicht ein, daß der trojanische Krieg, welcher einige Jahrhunderte später die ganze Welt in Erstaunen setzte, dagegen nur ein Kinderspiel war; aber man muß auch bedenken, daß es sich im trojanischen Kriege nur um ein altes, liederliches Weib handelte, welches sich zwei Mal entführen ließ, während hier die Frage von zwei jungen Damen und einem Vogel war.

Der indische König erwartete seine Armee auf der großen und prachtvollen, damals in gerader Linie von Babylon nach Caschemir führenden Heerstraße. Der König der Scythen eilte mit Aldea auf der schönen Straße fort, welche nach dem Berge Imaus führt. Alle diese Wege sind späterhin bei der schlechten Regierungsverfassung verschwunden. Der König von Ägypten zog nach dem Occidente und näherte sich dem kleinen mittelländischen Meere, welches die unwissenden Ebräer späterhin das große Meer genannt haben.

Was die schöne Formosante betraf, so hatte sie den Weg nach Bassora eingeschlagen, der mit hohen, einen ewigen Schatten und Früchte zu allen Jahreszeiten gewährenden Palmen an den Seiten bepflanzt war. Der Tempel, wohin sie pilgerte, befand sich in Bassora selbst. Der Heilige, dem man diesen Tempel gewidmet hatte, war ungefähr von derselben Art, wie derjenige, den man nachmals in Lampsakus anbetete. Er verschaffte dem weiblichen Geschlechte nicht allein Männer, sondern vertrat auch häufig selbst die Stelle eines Mannes. Es war der Heilige, dem man in ganz Asien die meiste Ehre erzeigte.

Formosante bekümmerte sich um den Heiligen in Bassora, was ihn selbst betraf, durchaus nicht; sie hatte es nur mit ihrem theuren gangaridischen Schäfer, mit ihrem schönen Amazan zu thun. Sie gedachte, sich in Bassora einzuschiffen und sich nach dem glücklichen Arabien zu begeben, um die Anordnungen des Vogels zu vollziehen.

Inzwischen beim dritten Nachtlager war sie kaum in einem Gasthofe abgestiegen, wo ihre Quartiermacher alles für sie in Bereitschaft gesetzt hatten, als sie erfuhr, daß der König von Ägypten auch hier sey. Er hatte über die Reise der Prinzessin durch seine Spione Nachricht erhalten, sofort seine Reiseroute geändert, und war ihr mit einer starken Bedeckung nachgeeilt. Gleich nach seiner Ankunft ließ er Schildwachen an alle Ausgänge des Hauses stellen, begab sich in das Zimmer der schönen Formosante und sprach zu ihr: »Mein Fräulein, gerade Sie suchte ich; Sie haben sich während meiner Anwesenheit sehr

wenig aus mir gemacht; und es ist recht und billig, die stolzen und launigen Damen zu bestrafen. Sie werden, wenn es Ihnen gefällig ist, die Güte haben, mit mir zu Abend zu speisen; Sie werden in keinem andern Bette, als in dem meinigen schlafen, und ich werde mit Ihnen verfahren, so, daß ich damit zufrieden seyn werde.«

Formosante sah wohl ein, daß sie nicht der stärkste Theil sey; sie wußte, daß man am klügsten zu Werke geht, wenn man sich nach den Umständen schickt; sie suchte sich also durch einen unschuldigen Kunstgriff des Königs von Ägypten zu entledigen. Sie blickte ihn von der Seite an, welches man einige Jahrhunderte später liebäugeln genannt hat, und richtete folgende Worte an ihn, mit einer Verschämtheit, Grazie, Liebenswürdigkeit, Liebreiz, wodurch der Weiseste hätte bethört und der Scharfsichtigste verblendet werden müssen:

»Ich muß Ihnen gestehen, mein Herr, daß ich stets die Augen vor Ihnen niederschlug, als Sie meinem Vater die Ehre Ihres Besuches erzeigten. Ich fürchtete mich vor meinem Vater, ich fürchtete mich vor meiner zu naiven Einfalt; ich zitterte bei dem Gedanken, daß mein Vater und Ihre Nebenbuhler den Vorzug bemerken möchten, den ich Ihnen gab und den Sie so sehr verdienen. Jetzt kann ich mich meinen Gefühlen ganz hingeben. Ich schwöre beim Stier Apis, den ich nach Ihnen am meisten auf der Welt verehre, daß Ihre Vorschläge mich entzückt haben. Schon bei meinem Vater habe ich mit Ihnen zu Abend gespeis't, ich werde dies nunmehr thun können, ohne daß er an dem Mahle Theil nimmt. Alles, was ich wünschte, wäre, daß Ihr Groß-Almosenier

uns beim Trinken Gesellschaft leistet; er schien mir in Babylon ein sehr guter Gesellschafter zu seyn, und da ich trefflichen Schiraswein besitze, so werden Sie Beide mir das Vergnügen erzeigen, ihn zu kosten. Was Ihren zweiten Vorschlag betrifft, so ist derselbe in der That sehr einladend; aber es geziemt einem wohlerzogenen Mädchen nicht, davon zu reden; es genüge Ihnen die Versicherung, daß ich Sie als den größten König und den liebenswürdigsten Mann betrachte.«

Diese Worte verdrehten dem Könige von Ägypten den Kopf; er war gern damit zufrieden, daß der Almosenier Theil an der Abendmahlzeit nähme. »Ich habe noch eine Gnade von Ihnen zu erbitten,« fuhr darauf die Prinzessin fort, »nämlich zu erlauben, daß mein Apotheker zu mir komme; das weibliche Geschlecht wird stets von gewissen Unbequemlichkeiten heimgesucht, welche gewisse Mittel nothwendig machen, als da sind: Vapeurs, Herzklopfen, Colik, Husten, wogegen man eine gewisse Ordnung in gewisse Umstände bringen muß: mit einem Worte, ich bedarf nothwendig meines Apothekers, und ich hoffe, daß Sie mir dieses geringe Zeichen von Liebe nicht versagen werden.«

»Mein Fräulein,« erwiederte ihr der König von Ägypten, »obgleich ein Apotheker Ansichten hegt, die den meinigen schnurstracks entgegenlaufen, und obgleich die Gegenstände seiner Kunst das Gegentheil von denen der meinigen sind, so besitze ich doch zu viele Lebensart, um Ihnen eine so gerechte Bitte abzuschlagen. Ich werde befehlen, daß er, während das Abendessen zubereitet wird, zu Ihnen komme. Auch kann ich mir vorstellen, daß

Sie von der Reise etwas ermüdet seyn werden; Sie werden also auch einer Kammerfrau bedürfen, und Sie können nur diejenige, welche Ihnen am liebsten ist, zu sich kommen lassen; ich werde dann Ihre Befehle erwarten, und Ihren Wünschen entgegen zu kommen mich beeifern.« Er begab sich fort, und dagegen traten der Apotheker und die Kammerfrau, welche sich Irla nannte, herein. Die Prinzessin setzte ein unbegrenztes Vertrauen in sie; sie befahl ihm, sechs Bouteillen Schiraswein zum Abendessen bringen und zugleich den Schildwachen, welche ihre Begleitung gefangen hielten, von demselben reichen zu lassen; alsdann befahl sie dem Apotheker, in alle Bouteillen gewisse, von ihm bereitete Tropfen zu gießen, welche einen vierundzwanzigstündigen Schlaf verursachten, und womit er stets versehen war. Ihre Befehle wurden pünktlich vollzogen. Der König kam nun nach Verlauf einer halben Stunde mit dem Groß-Almosenier zurück. Es ging bei der Tafel sehr fröhlich zu, der König und der Priester leerten die sechs Bouteillen und gestanden, daß es in Ägypten keinen so trefflichen Wein gebe; zugleich trug die Kammerfrau Sorge, daß den aufwartenden Dienern davon ebenfalls gereicht wurde. Die Prinzessin hütete sich wohl, ein Glas zu trinken, und behauptete, ihr Arzt habe ihr strenge Diät verordnet. Nicht lange, so war Alles eingeschlummert.

Der Almosenier des Königs von Ägypten hatte den schönsten Bart, den je ein Mann seiner Art tragen konnte. Formosante schnitt ihn sehr geschickt ab, und nachdem sie ihn an ein kleines Band hatte nähen lassen, band sie ihn sich an ihr Kinn. Zugleich hüllte sie sich in das Ge-

wand des Priesters, bekleidete sich überhaupt mit allen Zeichen seiner Würde, ließ ihre Kammerfrau das Kleid eines Sakristans der Göttin Isis anlegen, und begab sich dann mit ihr, nachdem sie ihre Urne und Kleinodien zu sich genommen hatte, aus dem Gasthofe durch die Schildwachen, welche gleich ihrem Herrn schliefen, fort. Die Kammerfrau hatte dafür gesorgt, daß an der Thür zwei Pferde bereit standen. Die Prinzessin konnte Niemand aus ihrem Gefolge außerdem mitnehmen, weil jeder von den äußeren Wachen würde angehalten seyn.

Formosante und Irla ritten durch Spaliers von Soldaten durch, welche die Prinzessin für den Oberpriester hielten, sie mein hochwürdigster Vater in Gott nannten, und um ihren Segen baten. Die beiden Flüchtlinge kamen, ehe der König erwacht war, in vierundzwanzig Stunden in Bassora an. Sie warfen jetzt ihre Verkleidung ab, welche Verdacht gegen sie hätte erwecken können. Alsdann mietheten sie in größter Eile ein Schiff, welches sie durch die Meerenge von Ormus nach dem schönen Ufer des Eden im glücklichen Arabien brachte. Die Gärten dieses Eden waren so berühmt, daß man sie später zum Wohnsitz der Gerechten machte; sie wurden das Vorbild der elysäischen Felder, der Gärten der Hesperiden und der der glücklichen Inseln; denn in diesen heißen Ländern dachten sich die Menschen unter der größten Glückseligkeit nur schattenreiche Haine und murmelnde Bäche. Ewig in den Himmeln mit dem höchsten Wesen zu leben oder in dem Garten zu lustwandeln, war solchen Menschen eins, welche stets reden, ohne sich zu

verstehen, und welche weder geläuterte Ideen, noch richtige Ausdrücke haben besitzen können.

Sobald die Prinzessin sich in diesem Lande sah, war ihre erste Sorge, ihrem theuren Vogel die letzte, von ihm erbetene Ehre zu erzeigen. Ihre schönen Hände richteten einen kleinen Scheiterhaufen aus Gewürznelken und Zimmet auf. Wie groß war ihr Erstaunen, als sich, nachdem sie die Asche des Vogels auf diesen Scheiterhaufen gestreut, derselbe von selbst entzündete. Nicht lange, so war von den Flammen Alles verzehrt. Aber an die Stelle der Asche erschien jetzt ein großes Ei, woraus sie ihren Vogel glanzvoller, als er je gewesen war, hervorgehen sah. Dies war der schönste Augenblick, den die Prinzessin in ihrem ganzen Leben genossen hatte; nur ein einziger konnte ihr noch theurer seyn; sie wünschte ihn sehnlichst herbei, allein sie glaubte nicht, daß er ihr würde zu Theil werden.

»Ich sehe wohl,« sprach sie zu dem Vogel, »daß Ihr der Phönix seyd, von dem man mir so oft erzählt hat. Fast sterbe ich vor Erstaunen und Entzücken. Ich glaubte nicht an die Auferstehung, aber mein gutes Geschick hat mich davon überzeugt.« — »Die Auferstehung, meine Gebieterin,« entgegnete der Phönix, »ist die einfachste Sache von der Welt. Es ist durchaus nicht erstaunenswürdiger, zwei Mal, als ein Mal geboren zu werden. Alles ist Auferstehung in dieser Welt; die Raupen werden als Schmetterlinge; eine in die Erde gelegte Nuß wird als Baum; alle in die Erde begrabenen Thiere werden als Gräser, als Pflanzen wieder geboren und nähren andere Thiere, wovon sie bald einen Theil der Sub-

stanz ausmachen: alle Theilchen, woraus die Körper zusammengesetzt sind, werden in verschiedene Wesen verwandelt. Es ist wahr, mir allein hat der mächtige Orosmades die Gnade erzeigt, mich in meiner ganzen Eigenthümlichkeit auferstehen zu lassen.«

Formosante, welche seit dem Tage, daß sie Amazan und den Phönix zum ersten Male gesehen, in stetem Staunen zugebracht hatte, sprach zu ihm: »Ich sehe wohl ein, daß das erhabene Wesen aus Eurer Asche einen Phönix hat bilden können, der Euch ungefähr gleich ist; allein daß Ihr gerade der nämliche seyn, daß Ihr dieselbe Seele haben solltet, dies, muß ich gestehen, begreife ich nicht so leicht. Was ist aus Eurer Seele geworden in der Zeit, als ich Euch nach Eurem Tode in meiner Tasche trug?«

»Ei! mein Gott! meine Gebieterin, ist es dem großen Orosmades nicht eben so leicht, seine schöpferische Kraft an einem kleinen Funken meiner selbst fortdauern zu lassen, als sie das erste Mal bei ihm in Anwendung zu bringen? Einmal hatte er mir die Empfindung, das Gedächtniß und die Gedanken verliehen, und er gewährte mir Alles noch einmal. Ob er nun diese Gunst an einen Atom von elementarischem, in mir verborgenem Feuer oder an das Gesammte meiner Organe knüpfte, ist im Grunde einerlei: der Phönix sowohl, wie die Menschen, werden stets darüber im Dunkel bleiben, wie die Sache zusammenhängt; jedoch die größte Gnade, welche das höchste Wesen mir hat zu Theil werden lassen, besteht darin, daß ich durch Euch wieder geboren bin. Möchte ich doch die vierundzwanzigtausend Jahre, die ich noch bis

zu meiner nächsten Wiedergeburt zu leben habe, in Eurer und meines theuren Amazan's Gesellschaft zubringen können!«

»Mein lieber Phönix,« entgegnete die Prinzessin, »bedenkt, daß die ersten Worte, die Ihr in Babylon an mich richtetet und die nie aus meinem Gedächtnisse schwinden werden, mich mit der Hoffnung erfüllten, jenen theuren Schäfer, den ich anbete, wiederzusehen; wir müssen durchaus zusammen zu den Gangariden reisen, und er muß mit uns nach Babylon zurückkehren.« — »Dieses ist allerdings auch meine Absicht,« versetzte der Phönix; »jedoch ist kein Augenblick zu verlieren, und wir müssen Amazan auf dem kürzesten Wege, das heißt, indem wir durch die Lüfte reisen, aufsuchen. Es befinden sich hier im glücklichen Arabien zwei Greife, meine vertrauten Freunde, und zwar nur in einer Entfernung von hundertundfunfzig Stunden von diesem Orte. Ich werde ihnen durch die Taubenpost ein Schreiben zusenden, und vor Anbruch der Nacht werden sie hier seyn. Mittlerweile werden wir einen kleinen bequemen Divan mit Auszügen verfertigen lassen, um in dieselben Mundvorrath zu legen. Dieses Fuhrwerk wird Euch und Eurer Kammerfrau alle möglichen Bequemlichkeiten gewähren. Die beiden Greife gehören zu den stärksten ihres Geschlechts; jeder von ihnen wird in seinen Krallen einen Arm des Divans halten. Aber, noch einmal, die Augenblicke sind theuer.« Er begab sich darauf auf der Stelle mit Formosante zu einem Tapezirer seiner Bekanntschaft, um den Divan zu bestellen, der innerhalb vier Stunden vollendet war. Alsdann legte man in die Schiebladen Königin-Brötchen, Zwie-

bäcke, welche die babylonischen übertrafen, Ponzinen, Ananas, Cocosnüsse, Pistazien und Edenwein, der den Schiraswein in eben dem Grade übertrifft, als der Schiraswein über dem Surendawein steht.«

Der Divan war eben so leicht, als bequem und dauerhaft. Die beiden Greife kamen zur vorherbestimmten Zeit in Eden an, und nachdem sich Formosante und Irla in das Luftschiff gesetzt hatten, hoben sie es gleich einer Feder in die Luft empor. Der Phönix flog bald nebenher, bald setzte er sich auf die Rücklehne. Die beiden Greife eilten dem Ganges mit der Schnelligkeit eines Pfeiles zu, der die Luft durchschneidet. Während der Nacht ruhte man nur einige Augenblicke aus, um zu essen und den beiden Greifen einen Trunk zu reichen.

Man langte endlich bei den Gangariden an. Das Herz der Prinzessin klopfte vor Hoffnung, Liebe und Freude. Der Phönix ließ das Fuhrwerk vor Amazan's Wohnung halten, und verlangte ihn zu sprechen; allein er war vor drei Stunden fortgegangen, ohne daß man wußte wohin.

Es gibt selbst in der Sprache der Gangariden keine Ausdrücke, um die Verzweiflung schildern zu können, welche Formosante ergriff. »O, Himmel! dies hatte ich befürchtet,« rief der Phönix aus; »die drei Stunden, welche Ihr in Eurem Gasthofe auf dem Wege nach Bassora mit dem unglücklichen Könige von Ägypten zugebracht habt, berauben Euch vielleicht für immer Eures Lebensglückes; ich befürchte, daß wir Amazan für immer verloren haben.«

Er fragte darauf die Dienstboten, ob man seiner Frau Mutter die Aufwartung machen dürfe? Sie erwie-

derten, ihr Gemahl sey am Tage zuvor gestorben, und sie lasse Niemand vor sich. Dem Phönix, der im Hause in Ansehen stand, gelang es, der Prinzessin von Babylon den Eingang in einen Saal zu verschaffen, dessen Wände mit Orangenholz mit eingelegter Arbeit von Elfenbein bekleidet waren. Dienende Schäfer und Schäferinnen, in langen weißen Gewändern mit hochgelben Gürteln, brachten ihr in hundert Körben von einfachem Porcellan hundert köstliche Gerichte, unter denen man keine einzige verunstaltete Speise erblickte. Es wurden keine Fleischspeisen, dagegen aber Reiß, Sago, Körnernudeln, Fadennudeln, Macaronen, Eierkuchen, Backwerk aller Art, Rahmkäse, Gemüse und Früchte aufgetragen von einem Wohlgeruche und einem Geschmacke, wovon man in andern Ländern keinen Begriff hat. Auch war eine Menge von erquickenden Liqueurs da, welche die besten Weine übertrafen.

Während die Prinzessin, auf einem Rosenbette hingestreckt, aß, fächelten ihr vier, aber glücklicher Weise stumme Pfauen Luft zu mit ihren strahlenden Flügeln; zweihundert Vögel, hundert Schäfer und eben so viele Schäferinnen gaben ihr ein doppelchöriges Concert; die Nachtigallen, die Canarienvögel, die Grasmücken und die Finken sangen mit den Schäferinnen den Discant; die Schäfer dagegen den Baß: in allem sprach sich die einfache und schöne Natur aus. Die Prinzessin gestand, daß, wenn vielleicht größere Pracht in Babylon herrsche, bei den Gangariden doch die Natur einen weit größeren Genuß gewähre. Aber während man diese so sehr Trost verleihende und die Sinne aufregende Musik vor ihren Ohren ertö-

nen ließ, vergoß sie Thränen, und sie sprach zu der jungen Irla, ihrer Gefährtin: »Diese Schäfer und Schäferinnen, diese Nachtigallen und Canarienvögel pflegen der Liebe, und ich bin des gangaridischen Helden beraubt, des würdigen Gegenstandes meiner zärtlichsten und ungeduldigsten Empfindungen.«

Während sie so ihre Abendmahlzeit hielt, Alles um sich her bewunderte und weinte, sprach der Phönix zu Amazan's Mutter: »Madame, Ihr dürft nicht unterlassen, die Prinzessin von Babylon zu sehen; Ihr wisset . . . .« — »Ich weiß Alles,« versetzte sie, »selbst ihre Abentheuer in dem Gasthofe auf dem Wege nach Bassora; eine Amsel hat mir diesen Morgen alles erzählt; und diese grausame Amsel ist Ursache, daß mein verzweiflungsvoller Sohn wahnsinnig geworden ist und das väterliche Haus verlassen hat.« — »Ihr wisset also nicht,« entgegnete der Phönix, »daß die Prinzessin mich auferweckt hat?« — »Nein, mein liebes Kind, ich wußte nur von der Amsel, daß Ihr todt wäret, und war darüber untröstlich. Ich war über diesen Verlust, über den Tod meines Gatten und über das plötzliche Verschwinden meines Sohnes so betrübt, daß ich Jedem den Zugang zu mir hatte verbieten lassen. Aber da die Prinzessin von Babylon mir die Ehre erzeigt hat, mich zu besuchen, so führet sie schleunigst zu mir; ich habe ihr Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu sagen, und Ihr müsset dabei gegenwärtig seyn.« Sie begab sich darauf sofort zum Empfange der Prinzessin in einen andern Saal. Das Gehen fiel ihr schwer, denn sie war eine ungefähr dreihundert Jahre alte Dame; jedoch trug sie noch Spuren von

Schönheit an sich, und man konnte bemerken, daß sie in ihrem zweihundertdreißigsten oder vierzigsten Jahre sehr einnehmend gewesen seyn mußte. Sie empfing Formosante mit einem Ehrfurcht erregenden, edlen Anstande und einer Miene, woraus Theilnahme wie Schmerz hervorblickte. Die Prinzessin fühlte sich davon lebhaft ergriffen.

Formosante unterließ nicht, ihr ihr Beileid über den Tod ihres Gemahls zu bezeugen. »Ach!« sprach die Wittwe, »Sie müssen ein größeres Interesse an seinem Verluste haben, als Sie selbst vielleicht denken.« — »Gewiß, ich bin davon lebhaft ergriffen,« versetzte Formosante; »denn er war der Vater von ....« hier brach sie in Thränen aus. »Nur seinetwegen bin ich gekommen, und habe viele Gefahren ausgestanden. Seinetwegen habe ich meinen Vater verlassen und den glänzendsten Hof auf der Welt; ein König von Ägypten, den ich verabscheue, wollte mich entführen. Ich entging diesem Räuber glücklich, ich durcheilte die Lüfte, um den zu sehen, den ich liebe; ich komme hier an und er flieht mich!« Ihre Thränen, ihr heftiges Schluchzen verhinderten sie, weiter zu reden.

Darauf sprach die Mutter zu ihr: »Mein Fräulein, entsinnen Sie sich, als der König von Ägypten Sie entführen wollte, als Sie mit ihm in einem Gasthause auf dem Wege nach Bassora zu Abend speis'ten, als Sie mit Ihren schönen Händen ihm Schiraswein einschenkten, einer Amsel, welche im Zimmer hin und her flog?« — »Ja freilich, Sie erinnern mich daran, ich gab darauf nicht weiter Acht; aber jetzt fällt mir bei, daß in dem Augenblicke, als der König von Ägypten vom Tische auf-

stand, um mir einen Kuß zu geben, die Amsel mit lautem Gekreische zum Fenster hinaus flog und sich nicht weiter blicken ließ.«

»Ach!« sprach darauf Amazan's Mutter, »dies ist gerade die Ursache unseres Unglücks; mein Sohn hatte diese Amsel abgeschickt, um über Ihr Befinden Erkundigungen einzuziehen und überhaupt auf alles zu achten, was sich in Babylon zutrüge; er glaubte bald zu Ihnen zurückkehren zu können, um sich Ihnen zu Füßen zu werfen und sein Leben Ihnen zu weihen. Sie haben keinen Begriff von dem Übermaße seiner Liebe zu Ihnen. Alle Gangariden sind voll Liebe und Treue; allein mein Sohn liebt unter allen am leidenschaftlichsten und ist am beständigsten. Die Amsel traf Sie in einem Gasthofe an; Sie tranken in der fröhlichsten Stimmung Schiraswein in Gesellschaft des Königs von Ägypten und eines niederträchtigen Priesters; sie sah Sie endlich diesem Monarchen, der den Phönix getödtet hatte, und gegen den mein Sohn einen unüberwindlichen Abscheu hegt, einen zärtlichen Kuß geben. Die Amsel wurde bei diesem Anblicke von lebhaftem, gerechtem Unwillen ergriffen; sie flog, Ihre unglückliche Liebe verfluchend, davon; sie kehrte heute zurück und erzählte Alles; aber in welchen Augenblicken! gerechter Himmel! in demselben Augenblicke, als mein Sohn mit mir den Tod seines Vaters und den des Phönix beweinte; in dem Augenblicke, als er von mir erfuhr, daß er Ihr Andergeschwister-Kind sey!«

»O, Himmel! mein Cousin! Madame, ist es möglich? durch welchen Umstand? wie? so glücklich

sollte ich seyn! und zugleich so unglücklich, ihn beleidigt zu haben!«

»Mein Sohn ist Ihr Cousin, sage ich Ihnen,« fuhr die Mutter fort, »und ich werde Ihnen dieses gleich beweisen; aber bei dem allen entreißen Sie mir meinen Sohn; er wird den Schmerz über den Kuß, den Sie dem Könige von Ägypten gegeben haben, nicht überleben können.«

»Ach! meine theure Tante,« rief die schöne Formosante aus, »ich schwöre es Ihnen bei Amazan und dem mächtigen Orosmades, daß jener unglückliche Kuß, weit entfernt, verbrecherisch zu seyn, vielmehr der stärkste Beweis von Liebe war, den ich Ihrem Sohne geben konnte. Seinetwegen war ich meinem Vater ungehorsam. Seinetwegen reis'te ich vom Euphrat nach dem Ganges. In die Hände des nichtswürdigen Pharao von Ägypten gefallen, konnte ich nur auf die Weise ihm entschlüpfen, daß ich ihn täuschte. Ich rufe die Asche und die Seele des Phönix, die in meiner Tasche waren, zu Zeugen auf; sie werden mich rechtfertigen. Aber wie kann Ihr Sohn, der am Ufer des Ganges geboren ist, mein Cousin seyn, da doch die Familie, zu der ich gehöre, seit so vielen Jahrhunderten am Ufer des Euphrat herrscht?«

»Sie wissen,« erwiederte die ehrwürdige Gangesbewohnerin, »daß Ihr Großoheim Aldea König von Babylon war, und von dem Vater von Belus entthront wurde.« — »Ja, Madame.« — »Sie wissen, daß sein Sohn Aldea aus seiner Ehe die an Ihrem Hofe erzogene Prinzessin Aldea hatte. Dieser Prinz war es, der, nachdem ihn Ihr Vater verfolgt hatte, sich in unser glückli-

ches Land flüchtete und einen andern Namen annahm; er ehelichte mich, und ich gebar ihm den jungen Prinzen Aldea-Amazan, den schönsten, den stärksten, den muthvollsten, den tugendhaftesten und gegenwärtig den närrischsten aller Sterblichen. Er begab sich auf den Ruf Ihrer Schönheit nach Babylon zu den Festlichkeiten. Seit dieser Zeit vergöttert er Sie, und vielleicht werde ich meinen theuren Sohn nie wiedersehen.«

Darauf rechnete sie der Prinzessin alle Titel des Hauses der Aldeer her; kaum achtete Formosante darauf. »Ach! Madame,« rief sie aus, »untersucht man, was man wünscht? mein Herz mißt Ihnen hinlänglichen Glauben bei. Aber wo ist Aldea-Amazan? wo ist mein Cousin, mein Geliebter, mein König? wo ist mein Leben? welchen Weg hat er eingeschlagen? Ich werde ihn auf allen Himmelskörpern suchen, welche das ewige Wesen erschaffen hat, und deren schönste Zierde er ist. Ich werde nach dem Stern Canope, Sheath, Aldebaran reisen; ich werde ihn von meiner Unschuld, von meiner Liebe überzeugen.«

Der Phönix rechtfertigte die Prinzessin wegen des von der Amsel ihr vorgeworfenen Vergehens, dem Könige von Ägypten einen Kuß gegeben zu haben; allein auch Amazan mußte aus seinem Irrthum gerissen und zurückgeführt werden. Der Phönix sandte Vögel nach allen Richtungen ab, auch Einhörner mußten sich auf den Weg machen, und man erfuhr dann endlich, daß Amazan nach China zu sich gewandt habe. »Wohlan, eilen wir nach China,« rief die Prinzessin aus; »die Reise ist nicht lang; ich hoffe Ihnen Ihren Sohn in höchstens vierzehn Tagen

zurück zu bringen.« Welche Thränen der zärtlichen Liebe vergossen nicht bei diesen Worten die gangaridische Mutter und die Prinzessin von Babylon! welche Umarmungen! welche Herzensergießungen!

Der Phönix ließ auf der Stelle eine Kutsche mit sechs Einhörnern bespannen. Die Mutter verschaffte zweihundert Reiter, und machte der Prinzessin, ihrer Nichte, ein Geschenk von einigen Tausenden der schönsten Diamanten des Landes. Der Phönix, aufgebracht über das Übel, welches die Unbedachtsamkeit der Amsel verursacht hatte, ließ sogleich an alle Amseln den Befehl ergehen, das Land zu räumen; und seit dieser Zeit erblickt man keine mehr an den Ufern des Ganges.

5.

Die Einhörner brachten Formosante, Irla und den Phönix in weniger als acht Tagen nach Cambaled, der Hauptstadt China's. Diese Stadt war weit größer als Babylon, auch sah man hier eine Pracht ganz anderer Art. Die neuen Gegenstände, die neuen Sitten würden Formosante ein großes Vergnügen gewährt haben, wenn sie sich mit einem andern Gegenstande, wie Amazan, hätte beschäftigen können.

Sobald der Kaiser von China erfahren hatte, die Prinzessin halte vor einem Stadtthore, sandte er ihr viertausend Mandarinen im Staatsgewande entgegen; alle warfen sich vor ihr nieder, und jeder von ihnen überreichte ihr ein mit goldenen Buchstaben auf ein seidenes Purpurblatt geschriebenes Compliment. Formosante sprach zu ihnen, wenn sie viertausend Zungen hätte, so würde

sie nicht ermangeln, jedem Mandarin sofort einzeln zu antworten; jedoch da sie nur eine besitze, so möchten sie ihr Nachsicht erweisen, wenn sie sich derselben bediene, um ihnen Allen im Allgemeinen zu danken. Sie führten sie darauf ehrfurchtsvoll zum Kaiser.

Dies war der gerechteste, der höflichste und weiseste Monarch der Welt. Er war es, welcher zuerst ein kleines Feld mit seinen kaiserlichen Händen bearbeitete, um seinem Volke den Ackerbau ehrwürdig zu machen. Er setzte zuerst Preise für die Tugend aus. Die Gesetze waren durchgängig anderwärts rücksichtlich der Bestrafung der Verbrechen schandvoll beschränkt. Dieser Kaiser dagegen jagte aus seinen Staaten einen Haufen fremder Bonzen, welche von der äußersten Gränze des Occidentes gekommen waren, in der unsinnigen Hoffnung, ganz China zu zwingen, wie sie zu denken; und welche unter dem Vorwande, Wahrheiten zu verkündigen, bereits Reichthümer und Ehrenstellen erlangt hatten. Beim Fortjagen hatte er ihnen folgende, in die Reichsannalen gezeichneten Worte gesagt:

»Ihr könntet hier eben so viel Übels thun, als Ihr anderwärts gethan habt: Ihr seyd hieher gekommen, Dogmen der Intoleranz bei der tolerantesten Nation der Erde zu predigen. Ich schicke Euch fort, um nie gezwungen zu werden, Euch zu bestrafen. Man wird Euch auf eine ehrenvolle Art nach meinen Gränzen zurückgeleiten, und Euch mit Allem versehen, damit Ihr nach der Gegend wieder gelangen könnt, woher Ihr gekommen seyd. Geht in Frieden, wenn Ihr in Frieden seyn könnt, und kehrt nie wieder zurück.«

Die Prinzessin von Babylon hörte mit Vergnügen von dieser Verfügung und diesem Ausspruche; jetzt war sie um so sicherer, am Hofe gut empfangen zu werden, da sie weit entfernt war, intolerante Gesinnungen zu hegen. Der Kaiser von China, der mit ihr an einer Tafel speis'te, hatte die Höflichkeit, jede lästige Etiquette zu verbannen; sie reichte ihm den Phönix dar, den der Kaiser sehr liebkos'te, und der sich auf seinen Sessel schwang. Formosante vertraute dem Kaiser gegen Ende der Mahlzeit offenherzig den Zweck ihrer Reise und bat ihn, den schönen Amazan in Cambalu aufsuchen zu lassen; sie erzählte ihm, was ihr mit ihm begegnet, und verhehlte ihm selbst die unglückliche Leidenschaft nicht, wovon ihr Herz gegen diesen jungen Helden entflammt sey. »Sie glauben vielleicht nicht, wie sehr ich ihn hochschätze,« entgegnete ihr der Kaiser von China: »er hat mir das Vergnügen gewährt, an meinen Hof zu kommen, er hat mich entzückt, dieser liebenswürdige Amazan; es ist wahr, er ist im hohen Grade betrübt; aber sein Wesen ist dadurch nur um so einnehmender; keiner meiner Günstlinge besitzt mehr Verstand als er; kein Civilmandarin besitzt ausgebreitetere Kenntnisse; kein Militairmandarin hat ein kriegerischeres und heldenmüthigeres Ansehen; seine außerordentliche Jugend erhöht noch den Werth seiner Talente. Würde ich unglücklich genug seyn, würden sich Tien und Hoan-Schi dermaßen von mir abgewendet haben, daß ich ein Eroberer werden wollte, so würde ich Amazan bitten, sich an die Spitze meiner Armee zu stellen, und ich würde mich sicher überzeugt halten dürfen, über die ganze Welt

den Sieg davon zu tragen. Es ist sehr schade, daß sein Gram ihm bisweilen den Geist verwirrt.«

»Ach! mein Herr,« sprach Formosante mit funkelnden Blicken und in einem, Schmerz, Staunen und Vorwurf verrathenden Tone, »warum haben Sie ihn nicht mit zur Tafel geladen? Sie bringen mir den Tod, lassen Sie ihn sofort einladen.« — »Meine Prinzessin, er ist diesen Morgen abgereis't, und er hat nicht gesagt, welchen Weg er einschlagen würde.« Formosante wandte sich an den Phönix mit den Worten: »Wie! mein Phönix, habt Ihr je ein unglücklicheres Mädchen, als ich bin, gesehen? Aber, mein Herr,« fuhr sie fort, »wie hat er so plötzlich einen so artigen Hof, wie den Ihrigen, an welchem man, dünkt mich, sein Leben zubringen möchte, verlassen können?«

»Hören Sie,« erwiederte der Kaiser, »was vorgefallen ist. Eine höchst liebenswürdige Prinzessin von Geblüt hatte Zuneigung zu ihm gefaßt, und ihn auf den Mittag zu sich eingeladen. Beim Anbruche des Tages ist er jedoch abgereis't, und hat folgendes Billet hinterlassen, welches meiner Cousine viele Thränen verursacht hat.«

»Schöne Prinzessin von chinesischem Geblüte! Sie verdienen ein Herz, welches stets nur Ihnen gehört hat; ich aber habe bei den unsterblichen Göttern geschworen, niemals eine Andere, als Formosante, Prinzessin von Babylon, zu lieben und ihr zu zeigen, wie man auf Reisen seine Neigungen dämpfen kann. Sie hat das Unglück gehabt, dem Ansinnen eines nichtswürdigen Königs von Ägypten nicht widerstehen zu können. Ich bin der unglücklichste Mensch; ich habe meinen Vater, den Phönix

und die Hoffnung verloren, von Formosante geliebt zu werden; ich habe meine betrübte Mutter, ich habe mein Vaterland verlassen, da ich keinen Augenblick an einem Orte leben kann, wo ich erfahren habe, daß Formosante einen Andern wie mich liebt; ich habe geschworen, die Welt zu durchstreifen und getreu zu bleiben. Sie würden mich verachten und die Götter würden mich bestrafen, wenn ich meinen Eid verletzte; schenken Sie, meine schöne Prinzessin, Ihre Liebe einem Andern und seyn Sie so treu wie ich.«

»Ach! geben Sie mir diesen erstaunenswürdigen Brief,« sprach die schöne Formosante, »er wird mir Trost gewähren; ich bin glücklich zu nennen bei meinem Unglücke. Amazan liebt mich; Amazan verzichtet meinetwegen auf den Besitz der Prinzessinnen von China; er allein ist auf der Welt im Stande, einen solchen Sieg zu erringen; er geht mir mit einem erhabenen Beispiele voran; der Phönix weiß, daß ich dessen nie bedurfte; es ist sehr grausam, seines Geliebten, wegen des unschuldigsten, aus bloßer Treue gegebenen Kusses, beraubt zu werden. Aber wohin ist er denn gereis't? welchen Weg hat er eingeschlagen? Geruhen Sie, es mir zu sagen, und ich reise auf der Stelle ihm nach.«

Der Kaiser von China entgegnete ihr, daß er nach den ihm abgestatteten Berichten glaube, ihr Geliebter habe den Weg nach Scythien eingeschlagen. Sofort wurden die Einhörner angeschirrt, und die Prinzessin nahm nach den artigsten gegenseitigen Komplimenten mit dem Phönix, ihrer Kammerfrau Irla und ihrem ganzen Gefolge, von dem Kaiser Abschied.

Sobald sie in Scythien angekommen war, lernte sie mehr als jemals einsehen, wie sehr die Menschen und die Regierungen von einander abweichen und stets so lange abweichen werden, bis irgend ein, mehr wie ein anderes aufgeklärtes Volk nach Jahrhunderten der Finsterniß, das Licht überall hin verbreiten wird, und in barbarischen Ländern heldenmüthige Seelen sich finden werden, welche die Kraft und die Ausdauer haben, Wilde in Menschen zu verwandeln. Keine Städte waren in Scythien zu finden, folglich auch keine der wohlthätigen Künste. Man erblickte nur ungeheure Wiesen und Ebenen, und ganze Völker unter Zelten und auf Wagen wohnend. Dieser Anblick war schreckenvoll. Formosante fragte, in welchem Zelte oder auf welchem Wagen der König wohne. Man sagte ihr, daß er vor acht Tagen an der Spitze von dreimal hunderttausend Mann Cavallerie dem Könige von Babylon, dessen Nichte, die schöne Aldea, er entführt, entgegengerückt sey. »Er hat meine Cousine entführt!« rief Formosante aus; »diese Nachricht zu erfahren, erwartete ich nicht. Wie! meine Cousine, welche sich so glücklich schätzte, mir den Hof zu machen, ist Königin geworden, und ich bin noch nicht vermählt!« Sie ließ sich augenblicklich zu den Zelten der Königin führen.

Ihr unerwartetes Zusammentreffen in einem fernen Lande, die merkwürdigen Dinge, welche sie sich gegenseitig zu erzählen hatten, gaben ihrer Unterhaltung einen Reiz, der sie vergessen ließ, daß sie sich niemals geliebt hatten; sie waren entzückt über ihr Wiedersehen; eine süße Täuschung trat an die Stelle der wahren Zärtlichkeit; sie umarmten sich mit Thränen; und es herrschte selbst Herz-

lichkeit und Freimüthigkeit unter ihnen, indem ihr Zusammentreffen nicht in einem Pallaste Statt fand.

Aldea erkannte den Phönix und die Vertraute Irla wieder; sie schenkte ihrer Cousine Zobelpelzwerk, und diese ihr dagegen Diamanten. Man sprach von dem Kriege, welchen die beiden Könige mit einander führten; man beweinte die Lage der Menschen, welche von ihren Monarchen, je nachdem ihnen die Lust anwandelte, in den Krieg gesandt würden, um sich Streitigkeiten halber zu erwürgen, welche zwei rechtschaffene Menschen in einer Stunde beilegen könnten; vor allem aber unterhielt man sich von dem schönen Fremden, der die Löwen besiegte, der die größten Diamanten der Welt verschenkte, Madrigals verfertigte, den Phönix besaß und auf den Bericht der Amsel der unglücklichste Mensch geworden war. »Es ist mein theurer Bruder,« sagte Aldea; »es ist mein Geliebter,« rief Formosante aus; »Sie haben ihn ohne Zweifel gesehen, er ist vielleicht noch hier; denn er weiß, meine liebe Cousine, daß er Ihr Bruder ist; er wird Sie also nicht so plötzlich verlassen haben, wie den König von China.«

»Allerdings habe ich ihn gesehen,« entgegnete Aldea; »er hat vier Tage bei mir zugebracht. Ach! meine theure Cousine, wie ist mein Bruder zu beklagen! Ein falscher Bericht hat ihn völlig verrückt gemacht; er durchstreift die Welt, ohne ein bestimmtes Ziel. Stellen Sie sich vor, er ist in seinem Wahnsinn so weit gegangen, daß er die Gunstbezeigungen der schönsten Scythin zurückgewiesen hat. Er reis'te gestern ab und hinterließ ihr einen Brief, wodurch sie in Verzweiflung gerathen ist. Er hat sich zu

den Cimbern begeben.« — »Gott sey gelobt!« rief Formosante aus; »also wiederum eine Gunstbezeigung meinetwegen zurückgewiesen! mein Glück übersteigt meine Erwartungen, gleich wie mein Unglück meine Besorgniß übertroffen hat. Geben Sie mir diesen herrlichen Brief, damit ich ihm nacheile im Besitz seiner Opfer. Leben Sie wohl, meine theure Cousine; Amazan ist bei den Cimbern; ich folge ihm auf das Schleunigste.«

Aldea fand, daß ihre Cousine noch verrückter als ihr Bruder Amazan sey; jedoch da sie selbst von dieser Epidemie ergriffen worden, da sie die Annehmlichkeiten und die Pracht Babylons des Scythenkönigs wegen aufgegeben hatte, und da endlich die Damen sich stets für die Thorheiten interessiren, welche die Liebe verursacht hat, so nahm sie zärtlichen Antheil an Formosante's Geschick, wünschte ihr eine glückliche Reise und versprach ihr, ihr bei ihrer Liebe behülflich zu seyn, sofern sie jemals so glücklich seyn würde, ihren Bruder wiederzusehen.

6.

Die Prinzessin von Babylon und der Phönix kamen in kurzer Zeit im Lande der Cimbern an. Es war freilich nicht so bevölkert wie China, jedoch von einem zwiefach größern Umfange. Ehemals hatte es Scythien geglichen; seit einiger Zeit aber befand es sich in einem eben so blühenden Zustande, wie diejenigen Reiche, welche andern Staaten zum Vorbilde zu dienen sich rühmten.

Nach einigen Tagereisen gelangte Formosante zu einer sehr großen Stadt, welche die regierende Kaiserin verschönern ließ. Sie selbst war nicht dort; sie bereis'te da=

mals die Gränzen zwischen Europa und Asien, um mit eigenen Augen ihre Staaten zu schauen, um alle Übel und Gebrechen kennen zu lernen und ihnen abzuhelfen, alles Nützliche zu fördern und aufgeklärte Begriffe überall zu verbreiten.

Einer der ersten Beamten dieser alten Hauptstadt beeilte sich, nachdem er von der Ankunft der Babylonierin und des Phönix benachrichtigt worden, der Prinzessin seine Huldigung darzubringen und ihr alle nur mögliche Ehre zu erweisen, indem er fest überzeugt war, daß seine Gebieterin, die artigste und glanzvollste Fürstin, es ihm Dank wissen werde, eine so große Dame mit derselben Zuvorkommenheit empfangen zu haben, welche sie selbst ihr erzeigt haben würde.

Man räumte Formosante den kaiserlichen Pallast, wovon man einen lästigen Volkshaufen entfernte, zur Wohnung ein, und gab ihr sinnreiche Feste. Der cimbersche hohe Herr, der ein großer Naturforscher war, unterhielt sich sehr viel mit dem Phönix, sobald die Prinzessin sich in ihr Gemach zurückgezogen hatte. Der Phönix gestand ihm, daß er früher wohl die Cimbern besucht habe, jedoch das Land jetzt nicht wiedererkenne. »Wie haben,« sagte er, »in so kurzer Zeit so bewunderungswürdige Veränderungen geschehen können? Es sind noch keine dreihundert Jahre verflossen, seit ich hier die rohe, wilde Natur in ihrer ganzen schreckhaften Gestalt sah; jetzt dagegen finde ich die Künste, den Glanz, den Ruhm und die höchste Geschliffenheit vor.« — »Ein einziger Mann hat dieses große Werk begonnen,« entgegnete der Cimber; »eine Frau hat es vervollkommnet; eine Frau, die sich

als eine größere Gesetzgeberin bewiesen hat, als die Isis der Ägyptier und die Ceres der Griechen. Die meisten Gesetzgeber haben einen zu beschränkten und despotischen Geist besessen, der ihnen nicht verstattet hat, ihre Begriffe auf ein anderes, wie das von ihnen beherrschte Land auszudehnen; jeder hat sein Volk betrachtet, als sey es das einzige auf der Welt, oder als stehe der übrige Theil der Erde ihm feindlich gegenüber. Sie haben demnach Gesetze bloß für dieses einzige Volk gegeben, Gebräuche und eine Religion nur für dasselbe allein eingeführt. So haben sich die durch ihre Steinhaufen so berühmt gewordenen Ägyptier durch ihren barbarischen Aberglauben selbst dumm gemacht und entehrt. Sie halten andere Nationen für unheilig und stehen in keiner Verbindung mit ihnen; und, den Hof ausgenommen, der sich bisweilen über die gemeinen Vorurtheile erhebt, gibt es keinen Ägyptier, der von einer Schüssel würde essen wollen, dessen sich ein Fremder bedient hat. Ihre Priester sind grausam und voller Ungereimtheiten. Besser wäre es, es gäbe gar keine Gesetze und man horchte nur auf die Stimme der Natur, welche unsern Herzen das Gefühl für Recht und Unrecht eingegraben hat, als den Staat so ungeselligen Gesetzen zu unterwerfen.«

»Unsere Kaiserin befolgt einen ganz entgegengesetzten Grundsatz; sie betrachtet ihren unermeßlichen Staat, auf dem alle Meridiane sich vereinigen, als einen Mittelpunkt für alle Völker, welche unter diesen verschiedenen Meridianen wohnen. Ihr erstes Gesetz sprach Toleranz gegen alle Religionen, und Mitleiden mit allen Irrthümern aus. Ihr umfassender Geist hat die Wahrheit anerkannt, daß,

wenn auch der Cultus verschieden, doch überall die Moral dieselbe ist; nach diesem Grundsatze hat sie ihre Nation an alle Nationen der Welt geknüpft, und die Cimbern betrachten die Scandinavier und die Chinesen als ihre Brüder. Sie hat noch mehr gethan; sie hat diese kostbare Toleranz, welche allein das Band ist, welches die Menschen inniger an einander knüpft, auch bei ihren Nachbaren begründen wollen. So hat sie also den Namen: Mutter des Vaterlandes, verdient, und man wird sie Wohlthäterin des Menschengeschlechts nennen, wenn sie so fortfährt.«

»Vor ihr sandten, unglücklicher Weise mächtige, Menschen Mörderschaaren aus, um die Länder unbekannter Pflanzvölker zu verheeren, und das Erbe ihrer Väter mit ihrem Blute zu düngen. Man nannte diese Meuchelmörder Helden, und ihre Räubereien waren ruhmvolle Thaten. Der Ruhm unserer Fürstin ist anderer Art; sie hat Armeen marschiren lassen, um Frieden zu stiften, um die Menschen zu verhindern, sich selbst zu schaden, um sie zu zwingen, sich gegenseitig zu dulden; und ihre Fahnen sind die der öffentlichen Eintracht gewesen.«

Der Phönix, entzückt über alles dasjenige, was ihm dieser Herr erzählte, sprach zu ihm: »Mein Herr, ich bin siebenundzwanzigtausend Jahre und sieben Monate auf der Welt, aber bis jetzt habe ich noch nichts gefunden, was dem gliche, welches ich von Ihnen höre.« Er erkundigte sich darauf bei ihm nach seinem Freunde Amazan, und der Cimber berichtete ihm dasselbe, was man der Prinzessin bei den Chinesen und den Scythen erzählt hatte. Amazan entfloh von allen Höfen, welche er be-

suchte, sobald ihm eine Dame ein Rendezvous geben wollte, der nicht widerstehen zu können er befürchtete. Der Phönix benachrichtigte Formosante alsbald von diesem neuen Beweise von Treue, den Amazan ihr gegeben, von einer Treue, die um so erstaunenswürdiger war, als er nicht ahnen konnte, daß seine Prinzessin stets davon Nachricht erhielt.

Er war nach Scandinavien gereis't. In diesem Lande bot sich seinen erstaunten Blicken ein neues Schauspiel dar. Hier bestanden Königthum und Freiheit in einer Eintracht neben einander, die in andern Staaten unmöglich schien. Die Ackerbauer hatten eben so gut, wie die Großen des Reichs, Theil an der Gesetzgebung, und ein junger Fürst gab den größten Hoffnungen Raum, daß er würdig seyn werde, über eine freie Nation zu gebieten.

Auf einen noch merkwürdigeren Umstand stieß man in dem Nachbarstaate. Hier war der König, durch einen förmlichen Vertrag mit seinem Volke, der einzige Despot auf Erden von Rechts wegen geworden, und zugleich einer der jüngsten und gerechtesten Könige.

Bei den Sarmaten sah Amazan einen Philosophen auf dem Throne; man konnte ihn den König der Anarchie nennen; denn er war das Oberhaupt von hunderttausend kleinen Königen, wovon ein einziger mit einem Worte die Beschlüsse aller übrigen vernichten konnte. Äolus hatte nicht mehr Mühe, alle, ohne Unterlaß mit einander kämpfende Winde im Zaume zu halten, als dieser Monarch anwenden mußte, um die Gemüther zu beschwichtigen; er war ein von ewigem Sturm umgebener Steuer-

mann. Demungeachtet zertrümmerte das Schiff nicht, denn er war ein trefflicher Steuermann.

Amazan wies, während er alle diese, von seinem Vaterlande so sehr verschiedenen Reiche durchreis'te, standhaft alle Gunstbezeigungen des Glückes zurück, die sich ihm darboten; wobei er stets in Verzweiflung war über den Kuß, den Formosante dem Könige von Ägypten gegeben hatte, und in seinem unerschütterlichen Entschlusse beharrte, Formosante einen Beweis seiner beispiellosen und unwandelbaren Treue zu geben.

Die Prinzessin von Babylon und der Phönix folgten ihm überall auf den Fersen, und verfehlten ihn stets um einen oder zwei Tage; so wenig er müde wurde fortzueilen, so wenig verloren sie einen Augenblick, um ihm zu folgen.

Auf diese Weise durchstreiften sie ganz Deutschland. Sie bewunderten die Fortschritte, welche die Vernunft und Philosophie im Norden machten. Alle Fürsten waren hier wohl unterrichtet und verstatteten die Denkfreiheit; ihre Erziehung war nicht solchen Menschen anvertraut worden, deren Interesse es erheischt, ihnen falsche Begriffe beizubringen, oder denen diese Begriffe selbst beigebracht waren; sondern man hatte ihnen die allgemeine Moral und Verachtung alles Aberglaubens eingeprägt. Man hatte ferner aus allen diesen Staaten einen unsinnigen Gebrauch verbannt, der mehrere südliche Länder entnervte und entvölkerte, und der darin bestand, daß man eine unendliche Menge Menschen beider Geschlechter, die ewig von einander getrennt wurden, lebendig in ungeheure Gefängnisse einsperrte und sie schwören ließ, niemals mit einander Ge=

meinschaft zu haben. Dieses Übermaß von Wahnsinn, der Jahrhunderte lang im Schwange war, hatte auf der Erde eine eben so große Verheerung angerichtet, wie die grausamsten Kriege.

Endlich hatten die Fürsten des Nordens einsehen gelernt, daß wenn man Gestütpferde haben wollte, man die stärksten Hengste nicht von den Stuten absondern müsse. Sie hatten außerdem nicht weniger bizarre und nicht weniger nachtheilige Irrthümer vernichtet. Überhaupt wagten die Menschen in diesen großen Ländern vernünftig zu seyn, während man außerdem sie nicht regieren zu können glaubte, sofern sie einfältig wären.

7.

Amazan gelangte jetzt zu den Bataviern; sein Herz wurde bei seinem Grame von einer sanften Freude belebt, als er hier ein schwaches Abbild des glücklichen Gangaridenlandes wiederfand. Er fand hier die Freiheit, die Gleichheit, die Reinlichkeit, Reichthum und Toleranz; jedoch waren die Damen so kalt und unempfindlich gegen alle zarteren Regungen des Herzens, daß ihm keine entgegenkam; wie dies in allen andern Ländern geschehen war; er war also der Mühe des Widerstandes überhoben. Hätte er auf diese Damen einen Angriff machen wollen, so würde sich ihm jede, jedoch ohne Liebe, ergeben haben; allein er war weit entfernt, auf Eroberungen zu denken.

Formosante war nahe daran, ihn bei dieser geschmacklosen Nation einzuholen; es war nur noch ein Augenblick dazwischen.

Amazan hatte mit so großen Lobeserhebungen bei den

Bataviern von einer gewissen Insel, Namens Albion, reden hören, daß er sich entschloß, sich mit seinen Einhörnern dahin einzuschiffen, und das Schiff, worauf er sich befand, trug, von einem günstigen Ostwinde getrieben, ihn in vier Stunden an das Ufer dieses an Berühmtheit Tyrus, und die Insel Atlantis übertreffenden Landes.

Die schöne Formosante, welche ihm nach den Ufern der Düna, Weichsel, Elbe und Weser gefolgt war, langte jetzt an den Mündungen des Rheins an, der seine reißenden Fluthen in das deutsche Meer ergoß.

Sie erfährt, daß ihr theurer Geliebter nach Albions Küsten hinübergesegelt sey; sie glaubt sein Schiff zu sehen und sie erhebt ein lautes Freudengeschrei. Hierüber geriethen alle batavischen Damen in ein großes Erstaunen, da sie keinen Begriff davon hatten, wie ein junger Mann die Veranlassung zu einer so großen Freude seyn könnte. Aus dem Phönix machten sie sich wenig, denn sie hielten dafür, daß seine Federn sich wahrscheinlich nicht so gut würden verkaufen lassen, als die der Enten und der übrigen Vögel ihrer Moräste.

Die Prinzessin von Babylon miethete zwei Schiffe, welche sie und ihr Gefolge nach der glückseligen Insel hinübertragen sollten, die in den Besitz des einzigen Gegenstandes aller ihrer Wünsche, der Seele ihres Lebens, des Gottes ihres Herzens kam.

Ein unglücklicher Westwind erhob sich in demselben Augenblicke, als der treue und unglückliche Amazan in Albion ans Land stieg; die Schiffe der Prinzessin von Babylon konnten daher nicht absegeln. Ein herber Schmerz, eine tiefe Melancholie bemächtigten sich Formosante's; sie

fühlte ihr Herz zusammengepreßt; und in ihrem Kummer legte sie sich zu Bett, um einen günstigen Wind abzuwarten. Allein der widrige Westwind blies acht Tage lang mit unerhörter Heftigkeit. Die Prinzessin ließ sich während dieser, ihr ein Jahrhundert dünkenden Zeit von Irla Romane vorlesen. Die Romane rührten von den Bataviern selbst nicht her, allein da sie die Factoren der Welt waren, so verkauften sie die Geistesprodukte anderer Nationen wie ihre Waaren. Die Prinzessin ließ bei Markus Michel Rey alle Romane kaufen, welche man bei den Ausonen und Wälschen geschrieben hatte, und deren Debit mit vieler Weisheit bei diesen Völkern, um die Batavier zu bereichern, verboten war. Sie hoffte in diesen Erzählungen irgend ein Ereigniß zu finden, welches dem ihrigen gliche, und ihren Schmerz einigermaßen lindern könnte. Irla las, der Phönix sprach dabei seine Ansichten aus, und die Prinzessin fand in der »emporgekommenen Bäuerin,« in dem »Sopha« oder in den »vier Facardinen« nichts, welches in der mindesten Beziehung zu ihren Abentheuern gestanden hätte; jeden Augenblick unterbrach sie Irla, um zu fragen, aus welcher Himmelsgegend der Wind wehe.

8.

Amazan war indessen in seinem, mit sechs Einhörnern bespannten Wagen auf dem Wege nach der Hauptstadt Albions, und mit den Gedanken an seine Prinzessin beschäftigt, als er plötzlich eine in einen Graben geworfene Equipage wahrnahm. Die zu derselben gehörenden Bediente hatten sich entfernt, um nach Hülfe zu gehen;

der Herr der Equipage blieb ruhig in seinem Wagen und legte nicht die geringste Ungeduld an den Tag; er vertrieb sich die Zeit mit Tabakrauchen (denn man rauchte damals). Er nannte sich Milord Whatthen, welches etwa so viel bedeutet, als: »Was liegt daran,« in der Sprache, in welche ich diese Denkwürdigkeiten übersetze.

Amazan eilte herbei, um ihm hülfreiche Hand zu leisten, und so sehr übertraf seine Stärke die anderer Menschen, daß er ganz allein den Wagen wieder aufrichtete. Milord Wasliegtdaran begnügte sich zu sagen: »In der That, ein sehr starker Mann!«

Mittlerweile kamen Bauern aus der Nachbarschaft angelaufen, und da sie sahen, daß man sie nicht mehr brauchte, geriethen sie in Zorn und erboßten sich über den Fremden. Sie nannten ihn einen ausländischen Hund und drohten ihm mit Schlägen.

Amazan packte darauf mit jeder Hand zwei von ihnen und schleuderte sie zwanzig Schritte weit fort; die übrigen geriethen dadurch in Furcht, grüßten ihn und baten um ein Trinkgeld; worauf er ihnen mehr Geld gab, als sie je gesehen hatten. Milord Wasliegtdaran sprach zu ihm: »Ich schätze Euch hoch; speis't mit mir zu Mittage in meinem Landhause, welches nur drei Meilen von hier entfernt ist.« Er stieg darauf in Amazan's Wagen, weil der seinige durch den Umsturz für den Augenblick unbrauchbar geworden war.

Nachdem er eine Viertelstunde mit Schweigen hingebracht hatte, blickte er Amazan an und sagte zu ihm: »Hou do you do?« welches buchstäblich so viel als: »wie thut Ihr thun?« und in der Sprache des

Übersetzers, »wie befindet Ihr Euch?« bedeutet, übrigens in keiner Sprache das Mindeste sagen will; dann setzte er hinzu: »Ihr habt da sechs allerliebste Einhörner;« worauf er zu rauchen fortfuhr.

Der Reisende erwiederte, seine Einhörner ständen ihm zu Dienste. Dann erzählte er dem Andern, daß er aus dem Lande der Gangariden komme und zugleich von der Prinzessin von Babylon, so wie von dem unglücklichen Kusse, den sie dem Könige von Ägypten gegeben habe. Milord Whatthen erwiederte nichts darauf, indem er sich sehr wenig darum bekümmerte, ob es in der Welt einen König von Ägypten und eine Prinzessin von Babylon gebe. Er brachte noch eine Viertelstunde mit Schweigen hin, und fragte dann seinen Reisegefährten auf's Neue, wie er thun thäte, und ob man in dem Lande der Gangariden gutes Rostbeef esse. Amazan entgegnete ihm mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, daß man an den Ufern des Ganges seine Brüder nicht esse, und setzte ihm dann das System aus einander, welches nach vielen Jahrhunderten das des Pythagoras, Porphyrus und Jamblichus wurde; jedoch Milord schlief mittlerweile ein und in einem Zuge fort, bis der Wagen vor seinem Landhause hielt.

Er hatte eine junge und liebenswürdige Frau, die von der Natur ein eben so lebhaftes und gefühlvolles Gemüth erhalten hatte, als das ihres Gemahls indifferent war. Mehrere albionsche hohe Herren waren heute zur Mittagstafel gekommen. Es waren darunter Charactere aller Art; denn da das Land fast immer nur von Fremden beherrscht worden war, so hatten die mit den Fürsten

ins Land gekommenen Familien auch verschiedene Sitten hereingebracht. Einige von der Gesellschaft waren sehr liebenswürdig, Andere mit einem überlegenen Verstande begabt, wieder Andere besaßen eine tiefe Gelehrsamkeit.

Die Gebieterin des Hauses besaß nichts von jener erzwungenen und linkischen Miene, von jener Steifheit, jener falschen Scham, welche man damals den jungen albionschen Frauen vorwarf; keineswegs suchte sie durch eine stolze Haltung und ein affectirtes Schweigen die Unfruchtbarkeit ihrer Ideen und die demüthigende Verlegenheit, nichts sagen zu können, zu verbergen; kaum konnte man eine einnehmendere Frau sehen. Sie empfing Amazan mit aller ihr eigenen Artigkeit und Grazie. Einen besondern Eindruck machte auf sie die ausnehmende Schönheit dieses jungen Fremden und die große Verschiedenheit, welche sie zwischen ihm und ihrem Gemahl fand.

Man ging zur Tafel. Amazan mußte sich zu ihr setzen, und sie reichte ihm alle Arten Puddings, indem sie von ihm erfahren hatte, daß die Gangariden nichts genössen, was von den Göttern das himmlische Geschenk des Lebens erhalten habe. Seine Schönheit, seine Stärke, die Sitten der Gangariden, die Fortschritte der Künste, die Religion und die Staatsverfassung machten den Gegenstand einer eben so angenehmen als lehrreichen Unterhaltung aus. Das Mahl dauerte bis in die Nacht, und Milord Whatthen trank während desselben viel und sprach kein Wort.

Während nach der Tafel Milady den Thee bereitete und ihre Blicke unaufhörlich auf den jungen Mann richtete, unterhielt er sich mit einem Parlamentsmitgliede;

denn man muß wissen, daß es damals schon ein Parlament gab, welches man Versammlung der geistvollen Männer nannte. Amazan erkundigte sich nach der Landesverfassung, nach den Sitten, Gesetzen, Streitkräften, Gebräuchen und Künsten, wodurch dieses Land so hoch stehe, und der Andere gab ihm darüber Folgendes zur Antwort:

»Lange Zeit gingen wir nackt einher, obgleich unser Klima nicht heiß ist. Auch wurden wir lange Zeit wie Sklaven behandelt von Leuten, welche aus dem uralten, von den Fluthen der Tiber bespülten Lande Saturns herübergekommen waren; allein wir selbst haben uns größere Übel zugefügt, als wir von unsern ersten fremden Beherrschern erduldet haben. Einer unserer Könige trieb die Niederträchtigkeit so weit, daß er sich für den Unterthan eines Priesters erklärte, der ebenfalls am Ufer der Tiber wohnte und den man den Alten von den sieben Bergen nannte. Das Geschick der sieben Berge brachte es lange Zeit mit sich, über einen großen Theil des damals von Wilden bewohnten Europa's zu herrschen.«

»Auf diese Zeiten des verächtlichen Joches folgten Jahrhunderte der Barbarei und Anarchie. Unser Land, auf dem es noch stürmischer zuging, als auf den uns umgebenden Meeren, wurde durch unsere Zwietracht ausgeplündert und mit Blut gedüngt; mehrere gekrönte Häupter wurden hingerichtet; mehrere hundert Prinzen aus königlichem Geblüt starben auf dem Schaffotte; man riß allen ihren Anhängern das Herz aus dem Leibe und schlug sie damit ins Gesicht. Der Henker hätte die Geschichte

unseres Landes schreiben müssen, weil er es war, der die wichtigsten Angelegenheiten beendigte.«

»Nicht vor gar langer Zeit noch setzten, um das Unglück auf den höchsten Gipfel zu bringen, einige mit schwarzen Mänteln bekleidete Personen und andere, welche über ihre Jacke ein weißes Hemd zogen, nachdem sie von tollen Hunden gebissen worden, die ganze Nation in Wuth. Alle Bürger waren entweder Mörder oder sie wurden ermordet, sie waren entweder Henker oder sie wurden hingerichtet, sie raubten und plünderten oder sie wurden Sklaven, und dies alles im Namen des Herrn und ihn suchend.«

»Wer hätte glauben sollen, daß aus diesem erschrecklichen Verderben, aus diesem Chaos von Zwistigkeiten, Barbarei, Ignoranz und Fanatismus am Ende noch die vollkommenste Verfassung, die es vielleicht auf Erden gibt, hervorgehen würde? Ein geehrter und reicher König, allmächtig, um Gutes, unvermögend, um Böses zu thun, steht an der Spitze einer freien, kriegerischen, handeltreibenden und aufgeklärten Nation. Die Großen einerseits und die Repräsentanten der Städte anderseits theilen die Gesetzgebung mit dem Monarchen.«

»Vermöge eines merkwürdigen Geschickes zerfleischten Unordnung, Bürgerkriege, Anarchie und Armuth das Land, sobald die Könige die willkührliche Regierung liebten. Dagegen herrschten nur dann Ruhe, Reichthum und öffentliche Glückseligkeit bei uns, wann die Könige einsahen, daß sie nicht absolut seyen. Alles gerieth in Verwirrung, wenn man über unverständliche Dinge sich stritt; dagegen war alles in der besten Ordnung, wenn man sie ver-

achtete. Unsere siegreichen Flotten verbreiten unsern Ruhm über alle Meere, und die Gesetze gewähren unserm Eigenthum Sicherheit, und nie kann ein Richter sie willkührlich auslegen; nie fällt man ein Urtheil, zu dem nicht die Entscheidungsgründe angegeben werden. Wir würden die Richter, Meuchelmördern gleich, bestrafen, wenn sie es wagen würden, einen Mitbürger den Tod erleiden zu lassen, ohne die Zeugnisse bekannt zu machen, welche ihn anklagen, und das Gesetz, welches ihn verdammt.«

»Es ist wahr, es gibt noch stets bei uns zwei Parteien, welche sich einander mit der Feder und durch Intriguen bekämpfen; aber dagegen sind sie jeder Zeit dann einig, wann es sich darum handelt, die Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Freiheit zu ergreifen. Diese beiden Parteien bewachen sich gegenseitig, und verhindern sich gegenseitig, das geheiligte Depot der Gesetze zu verletzen; sie hassen sich, aber sie lieben den Staat; es sind eifersüchtige Liebhaber, welche um die Wette derselben Geliebten dienen.«

»Von demselben Geiste geleitet, der uns die Rechte der menschlichen Natur hat kennen und aufrecht erhalten lernen, haben wir auch die Wissenschaften auf den höchsten Punkt gebracht, wohin sie unter den Menschen gelangen können. Ihre Ägyptier, welche für so große Mechaniker gelten, Ihre Indier, welche man für so große Philosophen hält, Ihre Babylonier, welche von sich rühmen, die Sterne vierhundertdreißigtausend Jahre lang beobachtet zu haben, die Griechen, welche so viele Phrasen und so wenige reelle Dinge geschrieben haben, wissen durchaus nichts in Vergleich mit unsern geringsten Schülern,

welche die Entdeckungen unserer großen Meister studirt haben. Wir haben der Natur in hundert Jahren mehr Geheimnisse entrissen, als das menschliche Geschlecht in vielen Jahrhunderten in ihr entdeckt hatte.«

»Dies ist der wahre Standpunkt, auf dem wir jetzt stehen. Ich habe Ihnen weder das Gute noch das Böse, weder unsere Schandflecken noch unsern Ruhm verhehlt; auch habe ich nichts übertrieben.«

Amazan fühlte sich nach dieser Erzählung von dem Wunsche beseelt, sich mit jenen erhabenen Wissenschaften bekannt zu machen, von denen er gehört hatte; und wenn seine Leidenschaft für die Prinzessin von Babylon, seine kindliche Ehrfurcht gegen seine Mutter, welche er verlassen hatte, und seine Vaterlandsliebe nicht sein zerrissenes Herz durchdrungen hätten, so würde er gern sein Leben auf der Insel Albion hingebracht haben; aber jener unglückliche, dem Könige von Ägypten von seiner Prinzessin gegebene Kuß ließ seinem Geiste nicht die Unbefangenheit zu Theil werden, um die höheren Wissenschaften zu studiren.

»Ich gestehe Ihnen,« sprach er, »daß, da ich es mir zum Gesetz gemacht habe, die Welt zu durchstreifen und mir selbst zu entgehen, ich neugierig bin, jenes uralte Land des Saturns, jenes Volk an der Tiber und von den sieben Bergen, dem Ihr Vaterland früher unterwürfig gewesen ist, kennen zu lernen; ohne Zweifel muß dies das erste Volk der Erde seyn.« — »Ich rathe Ihnen,« entgegnete der Andere, »die Reise dahin zu machen, zumal Sie die Musik und die Malerei lieben. Wir selbst reisen bisweilen zu den sieben Bergen, um unsere Lange-

weile zu verbannen. Aber erstaunen werden Sie, wann Sie die Nachkommen unserer frühern Beherrscher erblikken werden.«

Diese Unterhaltung dauerte lange. Obgleich der schöne Amazan im Gehirn sich etwas angegriffen fühlte, so sprach er doch mit so vieler Annehmlichkeit, seine Stimme war so einnehmend, sein Anstand so edel und liebenswürdig, daß sich die Gebieterin des Hauses nicht enthalten konnte, sich ihrerseits auf das innigste mit ihm zu unterhalten. Sie drückte ihm zärtlich die Hand, während sie mit ihm sprach, und blickte ihn mit feuchten, von Thränen funkelnden Augen an, welche von jeder Schnellkraft der Seele belebt waren. Jedes Wort, jeder Augenblick, jeder Blick entflammten ihre Leidenschaft. Sie behielt ihn nicht allein zum Abendessen zurück, sondern lud ihn auch ein, in ihrem Hause zu übernachten; und sobald sich Alles zur Ruhe begeben hatte, schrieb sie ihm ein kleines Billet, indem sie nicht zweifelte, daß er ihr den Hof in ihrem Bette machen werde, während Milord Wasliegtdaran in dem seinigen schlief. Amazan hatte wiederum den Muth, ihr zu widerstehen; so vermag eine thörichte Idee, die sich in einer starken und tief verwundeten Seele festgesetzt hat, die wunderbarsten Wirkungen hervorzubringen.

Amazan sandte, seiner Gewohnheit nach, der Dame eine ehrfurchtsvolle Antwort, worin er ihr die Heiligkeit seines Eides vorstellte, und seine strenge Pflicht, der Prinzessin von Babylon zu zeigen, wie er seine Leidenschaften zu dämpfen wisse. Darauf ließ er seine Einhörner anschirren und reis'te nach Batavien zurück, worüber die

ganze Gesellschaft in Erstaunen, und die Dame des Hauses in Verzweiflung gerieth. In dem Übermaße ihres Schmerzes ließ sie Amazans Brief fallen, so daß Milord Wasliegtdaran ihn am folgenden Tage zu lesen bekam. »Ei! welch' alberne Possen!« sagte er, indem er die Achseln zuckte; und ging darauf mit einigen Betrunkenen aus der Nachbarschaft auf die Fuchsjagd.

Amazan war mittlerweile schon auf dem Meere und besah eine geographische Karte, welche ihm das gelehrte Parlamentsmitglied, mit dem er sich bei Milord Wasliegtdaran unterhalten, geschenkt hatte. Mit Erstaunen erblickte er einen großen Theil der Erde auf einem Blatte Papier.

Seine Blicke und seine Einbildungskraft schweiften auf diesem kleinen Raume umher; er betrachtete die Donau, den Rhein und die Tyroler Alpen, welche damals mit anderen Namen bezeichnet waren, und alle Länder, durch welche er, bevor er nach der Stadt der sieben Berge kam, reisen mußte; vor Allem aber warf er die Blicke auf das Land der Gangariden, auf Babylon, wo er seine theure Prinzessin gesehen, und auf die unglückliche Gegend von Bassora, wo sie dem Könige von Ägypten einen Kuß gegeben hatte. Er seufzte, er vergoß Thränen; aber er gestand zu, daß der albionsche Gelehrte, welcher ihm das Weltall im Kleinen geschenkt, nicht Unrecht gehabt, wenn er sagte, daß man an den Ufern der Themse tausend Mal mehr wisse, als an denen des Nils, des Euphrat und des Ganges.

Während er nach Batavien zurückkehrte, eilte Formosante auf ihren beiden Schiffen, welche mit vollen Se=

geln die Fluten durchschnitten, Albion zu; Amazans Schiff und Formosante's begegneten sich, ja, berührten sich fast; die beiden Geliebten waren einander so nah und konnten dies dennoch nicht ahnen. Ach! wenn sie es gewußt hätten, aber das gebieterische Geschick erlaubte es nicht.

9.

Sobald Amazan auf dem ebenen und kothigen Lande der Batavier wieder angekommen war, reis'te er mit Blitzesschnelle nach der Stadt der sieben Berge ab. Er mußte durch den südlichen Theil Deutschlands reisen. Auf jeder Strecke von vier Meilen traf er einen Fürsten und eine Fürstin, Ehrendamen und Bettler an. Er war erstaunt über die Coquetterien, womit ihn diese Damen und Ehrendamen überall mit ihrer deutschen Treuherzigkeit empfingen, und er wies alle ihre Zuvorkommenheiten mit bescheidenem Weigern zurück. Nachdem er über die Alpen gekommen war, schiffte er sich im dalmatischen Meere ein und landete in einer Stadt, welche in keiner Hinsicht irgend einer von denen glich, die er bisher gesehen hatte. Das Meer bildete die Straßen und die Häuser schwebten über dem Wasser. Die wenigen öffentlichen Plätze dieser Stadt waren mit Männern und Frauen bedeckt, welche ein doppeltes Gesicht hatten, nämlich das, was ihnen die Natur geschenkt hatte, und ein anderes, schlecht bemaltes von Pappe, welches jenes bedeckte, so daß die Nation aus Gespenstern zusammengesetzt schien. Die Fremden, welche in dieses Land kamen, kauften sich sofort ein Gesicht, wie man sich anderwärts mit Mützen

und Schuhen versieht. Amazan verachtete diese widernatürliche Mode, und stellte sich so dar, wie er war. In der Stadt befanden sich zwölftausend Mädchen, welche in das große Buch der Republik eingeschrieben waren; sie waren dem Staate nützlich, und trieben den vortheilhaftesten und angenehmsten Handel, der je eine Nation bereichert hat. Die gewöhnlichen Kaufleute sandten mit großen Kosten und Gefahren ihre Waaren nach dem Orient; diese schönen Negoziantinnen trieben dagegen ohne Gefahr ihren durch ihre Reize sich täglich erneuernden Handel. Sie erschienen sämmtlich vor dem schönen Amazan, und boten ihm die Wahl an. Er entfloh auf das schnellste, indem er den Namen der unvergleichlichen Prinzessin von Babylon aussprach und bei den unsterblichen Göttern eidlich betheuerte, daß sie schöner, als alle die zwölftausend venetianischen Mädchen sey. »Erhabene Spitzbübin,« rief er in seiner höchsten Aufregung aus, »ich werde Dich lehren, treu zu seyn!«

Endlich boten sich die gelben Fluten der Tiber, verpestete Moräste, magere, abgezehrte, dürre, mit alten durchlöcherten Mänteln, welche eine trockene, lederfarbene Haut blicken ließen, umhüllte Menschen seinen Augen dar, und verkündeten ihm, daß er sich am Thore der Stadt der sieben Berge befinde, jener Stadt der Helden und Gesetzgeber, welche einen großen Theil der Erde erobert und civilisirt hatten.

Er hatte sich vorgestellt, er werde an der Triumphpforte fünfhundert von Helden commandirte Bataillons und im Senate eine Versammlung von Halbgöttern, die der Welt Gesetze gäben, finden; allein statt einer Armee

erblickte er einige dreißig Landstreicher, welche aus Furcht vor den Strahlen der Sonne mit einem Sonnenschirm die Wache bezogen. Er kam zu einem Tempel, der ihm zwar schön, aber doch nicht in dem Grade wie der zu Babylon, schien, und er war sehr erstaunt, darin eine von Männern mit Weiberstimmen ausgeführte Musik zu hören.

»Es ist doch ein sonderbares Land,« sprach er, »dieses uralte Land des Saturns. Ich habe darin eine Stadt gesehen, wo man bei Niemanden das Gesicht erblickte, und hier finde ich eine andere, wo man bei den Männern weder ihren Bart sieht, noch ihre Stimme hört. Man sagte ihm, daß diese Sänger keine Männer mehr seyen, indem man ihnen ihre Mannbarkeit genommen, damit sie die Lobgesänge auf eine unendliche Menge von verdienstvollen Leuten auf eine lieblichere Weise sängen. Amazan verstand nichts von diesem allen. Die Herren, mit denen er sich unterhielt, baten ihn, zu singen, und er sang mit seiner gewöhnlichen Grazie eine gangaridische Arie. Er sang einen sehr schönen Alt. »Ach! mein Herr,« ertönte es aus Aller Munde, »welch' herrlichen Sopran würden Sie haben; ach! wenn ....« — »Wie so, wenn? was meinen Sie?« — »Ach! mein Herr!....« — »Nun?« — »Wenn Sie keinen Bart hätten.« Darauf setzten sie ihm auf eine drollige Weise und ihrer Gewohnheit gemäß, mit sehr komischen Geberden auseinander, was sie meinten. Amazan gerieth in das größte Staunen. »Ich habe viel gereis't,« sprach er, »aber von einem solchen Einfall habe ich noch nie reden hören.«

Nachdem der Gesang beendigt war, begab sich der

Alte von den sieben Bergen mit großem Gefolge an die Thür des Tempels, durchschnitt kreuzweise die Luft mit aufgehobenem Daumen, zwei ausgestreckten und zwei eingelegten Fingern, und sprach in einer Sprache, die nicht mehr gesprochen wurde, die Worte aus: Der Stadt und der Welt *). Der Gangaride konnte nicht begreifen, wie zwei Finger so weit reichen könnten.

Bald darauf sah er den Hof des Herrn der Welt vorüberziehen; er bestand aus ernsthaften Personen, die theils mit rothen, theils mit violetten Gewändern bekleidet waren; fast alle betrachteten den schönen Amazan mit süßen Blicken; sie verbeugten sich gegen ihn und sprachen einer zu dem andern: San Martino, che bel' ragazzo! San Pancratio, che bel' fanciullo **)!

Die Personen, deren Geschäft es war, den Fremden die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, beeilten sich, ihn zu alten Gebäuden zu führen, in denen selbst ein Maulthiertreiber die Nacht nicht würde haben zubringen wollen, welche aber ehemals würdige Denkmäler der Größe eines königlichen Volkes gewesen waren. Er sah auch Gemälde, welche zweihundert, und Statuen, welche über zweitausend Jahre alt waren und ihm Meisterwerke zu seyn schienen. »Bringen Sie noch jetzt solche Werke hervor?« fragte er. — »Nein, Ew. Exc.,« erwiederte einer der Ciceronen; »aber wir verachten den übrigen Theil der Erde, der solche Seltenheiten nicht aufzuweisen hat. Wir sind gewissermaßen Trödler, und erlangen unsern

---

*) Urbi et Orbi.

**) O heiliger Martin, welch' schöner Junge! O heiliger Pancraz, welch' schöner Knabe! Anm. d. Übers.

Ruhm aus alten Kleidern, welche in unsern Magazinen zurückbleiben.«

Amazan wollte den Pallast des Fürsten sehen; man führte ihn dahin. Er sah hier Leute in violetten Kleidern, welche die als Staatseinkünfte eingegangenen Gelder zählten; theils waren sie aus einem Lande an der Donau, theils aus einem andern an der Loire oder an dem Guadalquivir, oder endlich aus einem Lande an der Weichsel eingegangen. »Ei, ei!« sprach Amazan, nachdem er seine Karte angesehen hatte, »Ihr Gebieter besitzt also ganz Europa, gleich jenen vormaligen Helden der sieben Berge?« — »Dem göttlichen Rechte zufolge muß er eigentlich die ganze Welt beherrschen,« erwiederte ihm ein Violetter; »auch gab es eine Zeit, wo seine Vorgänger von einer Universalmonarchie nicht weit entfernt waren; jedoch deren Nachfolger haben die Güte gehabt, sich mit etwas Geld zu begnügen, welches die Könige, ihre Unterthanen, ihnen als Tribut bezahlen.«

»Ihr Herr ist also wirklich der König der Könige, und führt diesen Titel?« fragte Amazan. — »Nein, Ew. Exc., sein Titel ist: K n e c h t d e r K n e c h t e; er ist ursprünglich Fischer und Thürhüter, und deswegen sind Netze und Schlüssel die Embleme seiner Würde; aber trotz dem, erläßt er an alle Könige Befehle. Vor nicht gar langer Zeit sandte er einem Könige im Lande der Celten hundert und einen Befehl zu, und der König gehorchte.«

»Ihr Fischer,« sprach Amazan, »wird sonder Zweifel stets eine Macht von fünf oder sechsmal hunderttausend Mann zur Hand haben, um die Vollziehung seiner hundert und ein Befehle zu erzwingen.«

»Keinesweges, Ew. Exc.; unser heiliger Gebieter besitzt kaum so viel, um zehntausend Mann unterhalten zu können; dagegen aber stehen unter unmittelbaren Befehlen vier bis fünftausend göttliche Propheten, welche in den Ländern umher zerstreut sind. Diese Propheten von allen Farben werden, wie sich gebührt, auf Kosten des Volks ernährt; sie verkünden im Namen des Himmels, daß unser Gebieter mit seinen Schlüsseln alle Schlösser und vor allem die der Geldkasten öffnen und verschließen kann. Ein normännischer Priester, dessen Geschäft bei dem Ihnen schon genannten Könige darin besteht, der Vertraute seiner Gedanken zu seyn, wußte ihn zu bereden, daß er ohne Einwendungen den hundert und einem Gedanken meines Herrn gehorchen müsse; denn Sie müssen wissen, daß eins der Vorrechte des Alten von den sieben Bergen darin besteht, stets Recht zu haben, er mag nun zu sprechen oder zu schreiben geruhen.«

»Wahrlich,« sprach Amazan, »ein merkwürdiger Mann; ich bin sehr begierig, mit ihm zu Mittage zu speisen.« — »Ew. Exc., wären Sie selbst König, so könnten Sie nicht an seiner Tafel speisen; alles was er für Sie thun könnte, wäre, daß er Sie an einem kleinern und niedrigern, als der seinige ist, neben sich Platz nehmen ließe. Wenn Sie jedoch die Ehre haben wollen, mit ihm zu reden, so werde ich für Sie um eine Audienz bei ihm nachsuchen, vermittelst der buona mancia *), welche Sie die Güte haben werden, mir zu geben.« — »Sehr gern,« versetzte der Gangaride. Der Violette verneigte

*) Des guten Trinkgeldes. Anm. d. Übers.

sich. »Ich werde Sie morgen einführen,« sagte er darauf; »Sie werden drei Kniebeugungen machen, und dem Alten von den sieben Bergen die Füße küssen.« Bei diesen Worten brach Amazan in ein so starkes Gelächter aus, daß er fast erstickt wäre; er hielt sich die Seiten beim Hinausgehen und lachte so heftig, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Auch nachdem er in seinem Gasthofe wieder angekommen war, mußte er fortlachen.

Während er zu Mittage speis'te, erschienen zwanzig Männer ohne Bart und eben so viele Violinisten, welche ihm ein Concert gaben. Am Nachmittage erzeigten ihm die angesehensten Herren der Stadt die größten Artigkeiten; und sie machten ihm Anträge, die noch sonderbarer waren, als der, dem Alten von den sieben Bergen die Füße zu küssen. Da er äußerst höflich war, so glaubte er anfangs, daß diese Herren ihn für eine Dame hielten, und machte sie auf die sittsamste Weise auf diesen Irrthum aufmerksam. Aber da sich zwei oder drei der entschlossensten Violetten zu eifrig gegen ihn bezeigten, so warf er sie zum Fenster hinaus, ohne zu glauben, der schönen Formosante ein großes Opfer dadurch darzubringen. Er verließ nun auf das schleunigste die Stadt der Herren der Welt, wo man einem Alten den Fuß küssen sollte, als wenn seine Wange beim Fuße wäre, und wo man den jungen Leuten mit noch wunderlicheren Ceremonien entgegenkam.

10.

Nachdem Amazan von Provinz zu Provinz gereis't

war, Lockungen aller Art jederzeit widerstanden hatte, der Prinzessin von Babylon stets treu geblieben war, und fortwährend seinen Haß gegen den König von Ägypten im Herzen tragend, kam dieses Muster von Beständigkeit endlich zu der neuen Hauptstadt der Gallier. Die Stadt hatte, gleich so vielen andern, alle Grade der Barbarei, der Unwissenheit, der Dummheit und des Elends durchgemacht. Ihr anfänglicher Name war, Dreck und Koth; darauf nahm sie den Namen Isis an, wegen des auch bis zu ihr gedrungenen Cultus dieser Göttin. Ihr erster Senat bestand aus einem Haufen Schiffer. Lange Zeit war sie Sklavin der plündernden Helden von den sieben Bergen gewesen, und nach mehreren Jahrhunderten hatten sich andere raubende Helden, welche vom jenseitigen Rheinufer herübergekommen waren, ihres kleinen Gebietes bemächtigt.

Die Alles verwandelnde Zeit hatte endlich aus ihr eine Stadt gemacht, deren eine Hälfte ein sehr edles und schönes Ansehen hatte, wovon die andere aber ein wenig plump und lächerlich sich ausnahm, und das Emblem der Bewohner war. Es wohnten in ihr wenigstens hunderttausend Menschen, die nichts zu thun hatten, als zu spielen und sich zu belustigen. Diese Müßiggänger beurtheilten die Künste, worauf sich Andere legten. Sie wußten nichts von dem, was am Hofe vorging, obgleich sie nur einige Stunden von ihm entfernt waren. Im Ganzen schienen ihrer ungefähr sechsmal hunderttausend zu seyn. Die gesellschaftlichen Annehmlichkeiten, die Fröhlichkeit und Frivolität war ihnen allein eine Sache von Wichtigkeit; man regierte sie wie Kinder, denen man

Spielzeug gibt, damit sie nicht schreien. Erzählte man ihnen von den Gräueln, denen vor zweihundert Jahren ihr Vaterland Preis gegeben war, und von den schrecklichen Zeiten, wo die eine Hälfte der Nation die andere wegen Sophismen gemordet hatte, so sagten sie, dies sey in der That nicht recht gewesen, und fingen dann an zu lachen und Vaudevilles zu singen.

Je geschliffener, einnehmender und liebenswürdiger die Müßiggänger waren, um so mehr nahm man einen traurigen Contrast zwischen ihnen und Vereinen von Geschäftsmännern wahr.

Unter diesen Geschäftsmännern, oder die es wenigstens zu seyn behaupteten, befand sich ein Haufe von düstern Fanatikern, zur Hälfte Unsinnige, zur Hälfte Schurken, deren bloßer Anblick die Welt empörte, und die sie würden über den Haufen geworfen haben, um sich etwas Ansehen zu geben, wenn sie gekonnt hätten. Aber die Nation der Müßiggänger ließ bei ihrem Tanzen und Singen sie in ihre Höhlen kriechen, gleich wie die Vögel die Eulen nöthigen, sich in die Löcher alter Gebäude zu verbergen.

Andere Geschäftsmänner in geringerer Zahl waren die Bewahrer alter barbarischer Gesetze, gegen welche sich die empörte Natur mit lauter Stimme erhob; sie fragten bloß ihre von den Würmern zernagten Register um Rath, und wenn sie darin einen unsinnigen und schaudervollen Gebrauch fanden, so betrachteten sie ihn als ein geheiligtes Gesetz. In Folge dieser feigen Gewohnheit, kein Selbstnachdenken zu wagen, und aus den Trümmern derjenigen Zeiten die Ideen zu schöpfen, wo man nur in der

Stadt der Vergnügungen dachte, herrschten noch barbarische Sitten. Aus derselben Ursache standen die Strafen in keinem Verhältnisse zu den Verbrechen. Man quälte bisweilen Unschuldige auf die martervollste Weise, um von ihnen das Geständniß eines Verbrechens zu erpressen, welches sie nicht begangen hatten.

Man bestrafte die Unbesonnenheit eines jungen Mannes, als wäre sie eine Vergiftung oder ein Vatermord gewesen. Die Müßiggänger erhoben darüber ein lautes Geschrei, und am folgenden Tage dachten sie nicht mehr daran, und sprachen nur von neuen Moden.

Dieses Volk hatte ein ganzes Jahrhundert verfließen sehen, in welchem die schönen Künste sich zu einem Grade der Vollkommenheit erhoben, wie man wohl nie vermuthet hätte; die Fremden kamen jetzt wie zu einem Babylon herbei, um die erhabenen Denkmäler der Baukunst, die Wunder der Gärten, die erhabenen Schöpfungen der Bildhauerkunst und der Malerei zu bewundern. Sie wurden entzückt über eine Musik, welche zum Herzen drang, ohne das Ohr zu erschüttern.

Die wahre Poesie, das heißt, diejenige, welche natürlich und harmonisch ist, welche eben so sehr das Herz anspricht, wie dem Verstande zusagt, war bei dieser Nation nur während dieses glücklichen Jahrhunderts zu finden. Die Beredtsamkeit zeigte sich von ihrer herrlichsten Seite und entwickelte erhabene Schönheiten. Die Theater insbesondere boten Meisterwerke dar, denen nie ein anderes Volk gleichgekommen ist. Endlich trat der gute Geschmack bei allen Zweigen des menschlichen Wissens her-

vor, und es gab treffliche Schriftsteller, selbst unter den Druiden.

So viele Lorbeeren, welche die Köpfe bis zu den Wolken emporgehoben hatten, trockneten bald in einem erschöpften Erdreich. Es waren nur noch einige wenige übrig, deren Blätter aber ein blasses und welkes Grün zeigten. Dieser Verfall wurde durch die Leichtigkeit des Schaffens und durch die Trägheit, etwas Gutes zu schaffen, durch die Sättigung am Schönen und durch den Geschmack am Bizarren erzeugt. Die Eitelkeit beschützte Künstler, welche die Zeiten der Barbarei wieder herbeiführten; und eben dieselbe Eitelkeit, welche das wahre Talent verfolgte, zwang es, das Vaterland zu verlassen, und die Hornisse verjagten die Bienen.

Wahrhafte Kunst, ein echtes Genie war kaum mehr zu finden; das Verdienst bestand darin, in den Tag hin über das Verdienst des verflossenen Jahrhunderts abzuurtheilen. Der Farbenklekser der Mauern einer Schenke bekrittelte mit gelehrter Miene die Gemälde der großen Meister, und die Tintenklekser entstellten die Werke der großen Schriftsteller. Die Ignoranz und der schlechte Geschmack hatten wiederum andere Raisonneurs in ihren Diensten. Man wiederholte dieselben Dinge in hundert Bänden mit verschiedenen Titeln. Die ganze Literatur bestand entweder in Wörterbüchern oder in Brochüren. Ein druidischer Zeitungsschreiber ließ zwei Mal wöchentlich die obscuren Annalen einiger besessener Ignoranten der Nation und Erzählungen von himmlischen Wunderwerken, die in Dachwohnungen von kleinen Bettlern und Bettlerinnen verrichtet worden, erscheinen; andere schwarzgeklei-

dete Erdruiden, die fast vor Wuth und Hunger vergehen wollten, beklagten sich in hundert Schriften bitter darüber, daß man ihnen nicht mehr gestatte, Menschen zu betrügen, und daß man dieses Recht graugekleideten Ziegenböcken einräume. Einige Erzdruiden ließen Schmähschriften drucken.

Amazan wußte nichts von diesem allen; und wäre es ihm auch bekannt gewesen, so würde er sich doch durchaus nicht darum bekümmert haben, da er nur an die Prinzessin von Babylon, an den König von Ägypten und an seinen unverletzlichen Eid dachte, alle Coquetterien der Damen in jedem Lande, wohin sein Gram ihn führte, zu verachten.

Die leichtfertigen, unwissenden und jene dem menschlichen Geschlecht eigne Neugierde bis zum Extrem treibenden Bewohner der gallischen Hauptstadt konnten nicht aufhören, seine Einhörner zu begaffen, und die vernünftigern Frauen sprengten die Thüren seines Gasthofes, um ihn selbst zu betrachten.

Er bezeugte anfänglich seinem Wirthe seinen Wunsch, sich nach Hofe zu begeben; aber Müßiggänger von der guten Gesellschaft, welche zufällig anwesend waren, sagten ihm, daß dies keine Mode mehr sey, daß sich die Zeiten sehr geändert hätten, und daß man nur noch Vergnügen in der Stadt finden könne. Noch denselben Abend wurde er zum Abendessen von einer Dame eingeladen, deren Geist und Talente auch außerhalb ihres Vaterlandes bekannt waren, und welche einen Theil der Länder besucht hatte, durch welche Amazan gereis't war. Ihm gefiel diese Dame und die bei ihr versammelte Gesellschaft

sehr. Die Freiheit hielt sich in den Schranken der Sittlichkeit, die Fröhlichkeit war nicht lärmend, die Wissenschaft hatte hier nichts Zurückstoßendes und der hier herrschende Geist nichts Steifes. Er sah ein, daß der Name »gute Gesellschaft« kein leerer sey, obgleich oft usurpirt werde. Am folgenden Tage speis'te er in einer nicht weniger liebenswürdigen, aber voluptuösern Gesellschaft zu Mittage. Je mehr er Wohlgefallen an seinen Mitgästen zu erkennen gab, desto zufriedener war man mit ihm. Er fühlte, daß sein Herz erweicht und aufgelöst wurde, gleich wie die Gewürze seines Vaterlandes bei einem gelinden Feuer sich allmählig auflösen und als köstliche Wohlgerüche verdunsten.

Nach dem Mittagsmahl führte man ihn zu einem bezaubernden Schauspiel, welches die Druiden verdammten, weil es ihnen die Zuhörer raubte, worauf sie am meisten eifersüchtig waren. Dieses Schauspiel bestand aus lieblichen Versen, aus herrlichen Gesängen, aus Tänzen, welche die Bewegungen der Seele ausdrückten, und aus Perspectiven, welche das Auge mit ihren Täuschungen entzückten. Diese Art Vergnügen, welche so manchen andern glich, war nur unter einem fremden Namen bekannt; es hieß Opera, welche vormals in der Sprache der sieben Berge Arbeit, Sorgfalt, Beschäftigung, Betriebsamkeit, Unternehmung, Thätigkeit, Geschäft, bedeutete. Dieses Geschäft bezauberte ihn. Insbesondere entzückte ihn ein Mädchen durch ihre melodische Stimme und die damit verknüpfte Grazie; nach dem Schauspiel wurde sie ihm von seinen neuen Freunden vorgestellt. Er schenkte ihr eine Handvoll Diamanten. Sie

war dagegen so erkenntlich, daß sie ihn den übrigen Theil des Tages nicht verlassen konnte. Er speis'te mit ihr zu Abend — und er vergaß nicht allein seine Enthaltsamkeit, sondern auch nach der Mahlzeit seinen Eid, stets unempfindlich gegen die Schönheit, und unerbittlich gegen die zärtlichen Coquetterien zu seyn. Welches Beispiel von menschlicher Schwachheit!

Mittlerweile kam die Prinzessin von Babylon mit dem Phönix, ihrer Kammerfrau Irla und ihrer zweihundert, auf Einhörnern reitenden gangaridischen Rittern zur Stadt. Sie mußte lange warten, ehe man ihr die Thore öffnete. Sie fragte sogleich, ob der schönste, der muthigste, der geistvollste und treueste Mann noch hier sey. Man merkte bald, daß sie Amazan meine. Sie ließ sich nach seinem Gasthofe führen; sie trat hinein mit einem von Liebe pochenden Herzen; ihre ganze Seele war durchdrungen von der unaussprechlichen Freude, endlich ihren Geliebten und das Muster der Beständigkeit wiederzusehen. Nichts konnte sie abhalten, in sein Schlafzimmer zu gehen; sie schlug die Vorhänge aus einander — und sah den schönen Amazan in den Armen einer allerliebsten Brünette ruhen. Beide bedurften im höchsten Grade der Ruhe.

Formosante, von Schmerz ergriffen, stieß einen so lauten Schrei aus, daß das ganze Haus davon wiederhallte, wodurch aber weder ihr Cousin, noch seine Bettgefährtin erweckt wurde. Ohnmächtig sank die Prinzessin in die Arme ihrer Kammerfrau. Sobald sie wieder zu sich selbst gekommen war, eilte sie aus dieser unglücklichen Kammer mit einem Herzen voll Wuth und Schmerz fort,

Irla erkundigte sich, wer diese junge Demoiselle sey, welche so süße Stunden mit dem schönen Amazan zubringe. Man sagte ihr, daß es eine sehr gefällige Dame sey, welche neben ihren übrigen Talenten auch das besitze, mit sehr vieler Grazie zu singen. »O, gerechter Himmel! o, allmächtiger Orosmades!« rief die Prinzessin ganz in Thränen aus, »durch wen und für wen bin ich verrathen! So opfert also der, welcher so vielen Prinzessinnen widerstanden, seine Treue gegen mich einer Possenreißerin bei den Galliern auf! Nein, diesen Schimpf werde ich nimmer überleben können.«

»Meine hohe Gebieterin,« sprach Irla zu ihr, »so sind die jungen Leute von einem Ende der Welt bis zum andern alle beschaffen; und liebten sie auch eine vom Himmel herabgestiegene Schönheit, so würden sie ihr doch in gewissen Augenblicken ungetreu werden und sich einer Magd in einer Schenke hingeben.«

»Ich bin fest entschlossen,« sagte die Prinzessin, »ich werde ihn in meinem Leben nicht wiedersehen; wir wollen sofort abreisen und man schirre meine Einhörner an.« Der Phönix beschwor sie, wenigstens zu warten, bis Amazan erwacht sey und mit ihr reden könne. »Er verdient es nicht,« sagte die Prinzessin; »wie könnt Ihr mich so grausam beleidigen; er könnte glauben, ich hätte Euch gebeten, ihm Vorwürfe zu machen, und ich wolle mich mit ihm wieder aussöhnen; wenn Ihr mich liebt, so häuft nicht diese Beleidigung zu der, welche er mir zugefügt hat.« Der Phönix, der, anderer Dinge zu geschweigen, der Prinzessin sein Leben verdankte, konnte ihr nicht ungehorsam seyn. Sie reis'te also mit ihrem ganzen Ge-

folge ab. »Wohin reisen wir?« fragte Irla ihre Gebieterin. — »Ich weiß es selbst nicht,« entgegnete Formosante; »wir werden den ersten besten Weg einschlagen, und wenn ich nur Amazan entfliehe, so bin ich zufrieden.« Der Phönix, welcher, weil er von keiner Leidenschaft beherrscht wurde, vernünftiger als Formosante war, suchte sie unterwegs zu trösten; er stellte ihr in einem sanften Tone vor, wie traurig es sey, sich der Vergehen eines Dritten wegen zu bestrafen; wie Amazan ihr glänzende und zahlreiche Proben seiner Treue bereits gegeben habe, so daß sie es ihm leicht verzeihen könne, wenn er sich einen Augenblick vergessen; einem Gerechten sey es begegnet, daß er gestrauchelt, er werde also nichts desto weniger ferner noch beständig in der Liebe und Tugend seyn; der Wunsch, sein Vergehen abzubüßen, werde ihn über sich selbst erheben; sie werde nur dadurch noch glücklicher sich fühlen; mehrere große Prinzessinnen hätten vor ihr ähnliche Verirrungen verziehen, und sich wohl dabei befunden. Er erzählte darauf verschiedene Beispiele; und er besaß die Gabe zu erzählen in dem Grade, daß Formosante in ihrem Herzen endlich ruhiger und stiller wurde; jetzt wünschte sie, nicht so schnell abgereis't zu seyn; sie fand, daß ihre Einhörner zu rasch liefen; jedoch wagte sie nicht, wieder umzukehren; kämpfend zwischen der Lust zu verzeihen und der, ihren Zorn zu zeigen, zwischen ihrer Liebe und ihrer Eitelkeit, ließ sie den Einhörnern freien Lauf; sie durchstreifte die Welt, wie das Orakel ihres Vaters geweissagt hatte.

Amazan erfuhr bei seinem Erwachen die Anwesenheit und die Abreise Formosante's und des Phönix; man

erzählte ihm, daß sie geschworen habe, ihm nie zu verzeihen. »Es bleibt mir dann nichts mehr übrig,« rief er aus, »als ihr zu folgen, und mir zu ihren Füßen den Tod zu geben.«

Seine Freunde von der guten Gesellschaft der Müßiggänger, eilten bei der Nachricht von diesem Abentheuer herbei, und stellten ihm vor, daß es unendlich besser sey, bei ihnen zu bleiben. Denn nichts sey mit dem angenehmen Leben zu vergleichen, welches sie im Schooße der Künste und ruhiger, auserlesener Genüsse führten; mehrere Fremde und selbst Könige hätten diese so angenehm benutzte und bezaubernde Ruhe ihrem Vaterlande und ihrem Throne vorgezogen; überdies sey sein Wagen zerbrochen, und der Sattler verfertigte ihm einen andern nach der neuesten Mode; der beste Schneider der Stadt habe ihm bereits ein Dutzend Kleider im neuesten Geschmack zugeschnitten, und die geistvollsten und liebenswürdigsten Damen der Stadt, bei denen man herrliche Schauspiele aufführe, hätten bereits die Tage festgesetzt, an welchen sie ihm Feste zu geben beabsichtigten. Amazans Bettgefährtin trank mittlerweile ihre Chocolade, während sie ihre Toilette machte; sie lachte, sang und neckte den schönen Amazan, der nun einsah, daß sie einfältiger als eine Gans sey.

Da die Aufrichtigkeit, die Herzlichkeit, die Freimüthigkeit außer der Hochherzigkeit und dem Muth, die Bestandtheile des Characters dieses großen Prinzen ausmachten, so hatte er seine Leiden und seine Reisen seinen Freunden erzählt; sie wußten, daß er der Cousin der Prinzessin war; sie wußten von dem unglücklichen Kusse, den

sie dem Könige von Ägypten gegeben hatte; »Verwandte vergeben sich einander,« sagten sie zu ihm, »dergleichen kleine Streiche, man müßte sonst sein Leben mit ewigen Zänkereien hinbringen.« Jedoch nichts vermochte ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen, Formosante nachzueilen; aber da sein Wagen noch nicht fertig war, so war er genöthigt, drei Tage unter Festen und Vergnügungen bei den Müßiggängern zuzubringen. Endlich nahm er Abschied von ihnen, indem er sie umarmte, ihnen die am besten gefaßten Diamanten seines Vaterlandes schenkte, und ihnen anempfahl, stets leichtfertig und frivol zu seyn, weil sie dann nur um so liebenswürdiger und glücklicher seyn würden. »Die Germanen,« sprach er, »sind die Greise Europa's, die Bewohner Albions die Männer, und die Bewohner Galliens die Kinder, und ich spiele gern mit ihnen.

11.

Seine Führer erfuhren ohne Mühe, welchen Weg Formosante eingeschlagen hatte; überall sprach man nur von ihr und ihrem großen Vogel. Jedermann war noch entzückt von Bewunderung. Die Bewohner Dalmatiens und der Mark Ancona wurden in einem weit geringeren Grade späterhin überrascht, als sie ein Haus *) durch die Luft fliegen sahen; die Ufer der Loire, der Dordogne, der Garonne und der Gironde ertönten noch vom lauten Beifallsruf.

*) Es ist damit das heilige Haus (la casa santa) in Loretto gemeint, in welchem Maria von Nazareth angeblich gewohnt hat, und welches die Engel aus Galiläa in den Jahren 1291, 94 und 95 anfangs nach Dalmatien und endlich an seinen gegenwärtigen Ort gebracht haben sollen. Anm. d. Übers.

Als Amazan am Fuße der Pyrenäen angekommen war, ließen die Ortsobrigkeiten und die Druiden, er mochte sich diese Ehre noch so sehr verbitten, nach einer Schellentrommel einen Tanz vor ihm aufführen; aber sobald er über die Pyrenäen gelangt war, erblickte er weder Frohsinn noch Freude. Wenn man auch wohl hier und dort ein Lied singen hörte, so wurde es doch stets in einem schwermüthigen Tone gesungen. Die Menschen gingen mit aufgereihten Körnern *) und einem Dolche im Gürtel ernst und gravitätisch einher. Die ganze Nation war schwarz gekleidet, sie schien Trauer angelegt zu haben. Richteten Amazans Dienstboten Fragen an die Vorübergehenden, so antworteten diese durch Zeichen; trat man in einen Gasthof, so gab der Wirth den Reisenden mit drei Worten zu verstehen, daß nichts im Hause vorhanden sey, und man die dringendsten Bedürfnisse in einer Entfernung von einigen Meilen haben könne.

Fragte man diese Schweigenden, ob die schöne Prinzessin von Babylon bei ihnen vorübergereis't wäre, so erwiederten sie mit minderer Wortkargheit: »Wir haben sie gesehen, sie ist gerade nicht schön, denn nur das Schöne ist mit einem schwarzbraunen Teint vereint; sie hat einen alabasternen Busen, der das Ekelhafteste von der Welt ist, und den man unter unserm Himmelsstrich fast nicht kennt.

Amazan nahte sich der von dem Baetis **) bespülten Provinz. Es waren noch nicht mehr als zwölftau-

---

*) Rosenkranz. Anm. d. Übers.

**) Die alte Benennung des Guadalquivir. Anm. d. Übers.

send Jahre verflossen, seit dieses Land von den Tyrern entdeckt worden war, ungefähr zu derselben Zeit, als sie die, einige Jahrhunderte später versunkene große Insel Atlantis entdeckten. Die Tyrer bebauten Baetica *), welches die Eingeborenen brach liegen ließen, indem sie behaupteten, daß sie sich in nichts mischen dürften, und daß es den Galliern, ihren Nachbaren, zukomme, ihr Land zu bebauen. Die Tyrer hatten Palästinenser mitgebracht, welche seitdem alle Länder durchstreiften, wo nur Geld zu verdienen war. Diese Palästinenser, welche gegen 50 pro Cent auf Pfänder Geld ausliehen, hatten fast alle Reichthümer des Landes an sich gerissen. Daher glaubte das Volk in Baetica, daß die Palästinenser Zauberer seyen; und alle diejenigen, welche der Zauberei angeklagt waren, wurden ohne Erbarmen von einer Gesellschaft Druiden, die man Ausspionirer oder Anthropokaies nannte, verbrannt. Diese Priester bekleideten sie mit einem Maskengewande, bemächtigten sich ihres Vermögens, und sprachen andächtig dieselben Gebete her, deren sich die Palästinenser bedienten, während man sie bei gelindem **por l'amor de Dios** bratete.

Die Prinzessin von Babylon war mittlerweile in der Stadt angekommen, welche man späterhin Sevilla nannte. Ihre Absicht war, sich auf dem Baetis einzuschiffen, und über Tyrus nach Babylon zu dem Könige Belus, ihrem Vater, zurückzukehren, und wo möglich ihren ungetreuen Geliebten zu vergessen oder ihn von ihrem Vater zur Ehe zu begehren. Sie ließ demzufolge zwei Palästinenser

---

*) Das jetzige Andalusien. Anm. d. Übers.

kommen, welche alle Angelegenheiten des Hofes besorgten, und verlangte, daß sie ihr drei Schiffe verschafften. Der Phönix traf mit ihnen die nöthigen Arrangements und wurde mit ihnen nach einigen Widerreden über den Preis einig.

Die Wirthin war sehr devot, und der Wirth, welcher nicht minder devot war, war der Vertraute, das heißt, der Spion der ausspionirenden Druiden; er ermangelte nicht, ihnen anzuzeigen, daß in seinem Hause sich eine Hexe und zwei Palästinenser befänden, welche mit dem Teufel, in Gestalt eines großen vergoldeten Vogels, einen Vertrag abschlössen. Da die Ausspionirer zugleich erfahren hatten, daß die Dame eine außerordentliche Menge Diamanten besäße, so war es ihrer Ansicht nach um so gewisser, daß sie eine Zauberin sey. Ehe sie jedoch etwas gegen sie unternahmen, warteten sie die Nacht ab, um die zweihundert Ritter und die Einhörner, welche in großen Ställen schliefen, einzusperren; denn die Ausspionirer sind Poltrone.

Nachdem sie nun die Thüren von außen wohl verrammelt hatten, bemächtigten sie sich der Prinzessin und Irla's; den Phönix konnten sie jedoch nicht in ihre Gewalt bekommen; er entwischte ihnen mit Hülfe seiner Flügel, und er eilte, Amazan aufzusuchen, den er bestimmt auf dem Wege nach Sevilla zu finden hoffte.

Wirklich traf er ihn auf der Gränze von Baetica an, und benachrichtigte ihn von dem Unglück, welches die Prinzessin betroffen. Amazan vermochte kein Wort hervorzubringen; die Wuth, die ihn ergriff, machte ihn sprachlos. Er legte augenblicklich einen stählernen, mit

Gold ausgelegten Küraß an, bewaffnete sich mit einer zwölf Fuß langen Lanze, mit zwei Wurfspießen und einem zweischneidigen Schwerte, der Fulminant genannt, mit welchem man mit einem Hiebe Bäume, Felsen und Druiden spalten konnte, und bedeckte sein schönes Haupt mit einem goldenen, von Reiher- und Straußfedern umschatteten Helm. Dies war Magogs alte Rüstung, welche seine Schwester Aldea ihm während seiner Anwesenheit in Scythien geschenkt hatte. Er bestieg nun sein Einhorn, und eilte mit seinen wenigen Begleitern Sevilla zu.

Unterwegs umarmte Amazan seinen theuern Phönix, und sprach zu ihm bloß die traurigen Worte: »Ich bin an allem Schuld; denn hätte ich nicht bei jenem Mädchen in der Stadt der Müßiggänger geschlafen, so befände sich die schöne Prinzessin von Babylon nicht in dieser schrecklichen Lage; wir müssen eilen, sie zu retten.« Er kam bald in Sevilla an; funfzehnhundert Schergen bewachten die Thüren des Gebäudes, worin die zweihundert gangaridischen Ritter mit ihren Einhörnern eingeschlossen waren und wo man sie hungern ließ; Alles war bereit, um die Prinzessin von Babylon, ihre Kammerfrau Irla und die beiden reichen Palästinenser aufzuopfern.

Der Groß-Anthropokaie saß, umgeben von seinen Unter-Anthropokaie's, bereits auf seinem geheiligten Thron; eine Menge Sevillenser, welche aufgereihte Körner in ihren Gürteln trugen, falteten ihre Hände, ohne ein Wort zu sagen; und man führte die schöne Prinzessin, Irla und die beiden Palästinenser, mit auf dem Rücken gebundenen Händen und in Maskenkleider gehüllt, herbei.

Der Phönix flog durch ein Dachfenster in das Gefängniß der Gangariden, welche bereits die Thüren zu sprengen anfingen. Der unüberwindliche Amazan zerschmetterte sie von außen; worauf die Gefangenen bewaffnet auf ihren Einhörnern hinaus ritten; Amazan stellte sich an ihre Spitze. Es bedurfte keiner großen Mühe, die Schergen, die Vertrauten und die anthropokaieschen Priester über den Haufen zu werfen; jedes Einhorn durchbohrte Dutzende von ihnen auf einmal. Amazan hieb mit seinem Fulminant alle, welche ihm aufstießen, in Stücke; das Volk entfloh mit seinen schwarzen Mänteln und schmuziger Halskrause, und seine por l'amor de Dios geweihten Körner in der Hand haltend.

Amazan packte den Groß-Ausspionirer auf seinem erhabenen Sitze, und warf nicht allein ihn, sondern auch die übrigen Unter-Ausspionirer auf den vierzig Schritte davon entfernten Scheiterhaufen. Dann stürzte er sich Formosanten zu Füßen. »Ach! wie liebenswürdig Sie sind,« sprach sie, »und ich würde Sie anbeten, wenn Sie sich nicht mit einer Gauklerin abgegeben und eine Untreue an mir begangen hätten!«

Während Amazan mit der Prinzessin sich aussöhnte, während die Gangariden auf dem Scheiterhaufen die Körper aller Anthropokaies anhäuften, und die Flammen bis zu den Wolken emporloderten, sah Amazan aus der Ferne ein Heer herannahen. Ein alter Monarch mit der Krone auf dem Haupte, saß in einem, von acht Maulthieren gezogenen Wagen, dem hundert andere folgten. Personen mit ernstem Antlitz, mit schwarzen Mänteln und Halskrausen und auf sehr schönen Pferden reitend, und eine

Menge Leute zu Fuß, mit fettigen Haaren und tiefes Schweigen beobachtend, begleiteten den Zug.

Amazan, der nicht wußte, was dies bedeute, ordnete seine Gangariden, und rückte mit eingelegter Lanze vor. Sobald der König ihn jedoch erblickte, nahm er seine Krone ab, stieg aus seinem Wagen, küßte Amazans Steigbügel und sprach zu ihm: »O, Du von Gott Gesandter, Du bist der Rächer des menschlichen Geschlechts, der Befreier meines Vaterlandes, mein Beschützer. Jene geheiligten Ungeheuer, von denen Du die Erde gereinigt hast, waren meine Gebieter im Namen des Alten von den sieben Bergen; ich war gezwungen, ihre verbrecherische Macht zu dulden. Mein Volk würde von mir abgefallen seyn, wenn ich auch nur ihre abscheulichen Grausamkeiten hätte mildern wollen. Jetzt athme ich frei, ich herrsche, und ich verdanke es Dir.«

Darauf küßte er der Prinzessin ehrfurchtsvoll die Hand und ersuchte sie, mit Amazan, Irla und dem Phönix sich in seine achtspännige Kutsche zu setzen. Die beiden Palästinenser und Hofbanquiers, welche noch vor Schrecken und großer Dankbarkeit auf der Erde lagen, standen auf, und die gangaridischen Ritter mit ihren Einhörnern folgten dem Könige von Baetica in seinen Pallast.

Da die Würde des Königs eines ernsten Volkes es erheischte, daß die Maulthiere langsamen Schrittes gingen, so hatten Amazan und Formosante Zeit genug, um ihm ihre ausgestandenen Abentheuer zu erzählen. Er unterhielt sich auch mit dem Phönix, bewunderte ihn und küßte ihn tausend Mal. Er sah ein, daß die Völker des Abendlandes, welche die Thiere essen und ihre Sprache nicht ver-

stehen, unwissende, brutale und barbarische Menschen seyen, und daß bloß die Gangariden den ursprünglichen Character und die Würde des Menschen bewahrt; vor allem aber gab er zu, daß die barbarischsten Sterblichen jene anthropokaischen Ausspionirer gewesen, von denen Amazan die Welt gereinigt habe. Er konnte nicht aufhören, ihn zu segnen und ihm zu danken. Die schöne Formosante hatte bereits das Abentheuer mit der hübschen Brünette vergessen, und gedachte nur der Tapferkeit des Helden, welcher ihr das Leben gerettet hatte. Auch Amazan empfand die reinste Freude, nachdem er sich von der Bedeutungslosigkeit des dem Könige von Ägypten gereichten Kusses überzeugt und die Wiedergeburt des Phönix erfahren hatte; seine Liebe zu Formosante belebte mit verdoppelter Stärke sein Herz.

Man speis'te im Pallaste zu Mittage, jedoch hielt man ein sehr schlechtes Mahl. Die baetischen Köche waren die schlechtesten in ganz Europa; Amazan rieth daher, man möge andere aus Gallien kommen lassen. Die königlichen Musiker spielten während der Mahlzeit jenes berühmte Stück, welches man in den folgenden Jahrhunderten die Thorheiten Spaniens *) nannte. Nach der Mahlzeit sprach man von Geschäften.

Der König fragte den schönen Amazan, die schöne Formosante und den schönen Phönix, was sie für die Zukunft vorzunehmen gedächten. »Meine Absicht ist,« erwiederte Amazan, »nach Babylon zurückzukehren, wovon

*) So wird die Musik zu einem spanischen Nationaltanz (Sarabande) genannt. Anm. d. Übers.

ich der muthmaßliche Erbe bin, und von meinem Oheim Belus meine Cousine, die unvergleichliche Formosante, zur Ehe zu begehren, wobei ich jedoch voraussetze, daß sie nicht etwa es lieber vorzieht, mit mir in dem Lande der Gangariden zu leben.«

»Meine Absicht ist sicherlich,« sprach die Prinzessin, »mich nie von meinem Cousin zu trennen; aber ich glaube, daß es sich ziemt, daß ich mich zu dem Könige, meinem Vater, zurückbegebe, um so mehr, als er mir nur die Erlaubniß gegeben hat, nach Bassora zu pilgern, und ich dagegen die ganze Welt durchstreift habe.« — »Was mich betrifft,« versetzte der Phönix, »so folge ich überall diesen beiden zärtlichen und edelmüthigen Geliebten.«

»Sie haben Recht,« sprach darauf der König von Baetica; »aber die Rückkehr nach Babylon ist nicht so leicht, als Sie glauben. Ich bekomme durch tyrische Schiffe täglich Nachrichten aus diesem Lande, auch meine palästinischen Banquiers, welche mit allen Völkern der Erde in Verbindung stehen, ertheilen mir selbe. Alles ist am Euphrat und Nil unter den Waffen. Der König von Scythien verlangt an der Spitze von dreimal hunderttausend Mann zu Pferde das Erbe seiner Gemahlin zurück. Der König von Ägypten und der indische Fürst verheeren, jeder an der Spitze von dreimal hunderttausend Mann, ebenfalls die Ufer des Euphrat und Tigris, um sich wegen der ihnen zugefügten Beleidigungen und Spöttereien zu rächen. Während der König von Ägypten außer Landes ist, verwüstet sein Feind, der König von Äthiopien, an der Spitze von dreimal hunderttausend Mann, Ägypten; und der König von Babylon hat nur noch

sechsmal hunderttausend Mann auf den Beinen, womit er sich vertheidigt.«

»Ich gestehe Ihnen,« fuhr der König fort, »daß, wenn ich von diesen ungeheuern Armeen reden höre, welche der Orient aus seinem Schooße hervorgehen läßt, und von ihrer außerordentlichen Pracht; wenn ich sie mit unsern kleinen Truppencorps von zwanzig bis dreißigtausend Mann vergleiche, welche nur mit großen Schwierigkeiten beköstigt und bekleidet werden können, so gerathe ich in Versuchung, zu glauben, daß der Orient lange Zeit vor dem Occident erschaffen worden ist. Wir scheinen erst vorgestern aus dem Chaos und gestern aus der Barbarei hervorgegangen zu seyn.«

»Sire,« sagte Amazan, »die zuletzt Gekommenen thun es bisweilen denen zuvor, welche zuerst die Laufbahn betreten haben. Man glaubt in meinem Vaterlande, daß der Mensch ursprünglich aus Indien stammt; indessen habe ich darüber keine Gewißheit.«

»Und Sie,« sprach der König von Baetica zum Phönix, »was denken Sie darüber?« — »Sire,« erwiederte der Phönix, »ich bin zu jung, um über das Alterthum urtheilen zu können. Ich habe nur etwa siebenundzwanzigtausend Jahre gelebt; jedoch mein Vater, welcher ein fünfmal höheres Alter erreicht hatte, erzählte mir, er habe von seinem Vater gehört, daß die Länder des Orients stets bevölkerter und reicher als die übrigen gewesen seyen. Von seinen Vorfahren wußte er, daß die Gattungen aller Thiere zuerst an den Ufern des Ganges erschaffen sind. Ich bin nicht so eitel, diese Meinung zu theilen; denn ich kann mir nicht denken, daß die Füchse

Albions, die Murmelthiere der Alpen und die Wölfe Galliens aus meinem Vaterlande herstammen sollten, eben so wenig wie ich glauben kann, daß die Tannen und Eichen in Ihren Ländern aus den Palmen und Cocosbäumen Indiens entsprungen sind.«

»Aber woher stammen wir denn?« versetzte der König. — »Ich weiß es nicht,« entgegnete der Phönix; »ich möchte aber nur wissen, auf welchem Wege die schöne Prinzessin von Babylon und mein theurer Freund Amazan am sichersten und schnellsten nach Babylon gelangen können.« — »Ich zweifle sehr,« sprach der König, »daß er im Stande seyn wird, mit seinen zweihundert Einhörnern durch so viele, dreimal hunderttausend Mann starke Armeen vorzudringen.« — »Warum nicht?« fragte Amazan.

Der König von Baetica fühlte das Erhabene des Warum nicht; jedoch meinte er zugleich, daß das Erhabene nicht allein hinreichend sey gegen zahllose Armeen. »Ich rathe Ihnen,« setzte er hinzu, »daß Sie sich zum Könige von Äthiopien begeben; ich stehe mit diesem schwarzen Fürsten vermittelst meiner Palästinenser in Verbindung; ich werde Ihnen Briefe an ihn mitgeben; und da er ein Feind des Königs von Ägypten ist, so wird er sich sehr glücklich schätzen, durch Ihre Allianz verstärkt zu werden. Ich kann Ihnen zweitausend sehr mäßige und sehr tapfere Krieger mitgeben; und es hängt nur von Ihnen ab, eine gleiche Zahl von einem Volke zu erhalten, welches am Fuße der Pyrenäen wohnt oder vielmehr hüpft, und welches man Basken oder Basconen nennt *).

*) Vascones. Ihre Nachkommen sind noch in den heutigen Basken vorhanden. Anm. d. Übers.

Senden Sie einen Ihrer Ritter auf einem Einhorn mit einigen Diamanten zu ihnen, und kein Vascone wird sich weigern, das Schloß, das heißt, die Strohhütte seines Vaters zu verlassen, um in Ihre Dienste zu treten. Sie sind unermüdlich, muthig und spaßhaft; Sie werden sehr mit ihnen zufrieden seyn. Bis dahin, daß sie ankommen, geben wir Ihnen Feste und lassen Ihnen Schiffe einrichten. Ich kann Ihnen nimmer dankbar genug seyn für den Dienst, den Sie mir erzeigt haben.«

Amazan erfreute sich des Glückes, Formosante wiedergefunden zu haben, und in ihrer Unterhaltung in Ruhe alle Annehmlichkeiten einer versöhnten Liebe, welche mit der entstehenden Liebe fast gleichen Werth hat, zu genießen.

Nicht lange, so kam ein kühner und lustiger Haufe Vasconen, nach der Schellentrommel tanzend, herbei; der andere kühne und ernste Haufe von Baeticanern war ebenfalls zum Aufbruch bereit. Der alte lederfarbene König umarmte zärtlich die beiden Liebenden; er ließ ihre Schiffe mit Waffen, Betten, Schachspielen, schwarzen Kleidern, spanischen Halskragen, spanischen Zwiebeln, Hammeln, Hühnern, Mehl und vielem Knoblauch beladen, und wünschte ihnen eine glückliche Reise, eine beständige Treue und glänzende Siege.

Die Flotte landete an derselben Stelle, wo nach vielen Jahrhunderten, wie man behauptet, die Phönizierin Dido, Schwester eines gewissen Pygmalion und Gemahlin eines gewissen Sichäus, nachdem sie aus Tyrus sich fortbegeben, den Grund zu der herrlichen Stadt Carthago dadurch legte, daß sie eine Ochsenhaut in schmale Riemen

schnitt, wie dies die gewichtvollsten Geschichtschreiber des Alterthums, welche nie Fabeln erzählt haben, und die Professoren, welche für kleine Knaben geschrieben, bezeugen; wenn man sich gleich nicht verhehlen darf, daß es nie Jemand mit Namen Pygmalion oder Dido oder Sychäus, welches sämmtlich griechische Benennungen sind, und eben so wenig zu jener Zeit einen König in Tyrus gab.

Das herrliche Carthago war noch kein Meereshafen; man erblickte hier bloß einige Numidier, welche Fische an der Sonne trockneten. Man segelte längs der Küste von Byzacena und den Syrthen, längs den fruchtbaren Gestaden, wo späterhin Cyrene und die große Chersonesus waren.

Endlich gelangte man zur ersten Mündung des geheiligten Nils. Am äußersten Ende dieses fruchtbaren Landes nahm der Hafen von Canopus schon damals die Schiffe aller handeltreibenden Nationen auf, ohne daß man wußte, ob der Gott Canopus den Hafen angelegt, oder ob die Einwohner den Gott gemacht, und eben so wenig, ob der Stern Canopus seinen Namen der Stadt, oder ob die Stadt den ihrigen dem Stern gegeben habe. Nur das wußte man, daß die Stadt und der Stern sehr alt seyen; und dies ist auch alles, was man von dem Ursprunge der Dinge, welcher Art sie auch seyn mögen, wissen kann.

Hier war es, wo der König von Äthiopien, nachdem er ganz Ägypten verheert hatte, den unüberwindlichen Amazan und die anbetungswürdige Formosante landen sah. Jenen hielt er für den Gott der Schlachten, diese für die

Göttin der Schönheit. Amazan überreichte ihm seinen Empfehlungsbrief von dem Könige von Spanien. Der König von Äthiopien gab sogleich, wie es der Gebrauch der Heldenzeiten gebot, bewunderungswürdige Feste; alsdann sprach man von dem Unternehmen, die dreimal hunderttausend Mann des Königs von Ägypten, die dreimal hunderttausend Mann des indischen Kaisers, und die dreimal hunderttausend Mann des Groß-Khan von Scythien, welche das unermeßliche, stolze und wollüstige Babylon belagerten, zu vertilgen.

Die zweitausend Spanier, welche Amazan mitgebracht hatte, sagten zu ihm, daß sie des Königs von Äthiopien nicht benöthigt seyen, um Babylon zu entsetzen; es genüge, daß ihr König ihnen befohlen habe, die Stadt zu befreien, und sie seyen dieser Unternehmung allein gewachsen.

Die Vaskonen behaupteten ebenfalls, sie könnten die Hülfe Anderer entbehren; sie seyen allein im Stande, die Ägyptier, Indier und Scythen zu schlagen, und sie wollten mit den Spaniern nur unter der Bedingung ins Feld rücken, daß diese den Nachtrab bildeten.

Die zweihundert Gangariden lachten über die Anmaßungen ihrer Verbündeten, und behaupteten, daß sie bloß mit hundert Einhörnern alle Könige der Welt in die Flucht treiben würden. Die schöne Formosante beschwichtigte sie durch ihre Klugheit und ihre bezaubernden Reden. Amazan stellte seine Gangariden, seine Einhörner, die Spanier, die Vasconen und seinen schönen Vogel zur Verfügung Sr. schwarzen Majestät.

Alles war jetzt bereit, um über Memphis, Heliopo-

lis, Arsinoe, Petra, Artemite, Sora und Apamia nach Babylon zu marschiren, die drei Könige anzugreifen und jenen denkwürdigen Feldzug zu unternehmen, gegen welchen alle späteren Kriege nur Hahnen- und Wachteln-Gefechte waren.

Jedermann weiß, wie der König von Äthiopien sich in die schöne Formosante verliebte, und wie er sie im Bette überraschte, als ein süßer Schlaf ihre langen Augenwimpern schloß. Man wird sich erinnern, wie Amazan, Zeuge dieses Auftrittes, den Tag und die Nacht beisammen schlafen zu sehen glaubte. Man weiß, daß Amazan, empört über diesen Schimpf, sogleich seinen Fulminant zog, daß er dem frechen Neger den ruchlosen Kopf abschlug und alle Äthiopier aus Ägypten jagte. Stehen nicht alle diese merkwürdigen Ereignisse in dem Buche der Chroniken Ägyptens zu lesen? Die Fama hat mit ihrer hundertfachen Posaune über die ganze Welt die Siege verbreitet, welche er über die drei Könige mit seinen Spaniern, Vasconen und Einhörnern davon trug. Er gab die schöne Formosante ihrem Vater zurück, und befreite das ganze Gefolge seiner Gebieterin, welches der König von Ägypten in Sklaverei gehalten hatte. Der scythische Groß-Khan wurde freiwillig sein Vasall, und dessen Ehe mit der Prinzessin Aldea wurde bestätigt. Der als Erbe des babylonischen Throns anerkannte, unüberwindliche und edelmüthige Amazan, hielt in Gegenwart von hundert zinspflichtigen Königen mit seinem Phönix im Triumph seinen Einzug in die Stadt. Sein Beilager mit der schönen Prinzessin übertraf an Pracht alle Feste, welche der König Belus je gegeben hatte. Ein Hauptge-

richt auf der Tafel machte der gebratene Stier Apis aus. Die Könige von Ägypten und Indien machten die Mundschenken des erlauchten Paares, und dieses Vermählungsfest wurde von fünfhundert großen Dichtern Babylons gefeiert.

»O, Musen! die man Euch stets beim Anfange eines Werkes anruft, ich rufe Euch erst am Ende desselben an. Es ist vergebens, daß man mir vorwirft, das Gratias vor dem Benedicite gebetet zu haben. Musen! Ihr werdet nichts desto weniger meine Beschützerinnen seyn. Verhindert, daß verwegene Fortsetzer durch ihre Fabeln die Wahrheiten entstellen, welche ich den Sterblichen in dieser kleinen Erzählung vor die Augen gelegt habe. Sie haben bereits den Candide, den Naturmenschen (l'Ingénu) und die ehrbaren Abentheuer der keuschen Johanna, welche ein Exkapuziner durch Kapuzinern würdige Verse in batavischen Ausgaben entstellt hat, zu verfälschen gewagt. Mögen sie dieses Unrecht meinem Buchdrucker nicht anthun, der eine zahlreiche Familie und kaum so viel im Vermögen hat, um sich Lettern, Druckerschwärze und Papier anzuschaffen.«

»O, Musen! gebietet Stillschweigen dem abscheulichen Cogé, Professor der Schwätzerei am mazarinischen Collegium, welcher unzufrieden gewesen ist mit den moralischen Reden Belisar's und des Kaisers Justinian, und elende Schmähschriften gegen diese beiden großen Männer geschrieben hat.«

»Leget dem Pedanten Larcher *) einen Maulkorb an,

---

*) Ein französischer Philolog und Alterthumsforscher. Er trat

der, ohne ein Wort vom Alt-Babylonischen zu verstehen, ohne, wie ich, die Ufer des Euphrat und Tigris besucht zu haben, die Tollheit gehabt hat, zu behaupten, daß die schöne Formosante, Tochter des größten Königs der Welt, die Prinzessin Aldea und alle Damen dieses ehrwürdigen Hofes sich in dem großen Tempel zu Babylon aus Religions-Grundsätzen allen Stallknechten Asiens für Geld Preis gegeben haben. Dieser lockere Vogel, Euer Feind sowohl als der der Schamhaftigkeit, beschuldigt die schönen Ägyptierinnen von Mendes, nur Böcken ihre Liebe geschenkt zu haben, und hat sich dabei im Geheimen vorgenommen, eine Reise nach Ägypten zu machen, um doch auch einige interessante Abentheuer zu bestehen.«

»Da er die neuere Geschichte eben so wenig kennt, wie die alte, so erzählt er in der Hoffnung, sich bei irgend einer Alten Zutritt zu verschaffen, daß die unvergleichliche Ninon in ihrem achtzigsten Jahre bei dem Abbé Gédoin, Mitglied der französischen Akademie und der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, schlief. Von dem Abbé Châteauneuf, den er für den Abbé Gédion hält, hat er nie reden hören. Er kennt Ninon eben so wenig, als die babylonischen Damen.«

»Musen, Töchter des Himmels, Euer Feind Larcher läßt sich noch mehr zu Schulden kommen; er hält Lobreden auf die Pederastie, und wagt die Behauptung, daß alle Knaben meines Vaterlandes dieser Schändlichkeit un-

---

(1767) als Gegner Voltaire's mit der Schrift: „Supplément à la philosophie de l'histoire,“ auf, dem mehrere andere Streitpamphlete folgten. Anm. d. Übers.

terworfen sind. Er glaubt sich zu retten, wenn er die Zahl der Verbrecher vermehrt.«

»Edle und keusche Musen, welche Ihr eben so sehr den Pedantismus, wie die Pederastie verabscheuet, nehmet mich gegen den Herrn Larcher in Schutz!«

»Und Sie, Herr Aliboron, genannt Fréron *), vormaliger sogenannter Jesuit; Sie, dessen Parnaß bald in Bicêtre **), bald in einer Winkelschenke ist; Sie, dem man auf allen Bühnen Europa's in dem artigen Lustspiele »die Schottländerin« so viele Gerechtigkeit hat widerfahren lassen; Sie würdiger Sohn des Priesters Desfontaines ***), der Sie aus seinen Liebschaften mit einem jener schönen Kinder hervorgingen, welche, gleich dem Sohn der Venus, eine Waffe und eine Binde tragen, und, wie er, sich in die Lüfte erheben, obgleich sie nie weiter als bis zum Ausgange der Schornsteine fliegen; mein lieber Aliboron, gegen den ich stets eine so große Liebe gehegt, und der Sie mir zur Zeit jener Schottländerin einen Monat lang Lachen verursacht haben —

---

*) Geboren 1719. Er gab ein Journal heraus, zuletzt unter dem Titel: Année litteraire, worin er, den alten Grundsätzen anhangend, als einen Eiferer gegen die Lehre der Afterphilosophen und Neologen sich bewies, und theils hierdurch, theils durch seine Kritiken über Voltaire's Werke, namentlich über dessen Lustspiel: La femme qui a raison, diesen Dichter zu seinem bittersten Feinde machte. Voltaire brachte ihn sogar in seiner oben genannten „Schottländerin" auf die Bühne.

Anm. d. Übers.

**) Schloß und Dorf in der Nähe von Paris. Außer einem großen Hospital befindet sich hier eine Art von Zuchthaus (maison de force) für Libertins, Betrüger, Spitzbuben u. dgl., worauf Voltaire sonder Zweifel hier anspielt. Anm. d. Übers.

***) Gehört ebenfalls zu den Literatoren Frankreichs, die mit Voltaire in steter Fehde lebten. Anm. d. Übers.

Ihnen empfehle ich meine Prinzessin von Babylon; sagen Sie viel Übels von ihr, damit man sie lese.«

»Auch Sie darf ich nicht vergessen, geistlicher Herr Zeitungsschreiber, hochberühmter Redner der Schwärmer, Pater bei der durch den Abbé Bécherand und Abraham Chaumeix gegründeten Kirche; verfehlen Sie nicht, in Ihren eben so frommen, als beredten und gediegenen Blättern zu sagen, daß die Prinzessin von Babylon ketzerisch, deistisch und atheistisch ist. Suchen Sie vor allen Dingen den Herrn Riballier zu gewinnen, damit er die Prinzessin von Babylon von der Sorbonne verdammen läßt; Sie werden meinem Buchhändler, dem ich diese kleine Erzählung zum Neujahrsgeschenk bestimmt habe, einen großen Dienst erweisen.«

Jeannot und Colin.

Verschiedene glaubwürdige Personen haben Jeannot und Colin in der Schule der Stadt Issoire, in der Auvergne, einer durch ihr Collegium und ihre Kessel in der ganzen Welt berühmten Stadt, gesehen. Jeannot war der Sohn eines in großem Ansehen stehenden Maulthierhändlers; Colin verdankte sein Daseyn einem braven Landmann der Umgegend, der sein Land mit vier Maulthieren bebaute, und am Ende des Jahres, wenn er die Grundsteuer, Nachsteuer, die Accise und die Salzsteuer, den Sou vom Livre, die Kopfsteuer und den zwanzigsten Thaler entrichtet hatte, gerade keine große Reichthümer mehr vorfand.

Jeannot und Colin waren, so weit sie es als Auvergner seyn konnten, sehr liebenswürdig; sie liebten sich ungemein; und sie trieben zusammen manche Dinge, hatten unter einander manche kleine interessante Geheimnisse, deren man sich stets mit Vergnügen erinnert, wenn man im Laufe des Lebens sich wieder antrifft.

Ihre Schulzeit war fast verflossen, als eines Tages ein Schneider dem Jeannot ein dreifarbiges sammetnes Kleid nebst einer lyoner Weste nach dem neuesten Geschmack brachte; dabei war ein Brief an Herrn von La Jeannotière. Colin bewunderte das Kleid, ohne darüber neidisch zu werden; Jeannot dagegen nahm eine vornehme Miene an, welche Colin schmerzte. Von jetzt an lernte

Jeannot nichts mehr, betrachtete sich im Spiegel, und blickte auf Jedermann mit Geringschätzung herab. Nach einiger Zeit kam ein Kammerdiener auf der Post an, und überbrachte einen zweiten Brief an Herrn Marquis von La Jeannotière; er enthielt einen Befehl seines Herrn Vaters, daß sein Herr Sohn nach Paris kommen möchte. Jeannot stieg in den Wagen, indem er Colin mit dem Lächeln der nobelsten Protection die Hand reichte. Colin fühlte sein Nichts und weinte. Jeannot reis'te im vollen Pompe seiner glänzenden Lage ab.

Den Lesern, welche gern über Alles genau belehrt seyn mögen, dient zur Nachricht, daß Herr Jeannot, der Vater, in sehr kurzer Zeit sich durch seine Geschäfte unermeßliche Reichthümer erworben hatte. Sie fragen, meine geliebten Leser, wie man zu solchen großen Reichthümern kommen kann? Durch Glück. Herr Jeannot hatte ein gutes Äußere, seine Frau ebenfalls; sie sah noch recht frisch aus. Sie gingen nach Paris eines Prozesses wegen, der sie ruinirte; jedoch das Glück, welches nach Gefallen die Menschen erhöht und erniedrigt, führte sie zur Frau eines Lieferanten und Entrepreneurs von Feldhospitälern, eines Mannes von großem Talent, der sich rühmen konnte, in einem Jahre mehr Soldaten getödtet zu haben, als die Kanonen in zehn. Jeannot gefiel der Frau, und Jeannot's Frau gefiel dem Manne. Jeannot wurde bald Theilnehmer am Geschäft, und ging außerdem andere Unternehmungen ein. Sobald man einmal im Stromstrich ist, darf man sich nur treiben lassen, und man macht ohne Mühe ein unermeßliches Glück. Die armen Lumpe, welche vom Ufer zuschauen, wie man mit

vollen Segeln in der Fahrt ist, sind fast versteinert vor Erstaunen; sie begreifen nicht, wie man zu solchem Glücke gekommen ist, sie mißgönnen dem Glücklichen das günstige Geschick, und schreiben gegen ihn Flugschriften, die er nicht lies't. Ein solches günstiges Geschick waltete über Jeannot, den Vater, der bald Herr von Jeannotière wurde, und nachdem er nach Verlauf von sechs Monaten ein Marquisat gekauft hatte, seinen Sohn, den Herrn Marquis, von der Schule wegnahm, um ihn in Paris in die vornehme Welt einzuführen.

Der stets zärtliche Colin schrieb einen artigen Brief an seinen ehemaligen Schulkameraden und wünschte ihm herzlich Glück zu seiner neuen Lage. Jedoch der kleine Marquis ertheilte darauf keine Antwort, worüber Colin vor Schmerz krank wurde.

Der Vater und die Mutter gaben dem jungen Marquis sogleich einen Hofmeister. Dieser Hofmeister, der ein Mann von artigem Aeußern war, aber nichts verstand, konnte auch seinem Zöglinge nichts lehren. Der Herr Vater wollte zwar, der Sohn solle Latein lernen, jedoch die Frau Mutter wollte es nicht. Sie erwählten darauf zum Schiedsrichter einen durch allerliebste Werke damals berühmten Schriftsteller. Dieser wurde zur Tafel eingeladen. Der Herr des Hauses begann mit folgender Anrede an ihn: »Mein Herr, da Sie Latein verstehen, und ein Hofmann sind . . .« — »Wie! mein Herr, ich sollte Latein verstehen! ich verstehe davon kein Wort,« unterbrach ihn der Schöngeist, »und dies ist mein Glück gewesen; denn es liegt am Tage, daß man seine Muttersprache weit besser redet, wenn man das

Studium derselben zwischen ihr und fremden Sprachen nicht zu theilen braucht. Nehmen Sie zum Beispiel alle unsre Damen; sie besitzen einen weit anmuthigern Geist, als die Männer; ihre Briefe sind in einem hundertmal elegantern Styl geschrieben; und sie sind uns aus dem Grunde überlegen, weil sie kein Latein verstehen.«

»Nun, habe ich nicht Recht gehabt?« sagte Madame. »Ich will, daß mein Sohn ein Mann von Geist werde und sein Glück in der Welt mache; und jetzt sehen Sie doch ein, daß er verloren seyn würde, wenn er Latein verstände. Gebraucht man etwa bei den Schauspielen und Opern die lateinische Sprache? führt man einen Prozeß in lateinischer Sprache? macht man einen Liebesantrag in dieser Sprache?« Der Herr Gemahl, von diesen Gründen geblendet, gestand der Gegenpartei das Recht zu, und es wurde beschlossen, daß der junge Marquis seine Zeit nicht damit verschwenden solle, den Cicero, Horaz und Virgil zu lesen. »Aber was denn lernen? denn etwas muß er doch wissen; könnte man ihm nicht ein wenig Geographie lehren?« — »Wozu das?« entgegnete der Hofmeister. »Wenn der Herr Marquis seine Ländereien bereis't, sollten dann die Postillone die Wege nicht kennen? Gewiß, sie werden sich nicht verirren. Zum Reisen bedarf man keines Quadranten, und man reiset sehr bequem von Paris nach der Auvergne, ohne daß man nöthig hat, zu wissen, unter welchem Breitengrade man sich befindet.«

»Sie haben Recht,« versetzte der Vater; »aber ich habe von einer schönen Wissenschaft reden hören, welche man, wie ich glaube, die Astronomie nennt.« —

»Daß sich Gott erbarme!« rief der Hofmeister aus; »wird man denn in dieser Welt von den Sternen geleitet? und soll denn der Herr Marquis sich mit der Berechnung einer Eklipse zu Tode quälen, da er sie doch aufs genauste im Almanach angegeben findet, der ihm überdies die beweglichen Feste und das Alter des Mondes und das aller europäischen Prinzessinnen angibt?«

Madame war völlig der Meinung des Hofmeisters. Der kleine Marquis war aufs höchste erfreut; der Vater konnte indessen noch keinen rechten Entschluß fassen. »Was soll man denn meinem Sohne lehren?« sprach er. — »Liebenswürdig zu werden,« versetzte der Freund, den man um Rath fragte; »und wenn er die Mittel, zu gefallen, kennt, so weiß er Alles; er wird diese Kunst am besten bei seiner Frau Mutter lernen, ohne daß sich Beide die geringste Mühe dabei geben.«

Madame umarmte bei diesen Worten den allerliebsten Ignoranten, und sprach zu ihm: »Man sieht leicht, mein Herr, daß Sie der gelehrteste Mann der Welt sind; mein Sohn wird Ihnen seine ganze Erziehung verdanken; übrigens stelle ich mir vor, daß es nicht übel gethan seyn würde, wenn er ein wenig Geschichte triebe.« — »Ach! Madame, wozu möchte die gut seyn?« entgegnete er; »gewiß, nur die Tagesgeschichte ist anziehend und nützlich. Alle alten Geschichten sind, wie einer unserer Schöngeister sehr richtig bemerkte, offenbar nur Fabeln; und was die neuere betrifft, so ist sie ein Chaos, welches man nicht zu entwirren vermag. Was kann es Ihren Herrn Sohn kümmern, daß Carl der Große die zwölf Pairs von Frank-

reich eingesetzt hat, und daß sein Nachfolger ein Kahlkopf gewesen ist?«

»Sehr wahr gesprochen,« fiel der Hofmeister ein; »man erstickt den Geist der Kinder unter einer Masse von unnützen Kenntnissen; aber von allen Wissenschaften ist meiner Meinung nach die widersinnigste und jedes Genie zu lähmen am meisten geeignete die Mathematik. Diese lächerliche Wissenschaft beschäftigt sich mit Flächen, Linien und Punkten, welche in der Natur nicht vorhanden sind. Man zieht in Gedanken hunderttausend krumme Linien zwischen einem Kreise und einer ihn berührenden geraden Linie, obgleich man in der Wirklichkeit nicht einen Strohhalm durchziehen könnte. Die Mathematik ist in der That nur ein schlechter Spaß.«

Der Herr Marquis und die Frau Gemahlin verstanden zwar nicht recht, was der Hofmeister sagen wollte, indessen gaben sie ihm doch vollkommen Recht.

»Ein Herr, wie der Herr Marquis,« fuhr er fort, »darf sich das Gehirn durch diese leeren Studien nicht austrocknen. Sollte er aber einst eines höhern Meßkundigen bedürfen, um seine Güter ausmessen zu lassen, so kann er sie für sein Geld vermessen bekommen. Will er über das Alter seines bis in die fernsten Zeiten hinaufsteigenden Adels Aufklärung haben, so darf er nur an einen Benedictiner sich wenden. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit den Künsten. Ein junger Herr, unter glücklichen Verhältnissen geboren, ist weder Maler noch Musiker, noch Architect, noch Bildhauer; aber er bringt alle diese Künste in Flor, indem er sie durch seine Prachtliebe aufmuntert. Es ist doch unstreitig besser, sie zu be-

schützen, als sie aufzumuntern; es ist hinreichend, wenn der Herr Marquis Geschmack besitzt; der Künstler Sache dagegen ist es, für ihn zu arbeiten; und man hat daher sehr Recht, wenn man behauptet, daß Leute vom Stande (ich meine diejenigen, welche sehr reich sind) Alles wissen, ohne etwas gelernt zu haben, weil sie in der That durch die Länge der Zeit über alle Dinge urtheilen lernen, welche sie anordnen, und wofür sie bezahlen.«

Der liebenswürdige Unwissende nahm hierauf das Wort und sprach: »Sie werden sehr wohl eingesehen haben, Madame, daß der große Zweck des Menschen darin besteht, in der bürgerlichen Gesellschaft sein Glück zu machen. Aufrichtig gesprochen, erlangt man dieses Ziel durch die Wissenschaften? Fällt es wohl Jemanden ein, in guter Gesellschaft von der Mathematik zu reden? Fragt man wohl je einen feingebildeten Mann, welcher Stern heute mit der Sonne aufgeht? Fragt man wohl bei einem Souper, ob Chlodewig der Langhaar über den Rhein ging?« — »Nein gewiß nicht,« rief die Marquise de la Jeannotière aus, die vermöge ihrer Reize bisweilen in die große Welt eingeführt war, »und mein Herr Sohn soll sein Genie durch das Studium dieses Plunders nicht ersticken; aber was soll man ihm denn lehren? Denn gut ist es auf alle Fälle, daß ein junger gnädiger Herr, wie mein Herr Gemahl sagt, bei Gelegenheiten zu glänzen im Stande sey. Ich erinnere mich, von einem Abbé gehört zu haben, daß die interessanteste Wissenschaft etwas sey, welches ich nicht mehr zu nennen weiß, dessen Name aber mit einem B anfängt.« — »Mit einem B, Madame? Sollte es nicht etwa die

Botanik seyn?« — »Nein, die Botanik war es nicht, wovon er mir sagte; es begann, wie ich Ihnen sage, mit einem B und endigte mit einem on.« — »Ach! jetzt verstehe ich, Madame, es ist der Blason (die Wappenkunde); allerdings ist dies eine sehr gediegene Wissenschaft; sie ist jedoch aus der Mode gekommen, seit man nicht mehr sein Wappen an die Kutschenschläge malen läßt; sonst ist sie in einem wohl civilisirten Staate die nützlichste Wissenschaft der Welt. Uebrigens würde dies Studium ins Unendliche gehen, indem es heutiges Tages keinen Barbier gibt, der nicht sein Wappen hat, und Sie wissen, daß alles, was anfängt allgemein zu werden, in keinem großen Ansehen mehr steht.« — Endlich wurde, nachdem man die starke und schwache Seite der Wissenschaften untersucht hatte, entschieden, daß der Herr Marquis tanzen lernen solle.

Die Natur, welche überhaupt in allen Stücken das Meiste thut, hatte ihm ein Talent gegeben, welches sich bald mit dem besten Erfolge entwickelte, nämlich das Talent, auf eine anziehende Weise Vaudevilles zu singen. Die mit dieser hohen Gabe verknüpften Reize der Jugend machten bald, daß man ihn als einen sehr hoffnungsvollen jungen Mann betrachtete. Die Damen liebten ihn, und da er den Kopf von Liedern ganz erfüllt hatte, so machte er solche für seine Geliebten. Er stahl Bacchus und Amor aus einem Vaudeville, die Nacht und den Tag aus einem andern, die Reize und den Schrekken aus einem dritten; da aber in seinen Versen stets einige Füße zu wenig oder zu viel waren, so ließ er sie für zwanzig Pistolen für das Lied durchsehen und ver-

bessern und man wies ihm in den literarischen Jahrbüchern den Rang unter den La Fare Chaulieu, Hamilton, Sarrasin und Voiture an.

Die Frau Marquisin hielt sich jetzt für die Mutter eines Schöngeistes, und gab den Schöngeistern von Paris ein Souper. Der Kopf des jungen Mannes wurde nun bald völlig verdreht; er lernte die Kunst, über Alles zu reden, ohne selbst zu wissen, worüber er sprach, und vervollkommnete sich in der Gewohnheit, zu nichts tüchtig zu seyn. Als sein Vater ihn so beredt sah, bedauerte er unendlich, ihm nicht haben Latein lehren zu lassen, weil er ihm dann eine bedeutende Civilstelle gekauft haben würde. Die Mutter, welche von weit erhabenern Gefühlen beseelt war, gab sich Mühe, um ein Regiment für ihren Sohn nachzusuchen; und mittlerweile knüpfte er eine Liebschaft an. Die Liebe kostet bisweilen mehr, als ein Regiment. Er verschwendete viel, während seine Eltern noch mehr verschwendeten, um auf einem hohen Fuße zu leben.

Eine junge Witwe vom Stande, ihre Nachbarin, welche nur ein mittelmäßiges Vermögen besaß, war wohl geneigt, die großen Reichthümer von Herrn und Madame de la Jeannotière auf die Weise in Sicherheit zu bringen, daß sie sich dieselben zueignen und den jungen Marquis heirathen wollte. Sie zog ihn an sich, sie hörte nachsichtig seine Ausdrücke der Liebe an, sie ließ ihn merken, daß er ihr nicht gleichgültig sey, sie führte ihn allmählig weiter, sie bezauberte ihn und legte ihn ohne Mühe in Fesseln. Bald hielt sie ihm Lobreden, bald ertheilte sie ihm Rathschläge; sie wurde die beste Freundin des Vaters

und der Mutter. Eine alte Nachbarin brachte die Heirath in Vorschlag; die Eltern, geblendet von dem Glanz dieser Verbindung, nahmen mit Freuden den Vorschlag an, und gaben ihren einzigen Sohn ihrer vertrauten Freundin. Der junge Marquis stand nun im Begriff, eine Frau zu heirathen, welche er anbetete, und von der er geliebt wurde; die Hausfreunde wünschten ihm Glück, und man setzte die Ehepacten auf, arbeitete an den Hochzeitskleidern und an dem Hochzeitsgedichte.

Eines Morgens lag er auf den Knien vor der liebenswürdigen Braut, welche die Liebe, die Hochachtung und Freundschaft ihm geschenkt hatten. Sie schmeckten Beide in einer zärtlichen und belebten Unterhaltung die Erstlinge ihres Glückes; sie gedachten schon des Himmels auf Erden, der ihnen bevorstehe, als ein Kammerdiener der Frau Mutter in der größten Bestürzung hereintrat. »Ich muß Ihnen eine ganz unerwartete Nachricht bringen,« sprach er; »Gerichtsdiener räumen das Haus des Herrn Marquis und der Frau Marquisin aus; die Gläubiger haben Alles in Beschlag genommen; man spricht sogar von Verhaftung, und ich werde mir alle mögliche Mühe geben, um meinen Lohn ausbezahlt zu erhalten.« — »Ich will doch sehen,« versetzte der Marquis, »was das zu bedeuten haben mag, was es mit diesem sonderbaren Ereigniß für ein Bewandtniß hat.« — »Thun Sie das,« sprach die Witwe, »bestrafen Sie die Schurken, beeilen Sie sich.« — Er eilt hin, er kommt nach Hause; sein Vater ist bereits im Gefängnisse und alle Dienstboten haben sich mit allem, was sie fortschleppen konnten, aus dem Staube gemacht. Seine Mutter war allein; Nie-

mand leistete ihr Hülfe, Niemand tröstete sie, sie schwamm in Thränen; nicht swar ihr übrig geblieben, als das Andenken an ihr Glück, ihre Schönheit, ihre Fehler und ihre tollen Verschwendungen.

Nachdem der Sohn eine Weile mit der Mutter geweint hatte, sprach er zu ihr: »Wir dürfen nicht verzweifeln; die junge Witwe liebt mich unendlich; ihr Edelmuth übertrifft noch ihren Reichthum, ich stehe für sie ein; ich eile zu ihr und werde sie zu Ihnen führen.« — Er kehrt daher zu seiner Geliebten zurück und — findet sie tête - à - tête mit einem jungen, sehr liebenswürdigen Offizier zusammen. »Wie! Sie sind es, Herr von La Jeannotière; was führt Sie hieher? Lassen Sie so Ihre Mutter im Stich? Gehen Sie zu dieser armen Frau, und sagen Sie ihr, daß ich ihr stets alles Gute wünsche. A propos, ich habe gerade eine Kammerfrau nöthig; ist sie geneigt, diese Stelle anzunehmen, so gebe ich ihr den Vorzug.« — »Mein Junge, Du scheinst mir recht gewandt zu seyn,« sprach der Offizier; »willst Du in meine Compagnie treten, so werde ich Dir ein gutes Engagement verschaffen.«

Der Marquis eilte betäubt und mit einem Herzen voll Wuth fort, und suchte seinen ehemaligen Hofmeister auf, dem er seinen Kummer ausschüttete und ihn um seinen Rath ersuchte. Der Hofmeister schlug ihm vor, seinem Beispiele zu folgen und Erzieher von Kindern zu werden. Ach! ich weiß nichts, Sie haben mir nichts gelehrt, und Sie sind die erste Ursache meines Unglücks;« und er schluchzte laut bei diesen Worten. »Schreiben Sie Romane,« sprach ein Schöngeist zu ihm, der gerade

gegenwärtig war; »dies ist eine herrliche Hülfsquelle in Paris.«

Der junge Mann, dessen Verzweiflung auf's Höchste gestiegen war, eilte zum Beichtvater seiner Mutter. Dieser Beichtvater war ein in großem Ansehen stehender Theatiner, der nur der Gewissensrath von Frauen des ersten Ranges war. Sobald er Herrn von La Jeannotière erblickte, eilte er auf ihn zu. »Seyn Sie mir gegrüßt, mein werther Herr Marquis! wie befindet sich Ihre Frau Mutter, die Marquisin? Aber, Herr Marquis, wo ist denn Ihre Equipage?« Der arme Unglückliche erzählte ihm, welches Mißgeschick seine Familie betroffen. Während er sprach, wurde die Miene des Theatiners immer ernster, gleichgültiger und wichtiger. »Mein Sohn,« sprach er zuletzt, »dahin wollte Gott Sie haben; die Reichthümer gereichen dem Herzen zum Verderben; — Gott ist also gegen Ihre Mutter so gnädig gewesen, sie an den Bettelstab zu bringen?«

»Ja, mein Herr.« — »Desto besser, sie darf sich um so mehr von dem Heil ihrer Seele überzeugt halten.« — »Aber, mein ehrwürdiger Vater, würde mittlerweile kein Mittel vorhanden seyn, in dieser Welt einigen Beistand zu erlangen?« — »Leben Sie wohl, mein Sohn; »es erwartet mich eine Hofdame.«

Der Marquis war einer Ohnmacht nahe; seine Freunde behandelten ihn nicht viel besser; und er lernte die Welt in einem halben Tage genauer kennen, als in dem ganzen übrigen Theile seines Lebens.

Indem er so von der Verzweiflung ganz niedergedrückt war, sah er eine altmodische, mit ledernen Vor-

hängen versehene und einem bedeckten Karren gleichende leichte Chaise auf sich zukommen, welcher vier große, schwer beladene Wagen folgten. In der Chaise saß ein junger Mann in einem unmodischen, ländlichen Anzuge, aber mit rundem, frischem Antlitze, aus dem Güte und Frohsinn hervorleuchteten. Seine kleine Frau, eine Brünette, und die trotz ihres ländlichen Ansehens recht liebenswürdig schien, saß neben ihm. Der Wagen rollte nicht so leicht und schnell, als der eines Petitmaitre's einher; daher hatte der Reisende Zeit genug, den in seinen Schmerz versunkenen, unbeweglich dastehenden Marquis genau ins Auge zu fassen. »Ach! mein Gott!« rief er aus, »ich glaube, es ist Jeannot.« Als der Marquis diesen Namen nennen hörte, blickte er auf, und der Wagen hielt an. »Ja, es ist Jeannot, es ist Jeannot!« ertönte es aus demselben von Neuem. Der kleine starke Mann sprang mit einem Satze aus dem Wagen und eilte auf den Marquis zu, um seinen alten Schulkameraden zu umarmen. Jeannot erkannte Colin wieder; vor Scham und Thränen vermochte er kein Wort hervorzubringen.» Du hast mir Deine Freundschaft entzogen,« sprach Colin; »aber magst Du immerhin ein hoher Herr seyn, so werde ich dennoch nie aufhören, Dich innig zu lieben.« Jeannot, verlegen und gerührt, erzählte ihm schluchzend einen Theil seiner Geschichte. »Komm mit mir in meinen Gasthof und erzähle mir dort das Uebrige,« versetzte darauf Colin; »umarme meine kleine Frau, und wir wollen dann zusammen zu Mittag speisen.«

Sie gingen alle Drei zu Fuß weiter; die Wagen folgten ihnen. »Was hat es mit diesem ganzen Troß

auf sich?« fragte Jeannot; »gehört Dir dieses Alles?« — »Ja, mir und meiner Frau. Wir sind vom Lande hereingekommen; ich stehe einer großen Fabrik von verzinntem Eisen und Kupfer vor. Ich habe die Tochter eines reichen Kaufmannes geheirathet, der im Großen wie im Kleinen, mit allerhand nothwendigen Geräthschaften handelt; wir arbeiten nach besten Kräften; Gott hat uns gesegnet; wir haben indessen nichts in unserer Lebensart geändert; wir sind glücklich, und wir wollen unserm Freunde Jeannot helfen. Schlage Dir den Marquis aus dem Sinn; alle Würden dieser Erde wiegen einen treuen Freund nicht auf. Kehre mit mir auf das Land zurück, ich werde Dich mit meinem Geschäfte bekannt machen, welches sich leicht erlernen läßt; ich werde Dich daran Theil nehmen lassen, und wir werden in dem Winkel der Erde, wo wir geboren sind, heiter und froh leben.«

Jeannot, betäubt von allen diesen Dingen, fühlte sich getheilt zwischen Schmerz und Freude, zwischen Liebe und Scham, und er sprach bei sich selbst: »Alle meine Freunde mit freundlichem Aeußern haben mich im Stich gelassen, und Colin, den ich mit Geringschätzung behandelt habe, ist der Einzige, der mir in meiner Noth beisteht.« Welche Lehre! Colin's gutes Herz entwickelte in Jeannot's Herzen den guten Keim, den die Welt noch nicht ganz erstickt hatte. Er fühlte, daß er seinen Vater und seine Mutter nicht verlassen könne. »Für Deine Mutter werden wir Sorge tragen, und was Deinen Vater betrifft, der im Gefängnisse sitzt, so verstehe ich mich ein wenig auf die Dinge; seine Gläubiger werden, wenn sie sehen, daß nichts mehr da ist, sich gern mit Wenigem

begnügen; ich werde Alles in Ordnung bringen.« Und in der That, Colin brachte es bald dahin, daß Jeannot's Vater der Haft entlassen wurde. Jeannot kehrte mit seinen Eltern, welche ihr vormaliges Geschäft fortsetzten, in seinen Geburtsort zurück. Er heirathete eine Schwester Colin's, welche, da sie dieselben Gesinnungen, wie ihr Bruder hegte, ihn sehr glücklich machte. Sowohl Jeannot der Vater, als auch Jeannotte die Mutter und Jeannot der Sohn fanden, daß das Glück nicht in eitlen Dingen beruht.

beruhigten sich meine Aeltern. [illegible] in der Folge, Conrad [illegible], daß Jeannette's Vater bei [illegible] gestorben wurde. Jeannette folgte mit ihrem Gatten, welcher die verwaiste Gesellschaft fortsetzte, in seinem Geburtsorte nach. [illegible] Sohne [illegible], [illegible] Gesinnungen, wie die Mutter [illegible] gütlich machte. Conrad Jeannette [illegible], als auch Jeannette die Mutter und Jeannette der Sohn fanden, daß das Glück nicht in eitlen Dingen beruht.

Der weiße Stier.

Aus dem Syrischen übersetzt

von

Mamaki,

Sr. Maj. des Königs von England Dolmetscher für die orientalischen Sprachen.

Erstes Kapitel.

Wie die Prinzessin Amaside einen Ochsen antraf.

Die junge Prinzessin Amaside, Tochter des Königs von Tanis in Aegypten, Amasis, lustwandelte eines Tages auf dem Wege nach Pelusium mit den Damen ihres Gefolges. Sie war in eine tiefe Trauer versunken; die Thränen flossen aus ihren schönen Augen. Man weiß, welches die Ursache ihres Schmerzes war, und wie sehr sie dem Könige, ihrem Vater, wegen dieses Schmerzes selbst zu mißfallen fürchtete. Der alte Mambrès, seit undenklichen Zeiten Magier und Eunuch der Pharaonen, war bei ihr und ging ihr fast nie von der Seite. Er sah sie geboren werden, er erzog sie und lehrte ihr alles, was einer schönen Prinzessin von den wissenschaftlichen Schätzen Aegyptens zu wissen erlaubt ist. Amasiden's Geist kam ihrer Schönheit gleich; sie war eben so gefühlvoll, eben so sanft, als liebenswürdig; und eben dieses gefühlvolle Herz preßte ihr die vielen Thränen aus.

Die Prinzessin war vier und zwanzig Jahr alt; der Magier Mambrès dagegen dreizehnhundert. Er, wie bekanntlich derselbe, welcher mit dem großen Moses jenen denkwürdigen Streit hatte, in welchem der Sieg zwischen diesen beiden hochgelehrten Philosophen lange Zeit schwankte. Wenn Mambrès besiegt wurde, so war dies nur dem

sichtbaren Schutze der himmlischen Mächte beizumessen, welche seinen Nebenbuhler begünstigten; denn nur durch Hülfe der Götter konnte Mambrès überwunden werden.

Amasis machte ihn zum Oberintendanten des Hauses seiner Tochter; diesen Functionen stand er mit seiner gewöhnlichen Weisheit vor; die schöne Amaside rührte ihn durch ihre Seufzer. »O, mein Geliebter! mein junger, theurer Geliebter!« rief sie bisweilen aus; »o, Du größter der Sieger, Du vollkommenster, schönster der Menschen! wie! seit fast sieben Jahren bist Du verschwunden von der Erde! welcher Gott hat Dich Deiner so zärtlich Dich liebenden Amaside entrissen? Du bist nicht todt, die gelehrten Propheten Aegyptens bezeugen dies; aber Du bist todt für mich, ich bin allein auf der Erde, sie ist öde für mich. Durch welches merkwürdige Wunder hast Du Deinen Thron und Deine Geliebte verlassen? Deinen Thron! freilich war er der erste der Welt, allein dies will wenig bedeuten; aber mich, die ich Dich anbete, o, mein theurer Na....!« Sie wollte den Namen vollends aussprechen. »Hüten Sie sich, diesen unglücklichen Namen zu nennen,« versetzte schnell der weise Mambrès, der alte Magier und Eunuch der Pharaonen. »Sie könnten von einer Ihrer Pallastdamen verrathen werden. Sie sind Ihnen alle ergeben, und alle schöne Damen machen sich ohne Zweifel ein Verdienst daraus, den edlen Leidenschaften der schönen Prinzessinnen zu dienen; inzwischen kann sich immer eine Unbedachtsame, und selbst mit aller Gewalt eine Treulose finden. Sie wissen, daß der König, Ihr Vater, wie sehr er Sie übrigens auch liebt, doch geschworen hat, Ihnen den Kopf abschlagen zu las-

sen, wenn Sie jenen fürchterlichen Namen, der Ihnen stets entschlüpfen will, aussprechen. Weinen Sie, aber schweigen Sie. Dies ist ein sehr hartes Gebot; aber Sie sind in der ägyptischen Weisheit unterrichtet, und werden also Ihrer Zunge zu gebieten wissen. Bedenken Sie, daß Harpokrates, einer unserer größten Götter, stets den Finger auf den Mund hält.« Die schöne Amaside weinte und sprach kein Wort mehr.

Während sie sich nun schweigend den Ufern des Nils näherte, bemerkte sie von fern unter einem vom Flusse bespülten Gebüsche ein altes, mit grauen Lumpen bedecktes Weib auf einer Erhöhung sitzen, welche eine Eselin, einen Hund und einen Bock neben sich hatte. Vor ihr lag eine Schlange, welche jedoch nicht wie die gewöhnlichen Schlangen war; denn ihre Augen waren eben so sanft als lebhaft; ihre Physiognomie war edel und interessant; ihre Haut glänzte von den lebhaftesten und zugleich sanftesten Farben. Ein ungeheurer, halb aus dem Wasser hervorragender Fisch war nicht minder bewundernswerth als die übrigen Personen der Gesellschaft. Auf einem Zweige saßen ein Rabe und eine Taube. Alle diese Kreaturen schienen ein lebhaftes Gespräch mit einander zu führen.

»Ach!« sprach die Prinzessin bei sich selbst, »jene Leute reden sonder Zweifel von ihrer Liebe, und mir ist es nicht erlaubt, den Namen dessen auszusprechen, den ich liebe!«

Die Alte hielt in ihrer Hand eine hundert Ellen lange, leichte, stählerne Kette, an die ein auf der Wiese grasender Stier gebunden war. Dieser Stier war weiß,

rund, wie gedrechselt, fleischig und zugleich flink und behende, welches sehr selten ist. Seine Hörner waren von Elfenbein. Man konnte nie etwas Schöneres in seiner Art sehen. Selbst der Stier der Pasiphäa, oder der, dessen Gestalt Jupiter annahm, um die schöne Europa zu entführen, kam diesem schönen Thiere nicht gleich. Die liebenswürdige Quene, in welche Isis verwandelt wurde, wäre seiner kaum würdig gewesen.

Sobald der Stier die Prinzessin erblickte, eilte er auf sie zu mit der Schnelligkeit eines jungen arabischen Hengstes, welcher über die weiten Ebenen und die Flüsse des alten Saba springt, um hinzueilen nach der prachtvollen Stute, die in seinem Herzen herrscht und ihn die Ohren spitzen läßt. Die Alte gab sich alle Mühe, um ihn zurückzuhalten; die Schlange schien ihn durch ihr Pfeifen zu erschrecken; der Hund eilte ihm nach und biß ihn in seine schönen Beine; auch der Esel trabte herbei und suchte ihn durch Schläge, die er ihm mit den Hinterbeinen versetzte, zum Umkehren zu bewegen. Der große Fisch erhob sich aus dem Nil, schnellte sich aus dem Wasser heraus und drohte ihn zu verschlingen; der Bock rührte sich nicht von der Stelle, er war von großer Furcht ergriffen; der Rabe flog um den Kopf des Stiers und schien ihm die Augen aushacken zu wollen. Bloß die Taube flog ihm aus Neugierde nach und rief ihm mit sanftem Girren Beifall zu.

Ein so außerordentliches Schauspiel versetzte Mambrès in ein tiefes Nachdenken. Mittlerweile war der Stier, der seine Kette und die Alte nach sich zog, bereits zu der Prinzessin gelangt, welche von Erstaunen

und Furcht ergriffen war. Er warf sich ihr zu Füßen, er küßte sie, er vergoß Thränen und betrachtete sie mit Blicken, in denen Schmerz und Freude auf eine unaussprechliche Weise gemischt lagen. Er wagte nicht zu brüllen, aus Furcht, die schöne Amaside zu erschrecken. Sprechen konnte er nicht. Ein vom Himmel einigen Thieren verstatteter schwacher Gebrauch der Stimme war ihm versagt; aber desto mehr redeten alle seine Geberden. Er gefiel der Prinzessin sehr. Sie fühlte, daß ein unschuldiges Vergnügen auf einige Augenblicke den größten Schmerz verbannen könne. »Welch liebenswürdiges Thier!« sprach sie; »ich möchte es gern in meinem Stalle haben.«

Bei diesen Worten beugte der Stier seine vier Knie und küßte die Erde. »Er versteht mich,« rief die Prinzessin aus; »er gibt mir zu verstehen, daß er mir angehören will. Ach! göttlicher Magier, göttlicher Eunuch, gewähren Sie mir die Freude, kaufen Sie mir diesen schönen Cherub *); handeln Sie mit der Alten, welcher er ohne Zweifel gehört. Ich wünsche, daß dieses Thier mir gehöre; schlagen Sie mir dieses unschuldige Vergnügen nicht ab.« Alle Pallastdamen vereinigten ihre Bitten mit denen der Prinzessin. Mambrès ließ sich erweichen und ging zur Alten.

---

*) Bedeutet im Chaldäischen und Syrischen einen Ochsen.

Zweites Kapitel.

Wie der weise Mambrès, vormaliger Zauberer Pharao's, eine Alte wiedererkannte, und wie er von ihr wiedererkannt wurde.

»Madame,« sprach er zu ihr, »Sie wissen, daß die Damen, und insbesondere die Prinzessinnen etwas haben müssen, womit sie sich belustigen. Die Tochter des Königs ist verliebt in Ihren Stier; ich ersuche Sie daher, ihn mir zu verkaufen, Sie werden baare Zahlung erhalten.«

»Mein gnädiger Herr,« entgegnete die Alte, »dieses köstliche Thier gehört nicht mir. Ich sowohl, wie alle die Thiere, welche Sie gesehen haben, haben den Auftrag, seiner mit Sorgfalt zu hüten, auf alle seine Schritte Acht zu geben und darüber Bericht abzustatten. Gott solle mich behüten, dieses unbezahlbare Thier jemals verkaufen zu wollen!«

Mambrès betrachtete bei diesen Worten die Alte im grauen Mantel immer aufmerksamer; es begann eine Sache sich ihm zu enträthseln, welche ihm bisher noch im Dunkel gelegen zu haben schien. »Verehrenswerthe Dame,« sprach er endlich, »täusche ich mich nicht, so habe ich Sie früher schon gesehen.« — »Ich täusche mich nicht,« versetzte die Alte; »ich habe Sie vor siebenhundert Jahren auf einer Reise gesehen, welche ich einige Monate nach Troja's Zerstörung, und zur Zeit, als Hiram über Tyrus und Nephel Keres über Aegypten herrschte, von Syrien nach Aegypten unternahm.«

»Ei, Madame!« rief der Greis aus, »Sie sind die erlauchte Zauberin von Endor. »Und Sie, mein gnä-

diger Herr,« versetzte die Zauberin, ihn umarmend, »Sie sind der große Mambrès von Aegypten.«

»O, unverhofftes Zusammentreffen! o, denkwürdiger Tag! o, Schicksalsschlüsse!« rief Mambrès aus; »gewiß ist es nicht ohne den Willen der ewigen Vorsehung geschehen, daß wir uns hier auf dieser Wiese, am Ufer des Nils und in der Nähe der herrlichen Stadt Tanis wiederfinden. Wie! Sie sind es, Madame, Sie, welche an den Ufern Ihres kleinen Jordans so berühmt und die erste Person auf der Welt waren, um Schatten hervorzurufen!« — »Wie! Sie sind es, gnädiger Herr, der Sie sich dadurch so sehr berühmt machten, daß Sie Stäbe in Schlangen, Licht in Finsterniß und Flüsse in Blut verwandelten!« — »Ja, Madame; allein mein hohes Alter hat meine Kenntnisse und meine Macht zum Theil vermindert. Denn ich weiß nicht, woher Sie jenen Stier haben, und wer jene Thiere sind, welche ihn mit Ihnen bewachen.« Die Alte sammelte sich, hob die Augen zum Himmel empor und sprach dann folgendergestalt:

»Mein theurer Mambrès, wir sind eines Gewerbes; allein es ist mir ausdrücklich verboten, Ihnen zu sagen, wer jener Stier ist. Jedoch was die übrigen Thiere betrifft, so kann ich Ihre Neugierde befriedigen; Sie werden sie leicht an den sie characterisirenden Wahrzeichen erkennen. Jene Schlange ist dieselbe, welche Eva überredete, einen Apfel zu essen und davon auch ihrem Manne zu essen zu geben. Die Eselin ist dieselbe, welche in einem Hohlwege mit Bileam, ihrem Zeitgenossen, sprach. Der Fisch, dessen Kopf stets aus dem Wasser hervorragt,

ist derselbe, der vor einigen Jahren den Jonas verschlang. Der Hund ist derselbe, der den Engel Raphael und den jungen Tobias auf ihrer Reise nach Rages in Medien, zur Zeit des großen Salmanassar, begleitete. Jener Bock ist derselbe, der alle Sünden einer Nation versöhnt; jener Rabe und jene Taube sind dieselben, welche in der Arche Noah's waren: großes, wunderbares Ereigniß, allgemeine Katastrophe, von der fast die ganze Erde noch nichts weiß! Sie sind also jetzt von Allem unterrichtet. Was indessen den Stier betrifft, so werden Sie darüber nichts erfahren.«

Mambrès hörte ehrfurchtsvoll zu. Darauf sprach er: »Der Ewige entdeckt, was er will und wem er will, erhabene Zauberin. Alle jene Thiere, welche mit Ihnen den weißen Stier zu bewachen haben, sind nur Ihrer edelmüthigen und liebenswürdigen Nation, welche selbst fast auf der ganzen Welt unbekannt ist, bekannt. Die Wunder, welche Sie und die Ihrigen und ich und die Meinigen verrichtet haben, werden einst ein großer Gegenstand des Zweifels und Aergernisses bei den falschen Weisen werden. Glücklicherweise werden sie Glauben finden bei den wahren Weisen, welche in einem kleinen Theile der Welt den Hellsehenden unterworfen sind, und dies ist alles, was es bedarf.«

Während er mit der Alten redete, zupfte ihn die Prinzessin am Aermel und sagte zu ihm: »Mambrès, werden Sie meinen Stier nicht kaufen?« Der Magier, in tiefes Nachdenken versunken, antwortete nicht, und Amaside vergoß Thränen.

Sie wandte sich darauf an die Alte selbst und sprach

zu ihr: »Meine Gute, ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen das Theuerste auf der Welt ist, bei Ihrem Vater, bei Ihrer Mutter, Ihrer Amme, die ohne Zweifel sämmtlich noch leben, mir nicht allein Ihren Stier, sondern auch die Taube, die er sehr zu lieben scheint, zu verkaufen. Von Ihren übrigen Thieren verlange ich keins; aber ich bekomme Krämpfe, wenn Sie mir nicht jenen herrlichen weißen Stier verkaufen, der mir meine einzige Freude auf der Welt seyn wird.«

Die Alte küßte ihr ehrfurchtsvoll die Fransen ihres Gaze-Kleides und erwiederte: »Prinzessin, mein Stier ist nicht zu verkaufen; ich habe dies bereits Ihrem berühmten Magier gesagt. Alles, was ich Ihnen zu Gefallen thun könnte, wäre, daß ich ihn in der Nähe Ihres Pallastes täglich weiden ließe, Sie könnten ihn liebkosen, ihm Zwieback geben und ihn nach Gefallen tanzen lassen. Jedoch darf er den ihn begleitenden und mit seiner Bewachung beauftragten Thieren nie aus den Augen kommen. Wenn er ihnen nur nicht entwischen will, so werden sie ihm nichts zu Leide thun; aber wenn er noch einmal seine Kette zu zerreißen sucht, wie er vorhin that, als er Sie erblickte, dann leider! kann ich nicht für sein Leben einstehen. Jener große Fisch, den Sie dort sehen, würde ihn unfehlbar verschlingen und ihn länger als drei Tage in seinem Magen behalten, oder jene Schlange, die Ihnen so höchst sanft und so höchst liebenswürdig schien, könnte ihm einen tödtlichen Stich beibringen.«

Der weiße Stier, der alles, was die Alte sprach, vollkommen verstand, aber nicht reden konnte, nahm alle

diese Vorschläge mit unterwürfiger Miene an. Er legte sich zu den Füßen der Alten nieder, brüllte leise, betrachtete Amaside mit Zärtlichkeit und schien ihr sagen zu wollen: »Besuchen Sie mich bisweilen im Grase.« Die Schlange nahm darauf das Wort und sprach zu ihr: »Prinzessin, ich rathe Ihnen, blindlings zu thun, was Mademoiselle von Endor Ihnen gesagt hat.« Auch die Eselin sprach ihr Wörtlein mit ein und war der Meinung der Schlange. Amaside schmerzte es, daß die Schlange und die Eselin so gut redeten, und dagegen ein weißer Stier, der so edle und zärtliche Gefühle hegte, sie nicht auszudrücken vermochte. »Ach!« sprach sie ganz leise für sich, »nichts ist gewöhnlicher am Hofe; dort sieht man täglich schöne Herren, welche keine Unterhaltungsgabe besitzen, und dagegen Unthiere, welche mit zuversichtlicher Miene reden.«

»Jene Schlange ist kein Unthier,« versetzte Mambrès; »täuschen Sie sich darüber nicht; sie ist vielleicht eine der angesehensten Personen.«

Der Tag neigte sich zu Ende, die Prinzessin war genöthigt heimzukehren; ehe sie fortging, versprach sie jedoch, am folgenden Tage um dieselbe Stunde wiederzukommen. Ihre Pallastdamen waren außer sich vor Verwunderung; sie begriffen nichts von alle dem, was sie gesehen und gehört hatten. Mambrès stellte seine Betrachtungen an. Die Prinzessin dachte darüber nach, daß die Schlange die Alte Mademoiselle genannt hatte, schloß daraus, daß sie noch Jungfrau sey und fühlte einige Bekümmerniß darüber, es noch selbst zu seyn — eine Ehrfurcht erregende Bekümmerniß, welche sie mit eben

so großer Aengstlichkeit verhehlte, wie den Namen ihres Geliebten.

Drittes Kapitel.

Wie die schöne Amaside eine geheime Unterredung mit einer schönen Schlange hatte.

Die schöne Amaside empfahl ihren Damen Verschwiegenheit über das, was sie gesehen hatten, an. Sie versprachen es alle, und in der That, sie hielten ihr Versprechen einen ganzen Tag über. Man kann denken, daß Amaside diese Nacht wenig schlief. Ein unerklärbares Entzücken erinnerte sie unaufhörlich an ihren schönen Stier. Sobald sie mit ihrem weisen Magier wieder im Freien war, sprach sie zu ihm: »O, großer Weiser! dieses Thier verdreht mir den Kopf.« — »Auch beschäftigt er sehr den meinigen,« versetzte Mambrès. »Ich sehe deutlich ein, daß dieser Cherub weit erhaben über seine Thiergattung ist. Ich sehe, daß hier ein großes Geheimniß zum Grunde liegt, allein ich fürchte zugleich ein trauriges Ereigniß. Ihr Herr Vater Amasis ist heftig und argwöhnisch; diese ganze Angelegenheit erheischt, daß Sie sich mit der größten Klugheit benehmen.«

»Ach!« entgegnete die Prinzessin, »ich besitze eine zu große Neugierde, um klug zu Werke zu gehen; sie ist die einzige Leidenschaft, welche sich in meinem Herzen mit der vereinigen könnte, die mich wegen des Geliebten verzehrt, den ich verloren habe. Wie! sollte ich nicht

wissen dürfen, wer jener weiße Stier ist, der in mir eine so unendliche Unruhe erregt?«

»Madame,« erwiederte ihr Mambrès, »ich habe Ihnen bereits gestanden, daß meine Kenntnisse in eben dem Grade abnehmen, wie mein Alter zunimmt; aber sehr müßte ich mich täuschen, wenn nicht die Schlange um dasjenige weiß, welches Sie so sehnlichst zu wissen wünschen. Sie hat Geist; sie weiß sich gut auszudrücken, und ist seit langer Zeit gewohnt, sich in die Angelegenheiten der Damen zu mischen.« — »Ach! sicher ist es die schöne Schlange Aegyptens, welche, sich in den Schwanz beißend, das Symbol der Ewigkeit ist,« versetzte die Prinzessin; »welche die Welt erleuchtet, sobald sie die Augen öffnet, und sie in Dunkel hüllt, sobald sie die Augen schließt.« — »Nein, Madame.« — »Also die Schlange des Aeskulap?« — »Auch nicht.« — »Vielleicht ist es Jupiter in der Gestalt einer Schlange?« — »Keinesweges.« — »Ach! nun weiß ich, es ist Ihr Stab, den Sie vormals in eine Schlange verwandelten?« — »Nein, sage ich Ihnen, Madame; aber alle diese Schlangen sind aus einer und derselben Familie. Jene da steht in großem Rufe in ihrem Lande und gilt daselbst für die gewandteste Schlange, welche man je gesehen hat. Wenden Sie sich an sie. Aber ich sage Ihnen, daß dies ein sehr gefährliches Unternehmen ist. Wäre ich an Ihrer Stelle, so ließe ich den Stier, die Eselin, die Schlange, den Fisch, den Hund, den Bock, den Raben und die Taube ruhig gehen. Aber Ihre Leidenschaft reißt Sie fort; alles, was ich thun kann, ist, Mitleiden mit Ihnen zu haben und zu zittern.«

Die Prinzessin beschwor ihn, ihr ein tête-à-tête mit der Schlange zu verschaffen. Der gutmüthige Mambrès willigte ein, und indem er tief darüber nachdachte, suchte er seine Zauberin auf. Er stellte ihr die Grille seiner Prinzessin auf eine so einnehmende Weise vor, daß er sie überredete.

Die Alte entgegnete ihm also, daß Amaside die Gebieterin sey; daß die Schlange sehr gut zu leben wisse; daß sie sich sehr artig gegen die Damen zu benehmen wisse; daß sie nichts weiter verlange, als sie zu verpflichten, und daß sie sich zu dem Rendezvous einfinden werde.

Der alte Magier eilte zur Prinzessin, ihr diese gute Nachricht zu überbringen; aber noch immer fürchtete er irgend ein Unglück, und stellte darüber seine Betrachtungen an. »Sie wollen mit der Schlange reden, Madame; dies kann geschehen, wann es Ew. Hoheit gefällig ist. Bedenken Sie, daß man ihr sehr schmeicheln muß; denn jedes Thier ist ganz von Eigenliebe zusammengesetzt, insbesondere aber die Schlange. Man sagt sogar, sie sey vormals aus einem schönen Aufenthalte vertrieben worden, grade ihres unbegrenzten Stolzes wegen.« — »Davon habe ich nie etwas gehört,« versetzte die Prinzessin. — »Ich glaube es wohl,« erwiederte der Greis. Darauf theilte er ihr alle Gerüchte mit, welche über diese berühmte Schlange im Umlauf gewesen waren. »Aber, Madame, welche sonderbare Abentheuer ihr auch begegnet seyn mögen, so können Sie ihr nur dadurch ihr Geheimniß entreißen, daß Sie ihr schmeicheln. Man sagt ihr in einem benachbarten Lande nach, daß sie den Frauen vormals einen hängenswerthen Streich gespielt habe; es ist

daher nicht mehr als recht und billig, daß ihrerseits eine Frau sie verführe.« — »Ich werde mein Möglichstes thun,« sprach die Prinzessin.

Sie begab sich darauf mit ihren Pallastdamen und dem guten verschnittenen Magier auf den Weg. Die Alte ließ den weißen Stier in geraumer Ferne grasen. Mambrès ließ Amaside nach Gefallen gehen, und knüpfte eine Unterhaltung mit seiner Zauberin an. Die Ehrendame unterhielt sich mit der Eselin; die Gesellschaftsdamen belustigten sich mit dem Bock, dem Hunde, dem Raben und der Taube. Der große Fisch aber, der Jedermann in Schrecken setzte, stürzte sich auf Befehl der Alten wieder in die Fluten des Nils.

Die Schlange eilte der schönen Amaside voran in das Gebüsch, wo sie mit einander folgende Unterredung hatten.

Die Schlange. »Sie glauben nicht, Madame, wie sehr ich mich geschmeichelt fühle, daß Sie diese Ehre mir zu erzeigen geruhen.«

Die Prinzessin. »Madame, Ihr großer Ruf, die Feinheit Ihrer Züge und der Glanz Ihrer Augen haben mich leicht vermocht, dieses tête-à-tête zu suchen. Ich weiß durch die allgemeine Stimme (wenn sie nicht trügt), daß Sie eine angesehene, vornehme Dame in dem empyräischen Himmel gewesen sind.«

Die Schlange. »Es ist wahr, Madame, ich habe darin einen sehr ausgezeichneten Platz eingenommen. Man behauptet, ich sey ein in Ungnade gefallener Günstling; dies ist ein Gerücht, welches sich zuerst in Indien

verbreitete *). Die Braminen waren die Ersten, welche eine lange Erzählung von meinen Abentheuern schrieben. Ich zweifele nicht, daß nicht einst nordische Dichter über diesen Gegenstand ein sehr bizarres episches Gedicht machen werden; denn in der That, dies ist alles, was man daraus machen kann. Uebrigens bin ich durchaus nicht so tief gefallen, als daß ich nicht noch auf dieser Erde eine sehr beträchtliche Besitzung haben sollte. Ich wage fast zu sagen, daß mir die ganze Erde gehört.«

Die Prinzessin. »Ich glaube es, Madame; denn man sagt, daß Sie die Gabe besitzen, zu allem, was Sie wollen, zu überreden; und es heißt herrschen, wenn man gefällt.«

Die Schlange. »Ich fühle, Madame, indem ich Sie sehe und höre, daß Sie über mich diejenige Herrschaft ausüben, welche man mir über so viele Gemüther zuschreibt.«

Die Prinzessin. »Sie sind, wie ich gern glauben will, ein Thier, welches des Sieges stets gewiß ist. Man behauptet, daß Sie sehr viele Damen überwunden haben, und daß Sie mit unserer gemeinschaftlichen Mutter, deren Namen ich vergessen habe, den Anfang gemacht haben.«

Die Schlange. »Man thut mir Unrecht; ich ertheilte ihr den besten Rath von der Welt. Sie beehrte

*) Die Braminen waren wirklich die Ersten, welche sich eine Empörung im Himmel dachten, und diese Fabel diente der Geschichte des Gigantenkrieges, so wie einigen andern Sagen zur Grundlage.

mich mit ihrem Vertrauen. Mein Rath war der, daß sie und ihr Mann von der Frucht des Baumes der Erkenntniß des Guten und Bösen essen möchten. Ich glaubte dadurch dem Herrn aller Dinge zu gefallen. Ein dem Menschengeschlechte so nothwendiger Baum schien mir nicht gepflanzt zu seyn, um nutzlos dazustehen. Würde der Herr gewollt haben, daß ihm Ignoranten und Dummköpfe dienten? Ist der menschliche Geist nicht geschaffen, um sich aufzuklären, um sich zu vervollkommnen? Muß man nicht das Gute und Böse kennen, um jenes zu thun und dieses zu vermeiden? Gewiß, ich verdiente Dank.«

Die Prinzessin. »Indessen man sagt, daß es Ihnen darnach ergangen sey. Es ist offenbar erst seit dieser Zeit, daß so viele Minister, weil sie guten Rath ertheilt, bestraft, und so viele echte Gelehrte und große Genie's verfolgt worden sind, weil sie dem Menschengeschlechte nützliche Dinge geschrieben haben.«

Die Schlange. »Offenbar sind es meine Feinde, Madame, welche diese Mährchen erzählt haben. Sie schreien aus, ich stehe am Hofe schlecht angeschrieben. Ein Beweis, daß ich dort in großem Ansehen stehe, ist der, daß, wie Sie selbst eingestehen, ich in den Rath trat, als davon die Rede war, den guten Hiob zu prüfen, und daß ich ebenfalls hinberufen wurde, als man den Entschluß faßte, ein gewisses Königlein, Namens Ahab, zu täuschen; ich allein war es, den man mit dieser Sendung beauftragte.«

Die Prinzessin. »Ach! Madame, ich glaube nicht, daß Sie gemacht sind, um zu täuschen. Aber da

Sie stets im Ministerio sind, dürfte ich Sie da wohl um eine Gnade bitten? Ich hoffe, daß eine so liebenswürdige Dame sie mir nicht abschlagen wird.«

Die Schlange. Madame, Ihre Bitten sind mir Befehle. Was steht zu Ihren Diensten?

Die Prinzessin. »Ich beschwöre Sie, mir zu sagen, wer jener schöne weiße Stier ist, für den ich in meinem Herzen unbegreifliche Gefühle empfinde, welche mich rühren und zugleich erschrecken. Man hat mir gesagt, daß Sie geruhen würden, mir darüber Auskunft zu geben.«

Die Schlange. »Madame, die Neugierde ist dem menschlichen Geschlechte, und vor allem Ihrem liebenswürdigen Geschlechte nothwendig; ohne sie würde man in der schandvollsten Unwissenheit stecken. Stets habe ich, so viel ich nur irgend gekonnt, die Neugierde der Damen befriedigt. Man gibt mir Schuld, als habe ich diese Gefälligkeit nur dem Herrn der Dinge zum Trotz gethan. Ich schwöre es Ihnen, daß ich mir ein großes Vergnügen daraus machen würde, mich Ihnen gefällig zu beweisen; allein die Alte wird Ihnen bereits bemerklich gemacht haben, daß mit der Enthüllung dieses Geheimnisses einige Gefahr für Sie verknüpft ist.«

Die Prinzessin. »Ach! dies verdoppelt nur meine Neugierde.«

Die Schlange. »Hieran erkenne ich alle schönen Damen wieder, denen ich Dienste geleistet habe.«

Die Prinzessin. »Wenn Sie Gefühl besitzen, wenn alle Wesen sich gegenseitigen Beistand schuldig sind, wenn Sie Mitleiden mit einer Unglücklichen haben, so schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab.«

Die Schlange. »Sie zerreißen mein Herz, ich muß Ihnen schon nachgeben; aber ich bitte Sie, unterbrechen Sie mich nicht.«

Die Prinzessin. »Ich verspreche es Ihnen.«

Die Schlange. »Es war ein junger König, schön, zum Malen gemacht, verliebt, geliebt . . . . .«

Die Prinzessin. »Ein junger König, schön, zum Malen gemacht, verliebt, geliebt! und von wem? und wer war dieser König? wie alt war er? was ist aus ihm geworden? wo ist er? wo ist sein Königreich? wie ist sein Name?«

Die Schlange. »Unterbrechen Sie mich nun nicht schon augenblicklich? Nehmen Sie sich in Acht; wenn Sie nicht mehr Gewalt über sich selbst haben, so sind Sie verloren.«

Die Prinzessin. »Ach! verzeihen Sie, Madame, ich werde mir diese Unbedachtsamkeit nicht wieder zu Schulden kommen lassen; haben Sie die Güte, fahren Sie fort.«

Die Schlange. »Dieser große König, der liebenswürdigste, der tapferste Mann, siegreich überall, wohin er seine Waffen wandte, träumte häufig, während er schlief; und wenn er seine Träume vergaß, so verlangte er, daß enie Magier sich derselben erinnern und ihm sagen sollten, was er geträumt, wo nicht, so ließe er sie alle hängen; denn nichts ist gerechter. Nun aber sind es bald sieben Jahre, als er einen schönen Traum hatte, der ihm beim Erwachen aus dem Gedächtnisse entschwunden war; und nachdem ein erfahrungsreicher Jude ihm seinen Traum ausgelegt hatte, wurde dieser liebenswür-

dige König plötzlich in einen Ochsen*) verwandelt; denn....«

Die Prinzessin. »Ach! es ist mein theurer Nebu.....« Sie vermochte nicht zu enden und fiel ohnmächtig nieder. Mambrès, der von fern zuhörte, sah sie hinsinken und hielt sie für todt.

Viertes Kapitel.

Wie man den Ochsen opfern und die Prinzessin exorcisiren wollte.

Mambrès eilte weinend herbei. Die Schlange war gerührt; sie konnte freilich nicht weinen, aber sie zischte in einem wehmüthigen Tone und schrie: sie ist todt. Die Eselin wiederholte: sie ist todt; der Rabe sprach es nach; alle übrigen Thiere schienen vom Schmerz ergriffen, ausgenommen der Fisch des Jonas, der sich stets unbarmherzig bewiesen hat. Die Ehrendame, die Pallastdamen eilten herbei und rissen sich die Haare aus. Der weiße Stier, der von fern weidete und ihren Klageruf vernahm, rannte nach dem Gebüsch, die Alte mit sich fortziehend, und stieß ein Gebrüll aus, welches weit wiedertönte. Vergebens besprengten alle Damen die sterbende Amaside mit Rosen-, Nelken-, Myrten-, Benzoe-, meccaischer Balsam-, Zimmt-, Ammonium-, Gewürznelken-, Muskat- und grauer Ambra-Essenz; sie gab

---

*) Das ganze Alterthum gebrauchte die Ausdrücke „Ochse“ und „Stier“ als gleichbedeutend.

kein Lebenszeichen von sich; aber sobald sie den weißen Stier neben sich fühlte, erwachte sie, und zwar munterer, schöner und belebter als jemals. Sie gab diesem schönen Thiere, welches sein Haupt schmachtend auf ihren alabasternen Busen legte, tausend Küsse. Sie nannte ihn mein Geliebter, mein König, mein Herz, mein Leben und legte ihre wie Elfenbein glänzenden Arme um seinen Hals, der weißer als der Schnee war. Kein Strohhalm klebt fester an dem Ambra, keine Weinranke schlingt sich fester um die Ulme, kein Epheu fester um die Eiche, als sie sich um den Stier klammerte. Man hörte das sanfte Gemurmel ihrer Seufzer; man sah ihre Augen bald glänzen von einer zärtlichen Flamme, bald dunkler werden durch jene köstlichen Thränen, welche die Liebe hervorpreßt.

Man kann denken, in welches Erstaunen die Ehrendame Amaside's und die Gesellschaftsdamen geriethen. Sobald sie in den Pallast zurückgekehrt waren, erzählten sie diese sonderbare Begebenheit ihren Liebhabern, und zwar jede mit verschiedenen Umständen, welche die Sonderbarkeit noch erhöheten, und welche stets dazu dienen, die Zuverlässigkeit aller Geschichten zu erhöhen.

Kaum war Amasis, König von Tanis, hiervon in Kenntniß gesetzt, als sein königliches Herz sich von einem gerechten Zorn erfüllte. So war die Wuth des Minos beschaffen, als er erfuhr, daß seine Tochter Pasiphae ihre Gunstbezeigungen an den Vater des Minotaurus verschwendete. So schäumte zornentbrannt Juno, als sie Jupiter die schöne Kuh Jo, Tochter des Königs Inachus, liebkosen sah. Amasis ließ die schöne Amaside in ihre

Kammer einsperren und eine Wache schwarzer Verschnittener vor ihre Thüre stellen; darauf berief er seinen geheimen Rath zusammen.

Der große Magier Mambrès hatte darin den Vorsitz; aber nicht mehr das große Ansehen, wie vormals. Sämmtliche Staatsminister waren der Meinung, daß der weiße Stier ein Zauberer sey. Gerade das Umgekehrte war der Fall, er war bezaubert worden; aber am Hofe täuscht man sich stets in solchen kitzlichen Angelegenheiten.

Es wurde darauf durch Stimmenmehrheit beschlossen, die Prinzessin zu exorcisiren und den weißen Stier, so wie die Alte zu opfern.

Der weise Mambrès wollte der Meinung des Königs und des geheimen Raths nicht entgegentreten. Ihm kam das Recht zu, die Exorcismen vorzunehmen, und dies konnte er unter sehr glaubwürdigem Vorwande aufschieben. In Memphis war nämlich der Gott Apis gestorben; denn ein als Gott verehrter Ochs stirbt wie ein anderer. Nun war es in Aegypten nicht erlaubt, Jemand zu exorcisiren, bevor nicht ein anderer Ochs an die Stelle des Verstorbenen gefunden war.

Es wurde sonach im geheimen Rathe beschlossen, die Ernennung eines neuen Gottes in Memphis abzuwarten.

Der gute alte Mambrès sah ein, welcher Gefahr seine theure Prinzessin ausgesetzt war; denn er wußte nun, wer ihr Geliebter war. Die Silben Nebu, die ihm nicht entgangen waren, hatten diesem Weisen das ganze Geheimniß enthüllt.

Die Dynastie *) von Memphis gehörte damals den Babyloniern, welche diesen Ueberrest ihrer vormaligen Eroberungen, die sie unter dem größten Könige der Welt, dessen Todfeind Amasis war, gemacht, behalten hatten. Mambrès mußte seine ganze Weisheit anwenden, um sich durch so viele Schwierigkeiten glücklich durchzuwinden. Entdeckte der König Amasis den Geliebten seiner Tochter, so mußte sie sterben; dies hatte er geschworen. Der große, der junge, der schöne König, in den sie verliebt war, hatte ihren Vater entthront, der erst vor sieben Jahren sein Königreich Tanis wiedererlangt hatte, zu welcher Zeit nämlich der anbetungswürdige Monarch, der Besieger und Abgott der Nationen, der zärtliche und edelmüthige Geliebte der reizenden Amaside urplötzlich verschwunden war, ohne daß man seitdem erfahren hatte, was aus ihm geworden. Aber auch wenn man den Stier opferte, so brachte er der schönen Amaside unwiederbringlich den Tod.

Was sollte nun Mambrès unter diesen bedenklichen Umständen thun? Nachdem die Sitzung des Conseils aufgehoben war, begab er sich zu seinem Zögling und sprach zu ihm: »Mein schönes Kind, ich werde Ihnen Beistand leisten; aber ich sage es Ihnen nochmals, man wird Ihnen den Hals abschneiden, wenn Sie jemals den Namen Ihres Geliebten nennen.«

---

*) Dynastie bedeutet eigentlich Macht. In diesem Sinne kann man dieses Wort, trotz der Spitzfindigkeiten Larcher's, gebrauchen. Dynastie kommt von dem phönizischen Dynast; und Larcher ist ein Ignorant, der weder Phönizisch, noch Syrisch, noch Cophtisch versteht.

»Ach! was kümmert mich mein Hals,« versetzte die schöne Amaside, »wenn ich nicht den des theuren Nebuka.... umarmen darf! Mein Vater ist ein sehr böser Mensch! er hat sich nicht allein geweigert, mir einen schönen Prinzen zu geben, den ich vergöttere, sondern auch ihm den Krieg erklärt, und nachdem er von meinem Geliebten besiegt worden, hat er das Geheimniß gefunden, ihn in einen Ochsen zu verwandeln. Hat man je eine verruchtere Bosheit gesehen? wenn mein Vater nicht mein Vater wäre, so weiß ich nicht, was ich ihm thäte.«

»Nicht Ihr Herr Vater ist es, der ihm diesen grausamen Streich gespielt hat,« entgegnete der weise Mambrès, »sondern ein Palästinenser, einer unserer vormaligen Feinde, ein Bewohner eines kleinen Landes, welches zu der Menge derjenigen Staaten gehört, welche Ihr erlauchter Geliebter unterjocht hat, um sie zu civilisiren. Solche Verwandlungen dürfen Sie nicht in Erstaunen setzen; Sie wissen, daß ich deren früher sehr schöne bewerkstelligte; nichts war damals gewöhnlicher als solche Verwandlungen, welche heutiges Tages die Weisen in Erstaunen setzen. Die wahre Geschichte, die wir zusammen gelesen haben, hat Ihnen gezeigt, daß der arcadische König Lykaon in einen Wolf verwandelt wurde. Die schöne Kallisto, seine Tochter, wurde in eine Bärin; Io, die Tochter des Inachus, unsere verehrungswürdige Isis, in eine Kuh; Daphne in einen Lorbeerbaum und Syrinx in eine Flöte verwandelt. Die schöne Edith, die Frau des Lot, des besten, des zärtlichsten Vaters, den man je gesehen hat, ist sie nicht in unserer Nachbarschaft

eine große, sehr schöne, sehr stachelige Salzsäule geworden, welche alle Zeichen ihres Geschlechts beibehalten und regelmäßig jeden Monat ihren Blutlauf hat *), wie es die großen Männer, welche es gesehen haben, bezeugen? Ich selbst bin in meiner Jugend Zeuge dieser Verwandlung gewesen. Ich habe gesehen, wie in der trockensten und dürrsten Gegend der Welt fünf mächtige Städte plötzlich in einen schönen See verwandelt wurden. Man ging in meiner Jugend bloß auf Verwandlungen einher.«

»Endlich, Madame, wenn alle diese angeführten Beispiele Ihren Schmerz nicht lindern können, so bedenken Sie, daß Venus die Bewohner Cyperns, die Cerasten, in Ochsen verwandelte.« — »Ich weiß es,« versetzte die Prinzessin, »allein, können diese Beispiele mich trösten? Würde, wenn mein Geliebter stürbe, der Gedanke mir Trost gewähren, daß alle Menschen sterben?« — »Ihr Schmerz kann gehoben werden,« sprach der Weise; »und da Ihr zärtlicher Geliebter ein Ochse geworden ist, so sehen Sie wohl ein, daß er aus einem Ochsen auch wieder ein Mensch werden kann. Was mich betrifft, so verdiente ich in einen Tiger oder in ein Krokodill verwandelt zu werden, wenn ich nicht den mir gebliebenen geringen Ueberrest meiner Macht für den Dienst einer der Anbetung der ganzen Erde würdigen Prinzessin, für die schöne Amaside verwendete, welche ich auf meinen

---

*) Tertullian sagt in seinem Gedichte über Sodom:
Dicitur et vivens alio sub corpore senus.
Munificos solito dispungere sanguine menses.
Ferner sagt St. Irenäus, B. IV.: **Per naturalia ea quae sunt consuetudinis feminae ostendens.**

Knien groß gezogen habe, und welche von ihrem unglücklichen Geschick so grausamen Prüfungen unterworfen wird.«

Fünftes Kapitel.

Wie der weise Mambrès sich weise benahm.

Nachdem der göttliche Mambrès der Prinzessin alles, was sie nur irgend trösten konnte, gesagt, sie jedoch nicht getröstet hatte, eilte er sofort zur Alten. »Gevatterin,« sprach er zu ihr, »Sie treiben ein schönes, aber auch sehr gefährliches Gewerbe; denn Sie laufen Gefahr, gehängt, und Ihr Ochse läuft Gefahr, verbrannt oder ertränkt oder gegessen zu werden. Was man aus Ihren übrigen Thieren machen wird, weiß ich nicht; denn wenn ich gleich Prophet bin, so weiß ich doch sehr wenig; indessen halten Sie die Schlange und den Fisch sorgsam verborgen, so daß also jene nicht aus ihrem Loche kriecht, und dieser nicht aus dem Wasser hervorsieht. Den Ochsen werde ich in einen meiner Ställe auf dem Lande stellen; Sie können ihm darin Gesellschaft leisten, weil Sie doch sagen, daß Sie ihn nicht verlassen dürfen. Der Sündenbock kann bei der Gelegenheit zum Sühnopfer dienen; wir werden ihn, mit den Sünden der Heerde beladen, in die Wüste schicken; er ist an diese Ceremonie, wobei er nicht zu Schaden kommt, gewöhnt, und bekanntlich wird mit einem Bock, der spaziren geht, alles abgebüßt. Ich ersuche Sie bloß noch, mir den Hund

des Tobias zu leihen; er ist ein sehr behendes Windspiel; ferner Bileam's Eselin, welche besser als ein Dromedar läuft und endlich den Raben und die Taube aus der Arche, welche sehr schnell fliegen. Ich beabsichtige, sie nach Memphis zu senden, einer höchst wichtigen Angelegenheit wegen.«

Die Alte ertheilte hierauf dem Magier folgende Antwort: »Mein gnädiger Herr, Sie mögen über den Hund des Tobias, über Bileams Eselin, über den Raben und die Taube aus der Arche und den Sündenbock nach Gefallen verfügen; allein mein Ochse darf in keinem Stalle liegen. Es ist gesagt worden, er solle an eine stählerne Kette gebunden werden, »unter dem Thau des Himmels liegen, das Gras von der Erde fressen und bei dem Wild laufen *).« Er ist mir anvertraut worden und ich muß gehorchen. Was würden Daniel, Hesekiel und Jeremias von mir denken, wenn ich meinen Ochsen Andern als mir selbst anvertraute? Ich sehe, daß Sie um das Geheimniß dieses Thieres wissen, und ich habe mir wenigstens nicht den Vorwurf zu machen, es Ihnen entdeckt zu haben. Ich werde ihn weit von diesem unreinen Lande fortführen nach dem See Sirbon, fern von den Grausamkeiten des Königs von Tanis. Mein Fisch und meine Schlange werden mich vertheidigen; ich fürchte Niemand, so lange ich meinem Herrn diene.«

Der weise Mambrès entgegnete ihr: »Meine Gute, des Herrn Wille geschehe! wenn ich nur unsern weißen

*) Daniel V. 21.

Stier wiederfinde, so kümmere ich mich weder um den See Sirbon, noch um den See Möris, noch um den See Sodom; ich will ihm und Ihnen nur Gutes thun. Aber wie kommen Sie dazu, vom Daniel, Hesekiel und Jeremias zu reden?« — »Ach! gnädiger Herr,« versetzte die Alte, »Sie wissen eben so gut wie ich, welches Interesse Sie bei dieser wichtigen Angelegenheit haben. Aber ich habe keine Zeit zu verlieren, ich will nicht gehängt werden, und ich will eben so wenig, daß mein Stier verbrannt oder ertränkt oder gegessen werde. Ich gehe mit meinem Fisch und meiner Schlange über Canopus nach dem See Sirbon. Leben Sie wohl!«

Der Stier folgte ihr nachdenkend, nachdem er dem wohlwollenden Mambrès pflichtmäßig seine Dankbarkeit bezeugt hatte.

Der weise Mambrès war in einer peinlichen Unruhe. Er sah ein, daß Amasis, König von Tanis, außer sich über die thörichte Leidenschaft seiner Tochter zu jenem Thiere, und sie für bezaubert haltend, den unglücklichen Stier überall werde verfolgen lassen, und daß dieser auf dem öffentlichen Platze zu Tanis als Zauberer ohne Gnade werde verbrannt, oder dem Fische des Jonas zum Verschlingen gegeben, oder gebraten, oder auf die Tafel gebracht werden. Zu jedem Preise wollte er der Prinzessin diese Unannehmlichkeit ersparen.

Er schrieb zu diesem Ende an den Oberpriester zu Memphis, seinen Freund, einen Brief in heiligen Characteren und auf ägyptischem, außer Gebrauch gekommenem Papier. Der Brief lautete wörtlich folgendermaßen:

»Licht der Welt, Stellvertreter der Isis, des Osiris und Horus, Haupt der Beschnittenen, dessen Altar mit Recht über alle Throne erhaben ist: ich vernehme, daß der Stier Apis todt ist. Ich besitze einen andern, der Ihnen zu Diensten steht. Kommen Sie schnell mit Ihren Priestern, ihn anzuerkennen, anzubeten und ihn in den Stall Ihres Tempels zu führen. Mögen Isis, Osiris und Horus Sie, so wie Sie, meine Herren Priester zu Memphis, in ihren heiligen und würdigen Schutz nehmen!«

»Ihr geneigter Freund
Mambrès.«

Er verfertigte von diesem Briefe vier Duplicate, damit wenigstens eins an Ort und Stelle gelangen möge, und legte sie in die Futterale vom härtesten Ebenholz. Darauf berief er vier Couriere zu sich, die er zum Ueberbringen der Briefe bestimmt hatte (diese Couriere waren nämlich keine andern, als die Eselin, der Hund, der Rabe und die Taube), und sprach zuerst zur Eselin: »Ich weiß, mit welcher Treue du Bileam, meinem Mitbruder, gedient hast, diene mir mit demselben Eifer. Es gibt keine Schneegans, die dir im Laufen gleich käme; beeile dich, meine theure Freundin, übergieb ihm selbst mein Schreiben und kehre dann zurück.« Die Eselin erwiederte: »So wie ich Bileam gedient habe, werde ich meinem gnädigen Herrn dienen; ich werde hingehen und zurückkehren.« Der Weise steckte ihr den Ebenholzstab in das Maul und sie eilte mit Blitzesschnelle von dannen.

Darauf ließ er den Hund des Tobias kommen und sprach zu ihm: »Getreuer Hund, der du schneller

läufst als der leichtfüßige Achill, ich weiß, was du für Tobias, den Sohn des Tobias, gethan hast, als du und der Engel Raphael auf seiner Reise von Ninive nach Rages in Medien und von Rages nach Ninive ihn begleitetet, als er seinem Vater zehn Talente heimbrachte, welche der Sclave Tobias, der Vater, dem Sclaven Gabel geliehen hatte; denn die Sclaven waren damals sehr reich. Trage diesen Brief, der mehr werth ist, als zehn Talente Silbers, an seine Adresse.« — Der Hund erwiederte: »Gnädiger Herr, ich bin vormals dem Boten Raphael gefolgt, ich kann also auch wohl Ihren Auftrag ausrichten.« Mambrès steckte ihm den Brief ins Maul und wandte sich darauf an die Taube. »Gnädiger Herr,« gab die Taube zur Antwort, »habe ich einen Zweig in die Arche zurückgebracht, so werde ich Ihnen auch eine Antwort zurückbringen.« Sie nahm den Brief zwischen ihren Schnabel und man verlor alle drei Boten alsbald aus den Augen.

Darauf sprach Mambrès zu dem Raben: »Ich weiß, daß du dem großen Propheten Elias Speise gebracht hast *), als er sich neben dem auf der ganzen Welt so berühmten Bache Crith verborgen hatte. Du brachtest ihm täglich gutes Brot und fettes Geflügel; ich aber verlange bloß von dir, daß du diesen Brief nach Memphis tragest.«

Der Rabe gab ihm folgende Antwort: »Es ist wahr, gnädiger Herr, daß ich dem großen Propheten

---

*) 1. B. der Kön. XVII.

Elias, dem Thisbiter, täglich sein Mittagsmahl brachte, und daß ich ihn in einen von vier feurigen Rossen — so sehr dies auch gegen die Gewohnheit seyn mag — gezogenen feurigen Wagen steigen sah; allein ich behielt stets die Hälfte des Mittagsmahls für mich. Ich will wohl Ihren Brief besorgen, aber unter der Bedingung, daß Sie mir zwei gute Mahlzeiten täglich zusichern und daß Sie mir im Voraus meine Mühe baar bezahlen.«

Zornig versetzte darauf Mambrès: »Du Leckermaul, du Unverschämter, es wundert mich nicht, daß Apollo dich, der du weiß warst, wie ein Schwan, schwarz machte wie ein Maulwurf, als du in den Ebenen Thessaliens die schöne Coronis, die unglückliche Mutter des Aesculap, verriethest. Ei! laß doch hören, aßest du denn täglich Lendenbraten und Geflügel, als du zehn Monate lang in der Arche warst?« — »Mein Herr, wir hielten darin eine sehr gute Mahlzeit,« entgegnete der Rabe. »Man setzte den Vögeln meiner Gattung, die wir bloß von Fleisch leben, als: den Geiern, Weihen, Adlern, Sumpfweihen, Sperbern, Ohreulen, Sperbermännchen, Falken, Eulen und der Unzahl von andern Raubvögeln, täglich zweimal Gebratenes vor. Mit noch größerm Ueberflusse wurden die Tische der Löwen, Leoparden, Tiger, Panther, Unzen, Hyänen, Wölfe, Bären, Füchse, Marder und überhaupt aller fleischfressenden vierfüßigen Thiere besetzt. In der Arche befanden sich acht vor andern ausgezeichnete Personen, damals die einzigen auf der Welt, welche Tag und Nacht für unsern Tisch und unsere Garderobe sorgten, nämlich: Noah und sein Weib, welche nicht älter als sechshundert Jahre

waren, ihre drei Söhne und deren drei Weiber. Es war ein Vergnügen, zu sehen, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Reinlichkeit unsere acht Dienstboten über viertausend heißhungrige Gäste, nicht zu gedenken der zehn- oder zwölftausend andern Personen, vom Elephanten und der Giraffe herab bis zu dem Seidenwurm und den Fliegen, bedienten. Was mich nur in Erstaunen setzt, ist, daß unser Lieferant Noah allen Nationen, deren Stammvater er doch ist, unbekannt ist; indessen was kümmert es mich. Ich hatte bereits einem ähnlichen Feste bei dem thracischen Könige Xissutros *) beigewohnt. Solche Dinge kommen bisweilen vor, zur Belehrung der Raben. Mit einem Worte, ich will gute Kost haben und mit baarem Gelde gut bezahlt seyn.«

Der weise Mambrès nahm sich wohl in Acht, einem so viele Umstände machenden und schwatzhaften Thiere den Brief zu geben. Sie trennten sich also sehr unzufrieden mit einander.

Indessen mußte er wissen, was aus dem schönen Stier geworden, und durfte die Spur der Alten und der Schlange nicht verlieren. Mambrès befahl daher gewandten und zuverlässigen Dienern, ihnen zu folgen; er selbst ließ sich in einer Sänfte nach dem Ufer des Nil tragen, stets seine Betrachtungen anstellend.

»Wie mag es zugehen,« sprach er bei sich selbst,

*) Berosus, ein chaldäischer Schriftsteller, berichtet wirklich, daß sich dieselbe Begebenheit mit dem thracischen Könige Xissutros zutrug. Sie war noch wunderbarer; denn seine Arche hatte fünf Stadien in die Länge und zwei in die Breite. Es hat sich unter den Gelehrten ein sehr großer Streit über die Frage erhoben, welche Sündfluth früher war, die des Xissutros oder des Noah.

»daß diese Schlange, die doch, wie sie sich dessen rühmt, und wie so viele Gelehrte bekennen, fast die ganze Welt beherrscht, einem alten Weibe gehorcht? Wie kommt es, daß sie bisweilen zu dem geheimen Rath dort oben gezogen wird, und doch hier unten auf der Erde kriecht? Weswegen dringt sie vermöge ihrer einzigen Tugend in den Körper der Leute, und wie können so viele Weise behaupten, sie bloß mit Worten hinauszutreiben? Endlich wie kommt es, daß man bei einem kleinen benachbarten Volke von ihr sagt, sie habe das menschliche Geschlecht ins Verderben gestürzt, und wie kommt es, daß das menschliche Geschlecht nichts davon weiß? Ich bin sehr alt, ich habe mein ganzes Leben hindurch studirt; aber ich stoße hier auf eine Menge Räthsel, die ich nicht zu lösen vermag. Ich kann mir nicht einmal erklären, was mir begegnet ist, noch die Wunder, welche ich vormals verrichtet, noch die, von denen ich Zeuge gewesen bin. Alles wohl erwogen, fange ich an zu glauben, daß die Welt aus Widersprüchen: rerum concordia discors, wie mein Lehrer Zoroaster in seiner Sprache zu sagen pflegte, zusammengesetzt ist.«

Während er in dieser metaphysischen Finsterniß, wie es die ganze Metaphysik ist, herumtappte, legte ein Schiffer, ein Trinklied singend, mit einem kleinen Boote an das Ufer an. Aus diesem Boote stiegen drei ernste Personen, halb bedeckt mit schmuzigen und zerrissenen Lumpen, indessen war troz dieser Armuthslivrée ihre Haltung und ihre Miene majestätisch und erhaben. Es waren Daniel, Hesekiel und Jeremias.

Sechstes Kapitel.

Wie Mambrès drei Propheten antraf und ihnen ein gutes Mittagsmahl gab.

Diese drei großen Männer, aus deren Antlitz das prophetische Licht hervorleuchtete, erkannten Mambrès, vermöge eines ihm noch gebliebenen geringen Ueberrests dieses Lichtes, als ihren Mitbruder wieder und warfen sich vor seinem Tragsessel nieder. Auch Mambrès bemerkte augenblicklich, daß sie Propheten seyen, mehr noch an ihren Kleidern als an den Lichtstrahlen, welche aus ihren erhabenen Häuptern hervordrangen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß sie gekommen seyen, sich nach dem weißen Stier zu erkundigen; und mit seiner gewöhnlichen Klugheit zu Werke gehend, stieg er aus der Sänfte und ging ihnen mit einer mit Würde gemischten Artigkeit entgegen. Er bat sie aufzustehen, ließ seine Zelte aufschlagen und ein Mittagsmahl anrichten, dessen, wie er vermuthete, die drei Propheten sehr bedürfen würden.

Er ließ darauf die Alte einladen, die nur fünfhundert Schritte davon entfernt war. Sie folgte der Einladung und kam, stets den weißen Stier nach sich ziehend, an.

Jetzt wurden zwei Suppenschüsseln aufgetragen, eine mit einer Kraftsuppe, die andere mit einer Suppe à la reine; die ersten Gänge bildeten dann eine Karpfenzungen-Pastete, Quappen- und Hechtsleber, Hühnchen mit einer Pistazien- und junge Tauben mit einer Trüffeln- und Oliven-Sauce, zwei Truthähnchen mit einer Krebs-

brühe, Champignons und Morcheln und Zwiebelgerichte. Den Braten machten junge Fasanen, Rebhühner, Kapaunen, Wachteln und Ortolane mit Compote aus. In der Mitte stand außerdem ein extraordinäres, auf das feinste zubereitetes Gericht. Nichts war jedoch delikater als die Zwischengerichte; nichts war prachtvoller, glanzvoller und erfindungsreicher als das Dessert.

Uebrigens hatte der discrete Mambrès Sorge getragen, daß weder Ochsenbraten, noch Ochsenzunge, noch Ochsenmäuler, noch Kuheuter auf den Tisch gebracht würden, weil er befürchtete, der dem Mittagsmahl von fern zuschauende unglückliche Monarch möge sonst glauben, man wolle ihn beleidigen.

Dieser große und unglückliche Fürst fraß Gras neben dem Zelte. Nie empfand er auf eine peinlichere Weise die unglückliche Revolution, welche ihn auf sieben volle Jahre des Throns beraubt hatte. »Ach!« sprach er bei sich selbst, »dieser Daniel, der mich in einen Stier verwandelt hat, und diese Zauberin, welche meiner hütet, hat das köstlichste Mahl von der Welt und ich, der Beherrscher Asiens, bin dahin gekommen, daß ich Heu fresse und Wasser saufe!«

Es wurde viel Engaddi=, Tadmor= und Schiraswein getrunken. Als die Propheten und die Pythea die Wirkung desselben etwas zu spüren anfingen, wurde das Gespräch zutraulicher als bei den ersten Gängen. »Ich gestehe,« sprach Daniel, »daß ich keine so gute Mahlzeit hielt, als ich in der Löwengrube war.« — »Wie, mein Herr, man hat Sie in eine Löwengrube gesteckt?« rief verwundert Mambrès aus; »und Sie sind nicht ge=

fressen worden?« — »Mein Herr,« entgegnete Daniel, »Sie wissen, daß die Löwen keine Propheten fressen.« — »Was mich betrifft,« sprach Jeremias, »so bin ich mein ganzes Leben hindurch dem Hungertode nahe gewesen; und nie habe ich ein so schönes Mahl, wie heute, gehalten. Wenn ich aufs Neue geboren würde und mir meinen Stand dann selbst wählen könnte, so gestehe ich, daß ich hundertmal lieber Generaleinnehmer oder Bischof von Babylon seyn wollte, als Prophet zu Jerusalem.«

Darauf sprach Hesekiel: »Einst wurde mir befohlen, 390 Tage hinter einander auf der linken Seite zu schlafen und während dieser Zeit keine andere Speise zu mir zu nehmen, als: Weizen-, Bohnen-, Linsen-, Hirsen- und Spelt-Kuchen, mit ....*), doch ich wage es nicht auszusprechen, gebacken. Alles, was ich erlangen konnte, war, sie mit Kuhmist bereiten zu dürfen. Ich muß bekennen, daß die Speisen des gnädigen Herrn Mambrès delikater sind. Indessen hat doch der Stand eines Propheten auch sein Gutes; dies leuchtet schon daraus hervor, daß Tausend von Leuten uns ins Handwerk pfuschen.«

»A propos,« bemerkte Mambrès, »sagen Sie mir doch, was Sie mit Ihrer Ahala und Ahaliba**) haben sagen wollen, welche sich so viel mit Pferden und Eseln zu schaffen machten?« — »Ei!« erwiederte Hesekiel, »dies waren nur rhetorische Ausschmückungen.«

Nach diesen Herzensergießungen brachte Mambrès

---

*) Hesekiel IV. 12.

**) Hesekiel XXIII. 4.

das Gespräch auf andere Dinge. Er fragte unter andern die drei Pilger, was sie in die Staaten des Königs von Tanis geführt habe. Daniel nahm das Wort und erwiederte, »daß das Königreich Babylon seit dem Verschwinden Nebucadnezar's der Verwüstung preisgegeben sey; daß man dem Gebrauche des Hofes gemäß alle Propheten verfolgt habe; daß ihr Leben jetzt damit hingehe, bald Könige zu ihren Füßen zu sehen, bald hundert Peitschenhiebe zu bekommen; daß sie endlich, um nicht gesteinigt zu werden, sich genöthigt gesehen hätten, nach Aegypten sich zu flüchten.« Nach Daniel schwatzten Hesekiel und Jeremias ein Langes und Breites und zwar in einem sehr schönen Styl, den man kaum verstehen konnte. Was die Pythea betraf, so wandte sie ihre Blicke keinen Augenblick von ihrem Thiere. Der Fisch des Jonas hielt sich dem Zelte gegenüber im Nil auf und die Schlange spielte im Grase.

Nachdem der Kaffee eingenommen war, ging die Gesellschaft am Ufer des Nil spaziren. Doch kaum hatte der weiße Stier die drei Propheten, seine Feinde, erblickt, als er ein erschreckliches Gebrüll erhob, wüthend auf sie zu eilte und sie mit den Hörnern stieß; und da Propheten bloß aus Haut und Knochen zusammengesetzt sind, so würde er sie durchbohrt und ihnen das Leben genommen haben, wenn nicht der Herr der Dinge, der Alles sieht und Allem abhilft, sich ins Mittel gelegt hätte. Er verwandelte nämlich auf der Stelle die drei Propheten in Elstern, worauf sie nach wie vor zu schwatzen fortfuhren. Dasselbe trug sich späterhin mit den Pieri-

den zu; so sehr ist die Fabel der Geschichte nachgebildet worden.

Dieser neue Vorfall veranlaßte den weisen Mambrès zu neuen Betrachtungen. »Wie sonderbar!« rief er aus, »drei große Propheten werden in Elstern verwandelt; dies mag uns zur Lehre dienen, nicht zu viel zu reden und stets eine geziemende Discretion zu beobachten.« Er schloß daraus, daß Weisheit besser ist als Beredtsamkeit, und dachte hierüber, seiner Gewohnheit gemäß, tief nach, als auf einmal ein großes und furchtbares Getöse seine Blicke auf sich lenkte.

Siebentes Kapitel.

Der König von Tanis erscheint. Seine Tochter und der Stier sollen geopfert werden.

Dicke Staubwolken zogen vom Süden nach dem Norden herauf. Man vernahm das Geräusch von Trommeln, Trompeten, Pfeifen, Psaltern, Cithern und Sambuken; es rückten mehrere Schwadronen Cavallerie und mehrere Bataillone Infanterie heran, Amasis, König von Tanis, an ihrer Spitze, auf einem mit scharlachrother und mit Gold bordirter Schabracke behangenen Pferde reitend. Herolde gingen voran und riefen: »Man ergreife den weißen Stier, man binde ihn und werfe ihn in den Nil, dem Fische des Jonas zum Fraße; denn der König, unser Herr, welcher gerecht ist, will sich an dem weißen Stiere rächen, der seine Tochter bezaubert hat.«

Der gute alte Mambrès stellte mehr als jemals Betrachtungen an. Er sah ein, daß der boshafte Rabe dem Könige alles überbracht hatte und daß die Prinzessin große Gefahr lief, den Hals abgeschnitten zu bekommen. Er sprach also zur Schlange: »Meine theure Freundin, eilen Sie schnell zur schönen Amaside und sprechen Sie ihr Trost ein; sagen Sie ihr, daß sie sich nicht fürchten solle, was auch vorgehen möge, und erzählen Sie ihr Geschichten, um sie aufzuheitern; denn Geschichten hören die Mädchen stets gern, und nur durch Geschichtenerzählen kann man in der Welt sein Glück machen.«

Darauf warf er sich vor Amasis, dem Könige von Tanis, nieder und sprach zu ihm: »O König! mögen Sie ewig leben. Der weiße Stier muß geopfert werden; denn Ew. Majestät haben stets Recht; aber der Herr der Dinge hat gesagt: »Dieser Stier soll nicht eher von dem Fische des Jonas verschlungen werden, als bis Memphis einen Gott an die Stelle des gestorbenen Gottes gefunden hat.« Dann werden Sie gerächt und Ihre Tochter wird exorcisirt werden; denn sie ist besessen. Sie sind zu fromm, als daß Sie nicht den Befehlen des Herrn der Dinge gehorchen sollten.«

Amasis, König von Tanis, erwiederte nach einigem Nachdenken: »Der Stier Apis ist todt; Gott habe seine Seele selig! Wann glauben Sie, daß man einen andern Ochsen wird gefunden haben, der über das fruchtbare Aegypten herrsche?« — »Sire,« versetzte Mambrès, »ich begehre nur acht Tage Zeit.« Der König, der sehr de-

vot war, erwiederte: »Gut, ich will acht Tage lang hier verweilen; nach dieser Zeit aber werde ich den Verführer meiner Tochter opfern.« Er ließ darauf seine Zelte, seine Köche, seine Musikanten kommen und blieb acht Tage lang an diesem Orte, wie im Manethon geschrieben steht.

Die Alte gerieth darüber in Verzweifelung, daß der ihrer Obhut anvertraute Stier nur noch acht Tage zu leben hatte. Sie ängstigte den König jede Nacht durch schreckhafte Träume, um ihn von seinem grausamen Entschlusse abzubringen; allein der König erinnerte sich des Morgens seiner nächtlichen Träume nicht mehr, gleich wie Nebucadnezar sie vormals vergessen hatte.

Achtes Kapitel.

Wie die Schlange der Prinzessin Geschichten erzählte, um sie zu trösten.

Mittlerweile erzählte die Schlange der schönen Amaside Geschichten, um ihren Schmerz zu lindern. Sie erzählte ihr, wie sie vormals ein ganzes Volk von dem Bisse gewisser kleiner Schlangen dadurch geheilt habe, daß sie sich bloß am Ende eines Stabes gezeigt. Sie erzählte ihr von den Eroberungen eines Helden, der einen schönen Contrast mit Amphion, dem Baumeister Thebens in Böotien, gebildet habe. Dieser Amphion rief durch den Ton der Violine die Ziegelsteine herbei, und ein Walzer oder eine Menuet waren für ihn hinreichend, um eine

Stadt zu bauen; der Andere dagegen zertrümmerte sie durch die Töne eines Alphorns; er ließ in einem zwei Quadratmeilen großen Bezirke ein und dreißig sehr mächtige Könige hängen; er ließ auf ein vor ihm fliehendes Bataillon Feinde große Steine vom Himmel regnen, und nachdem er sie getödtet hatte, ließ er die Sonne und den Mond am hellen Tage stillstehen, um sie noch vollends zwischen Gibeon und Ai auf dem Wege nach Bethhoron zu vertilgen, nach dem Beispiele des Bachus, der auf seinem Zuge nach Indien die Sonne und den Mond zum Stillstehen gebracht hatte.

Der Schlange erlaubte die ihrem Geschlechte eigene Klugheit nicht, der schönen Amaside von dem mächtigen Bastarde Jephthah zu erzählen, der seiner Tochter den Hals abschnitt, weil er eine Schlacht gewonnen hatte; sie würde der Prinzessin einen zu großen Schrecken eingejagt haben. Jedoch erzählte sie ihr die Begebenheiten des großen Simson, der tausend Philister mit einem Eselskinnbacken erschlug, der dreihundert Füchse bei den Schwänzen an einander band, und in die Netze eines weniger schönen, weniger zärtlichen, weniger getreuen Mädchens, als die liebenswürdige Amaside, fiel.

Auch erzählte sie ihr von der unglücklichen Liebe zwischen Sichem und der liebenswürdigen, sechszehnjährigen Dina und von der noch unglücklichern zwischen Boas und Ruth, zwischen Judas und seiner Schnur Thamar, zwischen Lot und seinen beiden Töchtern, welche nicht wollten, daß die Welt aussterben sollte, zwischen Abraham und Jacob und deren Mägde, zwischen Ruben und seiner Mutter, zwischen David und Bathseba, endlich

von der des großen Königs Salomo, kurz sie erzählte ihr von allem, wovon sie glaubte, daß es den Schmerz einer schönen Prinzessin lindern könnte.

Neuntes Kapitel.

Wie die Schlange sie nicht tröstete.

»Alle diese Erzählungen verursachen mir Langweile,« erwiederte die schöne Amaside, welche Geist und Geschmack besaß. »Sie sind zu weiter nichts gut, als bei den Irländern von jenem Narren Abadie, oder bei den Wallisern von dem Wortkrämer Hauteville commentirt zu werden. Die Geschichten, welche man der Urgroßmutter meiner Großmutter erzählen konnte, passen nicht für mich, die ich von dem weisen Mambrès erzogen bin und den „menschlichen Verstand" des ägyptischen Philosophen Locke und die Matrone von Ephesus gelesen habe. Ich verlange von einer Erzählung, daß sie sich auf Wahrscheinlichkeit gründe, und nicht immer einem Traume gleiche. Ich wünschte, sie enthielte nie etwas Fades oder Ueberspanntes; und vor allem möchte ich, daß unter dem Schleier der Fabel doch dem geübten Auge sich noch immer einige feine Wahrheiten zeigten, welche den gemeinen Leuten entgehen. Mich ekelt eine Sonne oder ein Mond an, worüber ein altes Weib nach Gefallen verfügt, Berge, welche tanzen, Flüsse, welche zu ihrer Quelle hinaufsteigen, und Todte, welche wieder auferweckt werden; aber von größtem Widerwillen werde ich erfüllt,

wenn diese faden Sachen in einem schwülstigen und unverständlichen Stile geschrieben sind. Sie sehen wohl ein, daß ein Mädchen, welche ihren Geliebten von einem großen Fische verschlungen werden zu sehen fürchtet, und die sogar in Gefahr steht, daß ihr von ihrem eignen Vater der Kopf abgeschlagen wird, der Aufheiterung bedarf; suchen Sie daher mich auf eine mir zusagende Weise aufzuheitern.«

»Sie machen mir da eine sehr schwere Aufgabe,« erwiederte die Schlange. »Vormals würde ich Ihnen wohl einige angenehme Augenblicke haben bereiten können; allein seit einiger Zeit verlassen mich Gedächtniß und Einbildungskraft. Ach! die Zeit ist dahin, wo ich das weibliche Geschlecht angenehm unterhielt! Indessen will ich sehen, ob mir einige moralische Erzählungen, die Ihnen gefallen könnten, wieder beifallen.«

»Vor 25000 Jahren saßen auf dem Throne des hunderttorigen Theben der König Gnaof und die Königin Patra. Der König Gnaof war sehr schön, noch schöner aber die Königin Patra; nur Schade! daß sie keine Kinder bekommen konnten. Der König Gnaof setzte einen hohen Preis demjenigen aus, der das beste Mittel angeben würde, das königliche Geschlecht fortzupflanzen.

Die medicinische Facultät und die Academie der Chirurgie gaben treffliche Abhandlungen über diese wichtige Frage heraus; allein keins von den darin angegebenen Mitteln wollte anschlagen. Man schickte die Königin in die Bäder; sie hielt neuntägige Andachten; sie sandte nach dem Tempel des Jupiter Ammon, woher das Ammoniak-Salz kommt, sehr viel Geld — alles umsonst.

Endlich wurde dem Könige ein junger, fünf und zwanzigjähriger Priester vorgestellt, der sprach zu ihm: »Sire, ich glaube mich auf die Verschwörung zu verstehen, welche erforderlich ist, damit der sehnliche Wunsch Ew. Majestät erfüllt werde. Ich muß zu diesem Ende Ihrer Frau Gemahlin im Geheimen etwas ins Ohr sagen, und wenn sie dann nicht fruchtbar wird, so lasse ich mich hängen.« — »Ich nehme Ihren Vorschlag an,« sprach der König Gnaof. Die Königin und der Priester wurden darauf eine Viertelstunde allein gelassen; die Königin wurde schwanger — und troß dem wollte der König den Priester hängen lassen.«

»Mein Gott!« versetzte die Prinzessin, »ich sehe, wo dieses hinaus führt; dies ist eine sehr alltägliche Geschichte; ich muß Ihnen sogar sagen, daß sie mein jungfräuliches Gefühl verletzt. Erzählen Sie mir irgend eine sehr wahre, sehr erwiesene und sehr moralische Fabel, die ich durchaus noch nicht kenne, um die Bildung meines Geistes und Herzens zu vollenden, wie der ägyptische Professor Linro sagt.«

»Hier haben Sie eine Madame,« sprach die schöne Schlange, »sie ist eine der authentischsten.«

»Es waren einst drei Propheten, und alle drei waren in demselben Grade ehrgeizig und mit ihrer Lage unzufrieden. Ihre Tollheit war die, daß sie Könige werden wollten; denn es ist nur ein Schritt vom Propheten zum Monarchen, und der Mensch strebt stets dahin, auf alle Stufen des Glückes emporzuklimmen. Im Uebrigen waren ihr Geschmack und ihre vorherrschenden Neigungen sehr verschieden. Der Erste wußte auf eine bewunderungs=

würdige Weise seinen versammelten Brüdern vorzupredigen, welche ihm mit den Händen Beifall zuklatschten; der Zweite war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, und der Dritte liebte eben so leidenschaftlich das schöne Geschlecht. Der Engel Ithuriel erschien ihnen eines Tages, während sie grade bei Tische saßen und sich von den Annehmlichkeiten des Königthums unterhielten.

»Der Herr der Dinge,« sprach zu ihnen der Engel, »hat mich zu Euch gesandt, um Euch für Eure Tugenden zu belohnen. Ihr werdet nicht allein Könige werden, sondern auch Eure vorherrschenden Leidenschaften fortwährend befriedigen können. Dich, den ersten Propheten, mache ich zum Könige von Aegypten; als solcher kannst Du täglich Geheimerathssitzung halten, worin Dir wegen Deiner Beredtsamkeit und Weisheit lauter Beifall wird gezollt werden. Du dagegen,« sprach er zum zweiten Propheten, »wirst über Persien herrschen und ununterbrochen eine göttliche Musik hören; und Dich, den dritten Propheten, mache ich zum Könige von Indien und gebe Dir eine liebenswürdige Gemahlin, die Dich nie verlassen wird.«

Der, welcher Aegypten erhielt, versammelte, sobald er den Thron bestiegen, sofort seinen Geheimenrath, der nur aus zweihundert Weisen bestand. Er hielt ihnen, der Etiquette gemäß, ein lange Rede, welche mit dem größten Beifall aufgenommen wurde, und der Monarch genoß das süße Vergnügen, sich in den durch keine einzige Schmeichelei verfälschten Lobsprüchen zu berauschen.

Nach dem Cabinetsrath versammelte sich der Conseil der auswärtigen Angelegenheiten. Er war noch zahl-

reicher und eine neue Rede wurde mit noch größern Lobsprüchen als die erste aufgenommen. Dasselbe war in den übrigen Conseils der Fall. Der zum Throne Aegyptens gelangte Prophet genoß ununterbrochen das Vergnügen, daß sein Ruhm bis in den Himmel erhoben wurde. Der Ruf seiner Beredtsamkeit verbreitete sich über die ganze Erde.

Das Erste, was der Prophet, welcher König von Persien geworden, vornahm, war, daß er eine italienische Oper gab, worin die Chöre aus funfzehnhundert Verschnittenen bestanden. Ihre Töne trieben die Seele bis in das Mark der Knochen, wo sie ihren Sitz hat. Dieser Oper folgte eine zweite, auf diese eine dritte, und so ohne Unterbrechung fort.

Der König von Indien schloß sich mit seiner Geliebten ein und schwelgte im höchsten Genusse mit ihr. Er sah die Nothwendigkeit, sie immerwährend zu liebkosen, als das höchste Glück an und bedauerte das unglückliche Loos seiner beiden Mitbrüder, von denen der Eine darauf beschränkt war, stets seinen Geheimenrath versammeln, und der Andere, stets in der Oper seyn zu können.

Nach Verlauf von einigen Tagen geschah es, daß jeder von ihnen aus dem Fenster sah und Holzhacker erblickte, welche, aus einer Schenke kommend, in einen benachbarten Wald gingen, um Holz zu schlagen und ihre Liebchen am Arm führten, mit denen sie nach Gefallen wechseln konnten. Unsere Könige baten daher den Engel Ithuriel, daß er beim Herrn der Dinge ein gutes Wort für sie einlegen möge, damit sie Holzhacker würden.«

»Ich weiß nicht,« unterbrach sie die schöne Amaside, »ob der Herr der Dinge ihnen ihre Bitte gewährt hat, auch bekümmere ich mich nicht darum; nur das weiß ich, daß ich von keinem Menschen auf der Welt etwas verlangte, wenn ich mit meinem Geliebten, mit meinem theuren Nebucadnezar beisammen wäre.«

Die Hallen des Pallastes ertönten von diesem großen Namen wieder. Anfangs hatte Amaside bloß Ne gesagt, dann Nebu, dann Nebucad; aber endlich riß ihre Leidenschaft sie fort, und sie sprach trotz des ihrem Vater geleisteten Schwurs den vollen Namen Nebucadnezar aus. Alle Pallastdamen wiederholten diesen Namen, und der tückische Rabe unterließ nicht, den König sofort von allem in Kenntniß zu setzen. In dem Gesichte des Amasis, Königs von Tanis, drückte sich die größte Unruhe aus, von der sein Herz erfüllt war. So bereite also die Schlange, dieses klügste und scharfsinnigste unter den Thieren, dem weiblichen Geschlechte stets Uebeles, während sie ihm Gutes zu erzeigen glaubte.

Amasis, in voller Wuth, sandte auf der Stelle zwölf seiner Schergen aus, welche seine Tochter Amaside holen sollten, und welche stets bereit sind, alle vom Könige befohlenen Barbareien zu vollziehen und zu ihrer Rechtfertigung anführen, daß sie dafür bezahlt werden.

Zehntes Kapitel.

Wie man der Prinzessin den Hals abschneiden wollte, und wie man ihn ihr nicht abschnitt.

Sobald die Prinzessin zitternd am ganzen Körper in dem Lager des Königs, ihres Vaters, angekommen war, sprach er zu ihr: »Meine Tochter, Sie wissen, daß alle Prinzessinnen, welche dem Könige, ihrem Vater nicht gehorchen, sterben müssen; und wie könnte auch sonst ein Königreich gut regiert werden? Ich hatte Ihnen verboten, den Namen Ihres Geliebten Nebucadnezar, meines Todfeindes, auszusprechen, der mich vor sieben Jahren entthronte, und dann plötzlich von der Erde verschwand. Sie haben an seiner Stelle einen weißen Stier auserkohren, und Sie haben „Nebucadnezar" geschrien; es ist daher nicht mehr als Recht, daß ich Ihnen den Hals abschneide.«

Die Prinzessin erwiederte: »Mein Vater, Ihr Wille geschehe; nur lassen Sie mir Zeit, um meine Jungfrauschaft zu beweinen.« — »Dies ist eine gerechte Bitte,« sprach der König Amasis; »dies ist dem bei allen aufgeklärten und klugen Fürsten angenommenen Gesetze gemäß. Ich gebe Ihnen den ganzen Tag Zeit, um Ihre Jungfrauschaft zu beweinen, da Sie doch sagen, daß Sie sie noch besitzen. Morgen, wo es grade acht Tage sind, daß ich hier im Lager zugebracht habe, werde ich um 9 Uhr den weißen Stier von dem Fische verschlingen lassen, und Ihnen den Hals abschneiden.«

Die schöne Amaside ging darauf mit ihren Pallast-

damen den Nil entlang, um alles das, was ihr von ihrer Jungfrauschaft übriggeblieben war, zu beweinen. Der weise Mambrès ging, seinen Betrachtungen nachhängend, neben ihr und zählte die Stunden und Minuten. »Aber wie da! mein lieber Mambrès,« sprach sie zu ihm, »Sie haben die Fluthen des Nils in Blut verwandelt, und Sie sind nicht im Stande, das Herz des Amasis, meines Vaters, des Königs von Tanis, umzuwandeln! Sie leiden es, daß er mir morgen früh um 9 Uhr den Hals abschneidet!« — »Ob dieses wirklich geschehen wird,« erwiederte der nachdenkende Mambrès, »hängt von der Schnelligkeit meiner Couriere ab.«

Am folgenden Morgen, sobald die Schatten der Obelisken und Pyramiden die neunte Stunde auf der Erde bezeichneten, wurde der weiße Stier gebunden, um dem Fische des Jonas vorgeworfen zu werden, und dem Könige wurde sein großer Säbel gebracht. »Ach! ach!« dachte Nebucadnezar bei sich selbst, »ich, der König, bin seit sieben Jahren ein Ochse, und kaum habe ich meine Geliebte wiedergefunden, soll ich von einem Fische verschlungen werden.«

Nie stellte der weise Mambrès so tiefe Betrachtungen an, wie jetzt. Er war in seinen trüben Gedanken versunken, als er von fern alles kommen sah, was er erwartet. Eine unermeßliche Volksmenge nahete heran. Die drei Bildsäulen der Isis, des Osiris und Horus wurden in einem goldenen, mit Diamanten besetzten Tragbette von hundert Senatoren aus Memphis getragen; voran gingen hundert junge Mädchen, welche die heiligen Rasseln bewegten. Viertausend Priester mit rasirtem und

mit Blumen umkränztem Kopfe, ritten jeder auf einem Flußpferde einher. Weiterhin sah man in demselben Pompe das Schaf von Theben, den Hund von Bubastos, die Katze von Phoebe, das Krokodill von Arsinoe, den Bock von Mendes und alle Untergötter Aegyptens, welche kamen, um dem großen Ochsen, dem großen Gotte Apis, welcher eben so mächtig war, wie Isis, Osiris und Horus zusammengenommen, ihre Huldigung darzubringen.

Mitten unter allen diesen Halbgöttern erblickte man vierzig Priester, welche einen mit heiligen Zwiebeln gefüllten, ungeheuren Korb trugen; diese Zwiebeln waren zwar nicht völlig Götter, allein sie glichen ihnen doch sehr.

Auf beiden Seiten von diesem Götter-Aufzuge, dem eine unermeßliche Menge folgte, zogen vierzigtausend Krieger einher, auf dem Kopfe den Helm, am linken Schenkel das Schwert, auf der Schulter den Köcher und in der Hand den Bogen tragend.

Alle Priester sangen im Chor und in einem Tone, der die Seele erhob und sie rührte:

Unser Ochse ist begraben;
Wir werden einen schönern haben.

Und bei jeder Pause hörte man die Rasseln, die Castagnetten, die Schellentrommeln, die Psalter, die Dudelsäcke, die Harfen und die Sambukens ertönen.

Elftes Kapitel.

Wie die Prinzessin sich mit ihrem Ochsen vermählte.

Amasis, König von Tanis, überrascht durch dieses Schauspiel, schnitt seiner Tochter nicht den Kopf ab, sondern steckte das Schwert in die Scheide. Mambrès sprach zu ihm: »Großmächtiger König! die Ordnung der Dinge ist umgewandelt; Ew. Majestät müssen nun das Beispiel geben. O König! binden Sie schnell den weißen Stier eigenhändig los und seyn Sie der Erste, der ihn anbetet.« Amasis gehorchte und warf sich mit seinem ganzen Volke vor dem Ochsen nieder. Der Oberpriester von Memphis bot darauf dem neuen Stier Apis die erste Handvoll Heu dar. Die Prinzessin Amaside schmückte seine schönen Hörner mit Festons von Rosen, Anemonen, Hahnenfüßen, Tulpen, Nelken und Hyazinthen. Auch nahm sie sich die Freiheit, ihn zu küssen, jedoch mit der größten Ehrerbietung. Die Priester bestreuten den Weg, auf dem er nach Memphis geführt wurde, mit Palmen und Blumen, und der weise Mambrès, der stets seinen Betrachtungen nachging, sagte ganz leise zu seiner Freundin, der Schlange: »Daniel hat diesen Menschen in einen Ochsen verwandelt, und ich habe diesen Ochsen in einen Gott verwandelt.«

Der Zug setzte sich darauf in derselben Bewegung, wie er gekommen war, wieder nach Memphis in Bewegung. Der König von Tanis, noch starr von Erstaunen, folgte nach. Mambrès ging mit heiterer und zufriedener Miene neben ihm. Die Alte folgte höchst verwundert in

Begleitung der Schlange, des Hundes, der Eselin, des Raben, der Taube und des Sündenbocks. Der große Fisch schwamm wieder den Nil hinauf. Die in Elstern verwandelten Propheten Daniel, Hesekiel und Jeremias schlossen den Zug.

Sobald derselbe die nicht sehr ferne Grenze des Königreichs betreten hatte, nahm der König Amasis vom Stier Apis Abschied und sprach zu seiner Tochter: »Meine Tochter, kehren wir jetzt in unsere Staaten zurück, damit ich Ihnen den Hals abschneide, wie ich es in meinem königlichen Herzen beschlossen habe, weil Sie den Namen Nebucadnezar, meines Feindes, der mich vor sieben Jahren entthront, genannt haben. Wenn ein Vater geschworen hat, seiner Tochter den Hals abzuschneiden, so muß er seinen Eid halten, sonst wird er auf immer in die Hölle verstoßen, und ich will mich aus Liebe zu Ihnen nicht verdammt wissen.« Die schöne Prinzessin gab dem Könige Amasis Folgendes zur Antwort: »Mein lieber Vater, schneiden Sie den Hals ab, wem Sie wollen, nur mir nicht. Ich befinde mich auf dem Gebiete der Isis, des Osiris, Horus und Apis; ich werde meinen schönen weißen Stier nicht verlassen; ich werde ihn den ganzen Weg entlang küssen und seine Apotheose in dem großen Stall der heiligen Stadt Memphis mitansehen; dies ist eine Schwachheit, welche einer wohlerzogenen Prinzessin wohl zu verzeihen ist.«

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als der Stier Apis ausrief: »Meine theure Amaside, ich werde Dich mein ganzes Leben hindurch lieben.« Dies war das erste Mal, daß man in Aegypten den Apis hatte

reden hören, seit den vierzigtausend Jahren, daß man ihn anbetete. Die Schlange und die Eselin riefen aus: »Die sieben Jahre sind vorüber!« und die drei Elstern wiederholten: »Die sieben Jahre sind vorüber!« Alle Priester Aegyptens erhoben die Hände gen Himmel. Plötzlich sah man den Gott seine beiden Vorderbeine verlieren; seine Hinterbeine verwandelten sich in zwei Menschenbeine; zwei schöne, fleischige, muskulöse und weiße Arme wuchsen aus seinen Schultern hervor; an die Stelle des Ochsenkopfs trat ein liebenswürdiger Heldenkopf; er wurde wieder der schönste Mann von der Welt und sprach: »Ich will lieber Amaside's Geliebter, als ein Gott seyn. Ich bin Nebucadnezar, König der Könige.«

Diese neue Verwandlung setzte Jedermann, außer dem nachdenkenden Mambrès, in Erstaunen; was aber Niemand in Erstaunen setzte, war, daß Nebucadnezar sich in Gegenwart dieser großen Versammlung mit der schönen Amaside sofort vermählte.

Er ließ seinem Schwiegervater das Königreich Tanis, und dotirte die Eselin, die Schlange, den Hund, die Taube und selbst den Raben, die drei Elstern und den großen Fisch aufs Beste, um der ganzen Welt zu zeigen, daß er eben so gut zu verzeihen, wie zu siegen wüßte. Die Alte erhielt eine beträchtliche Pension. Der Sündenbock wurde auf einen Tag in die Wüste gesandt, um alle bisherigen Sünden abzubüßen, und nachdem dies geschehen war, erhielt er zwölf Ziegen zur Belohnung. Der weise Mambrès kehrte in seinen Pallast zurück, um Betrachtungen anzustellen. Nebucadnezar, nachdem er ihn um-

armt hatte, regierte ruhig über das Königreich Memphis, über Babylon, Damaskus, Balbec, Tyrus, Syrien, Kleinasien, Scythien, die Länder von Schiras, Mosok, Tubal, Madai, Gog, Magog, Javan, Sogdiana, Baktrien, Indien und die Inseln.

Die Völker dieser colossalen Monarchie riefen jeden Morgen aus: »Es lebe der große Nebucadnezar, König der Könige, der kein Ochse mehr ist!« Und seit dieser Zeit war es in Babylon gebräuchlich, daß jedesmal, wenn der durch seine Satrapen, oder seine Magier, oder seine Schatzmeister, oder durch seine Frauen plump getäuschte Souverain endlich seine Fehler einsah und sein schlechtes Betragen änderte, das ganze Volk vor seiner Thür rief: »Es lebe unser großer König, der kein Ochse mehr ist!«

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt

des zweiten Bandes.

Die beiden Getrösteten. 1
Geschichte eines braven Braminen. 41
Der Naturmensch, eine wahre Geschichte, aus den Handschriften des Paters Quesnel entnommen. 48
Die Prinzessin von Babylon. 155
Jeannot und Colin. 269
Der weiße Stier. Aus dem Syrischen übersetzt von Mamaki, Sr. Maj. des Königs von England Dolmetscher für die orientalischen Sprachen. 287

Bayerische Staatsbibliothek München

Buchbinderei
Theo Storfinge
8260 Altmühldo